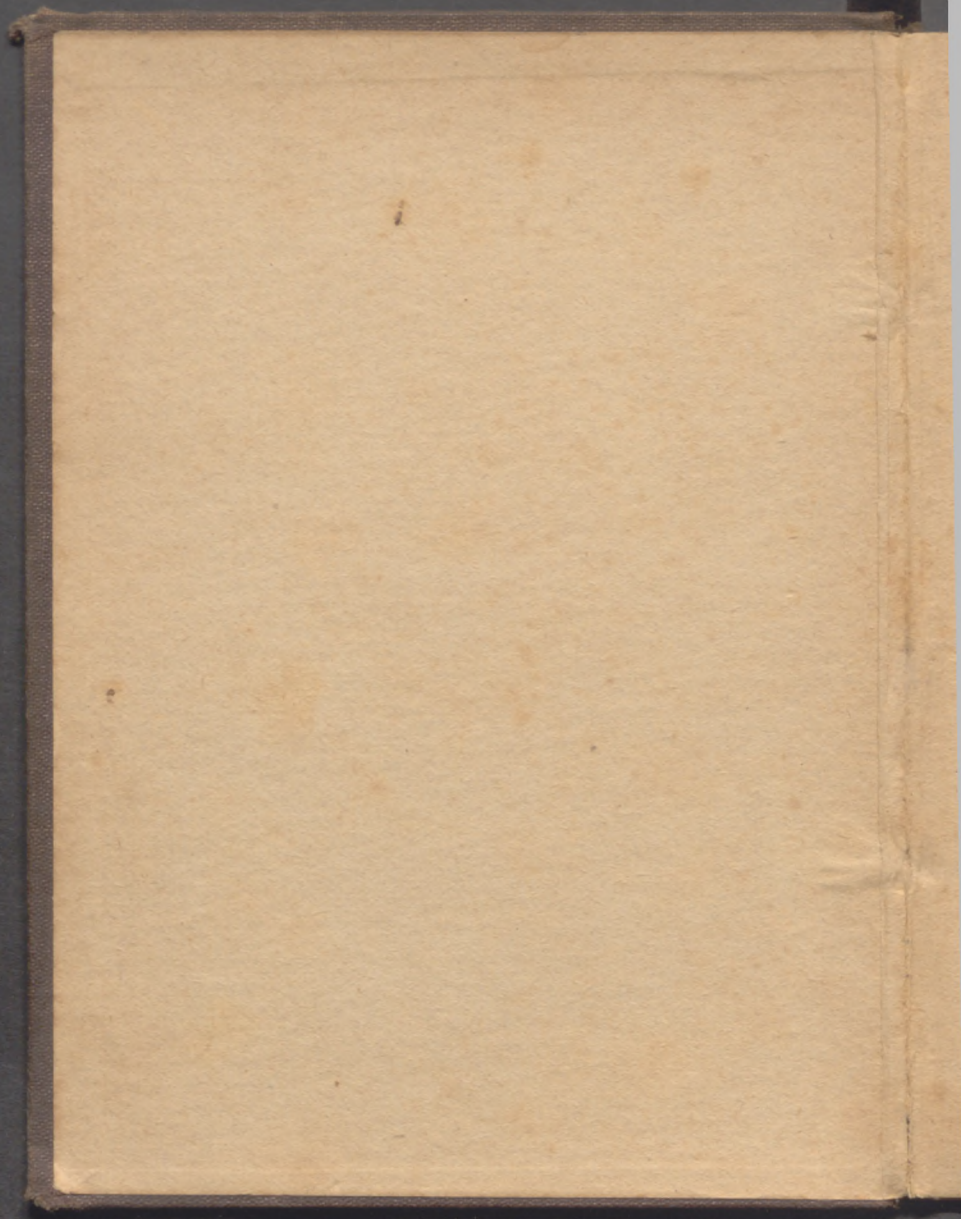
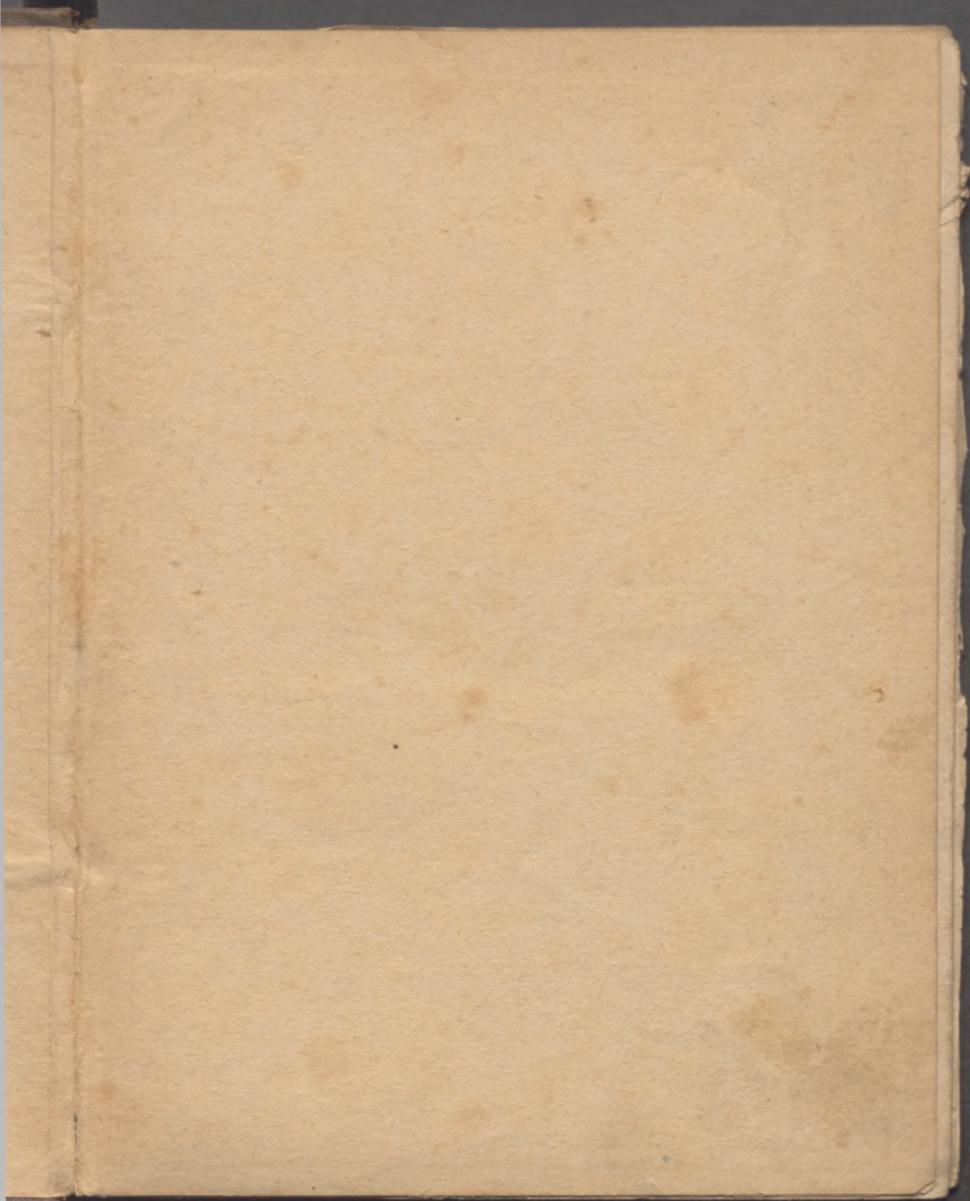


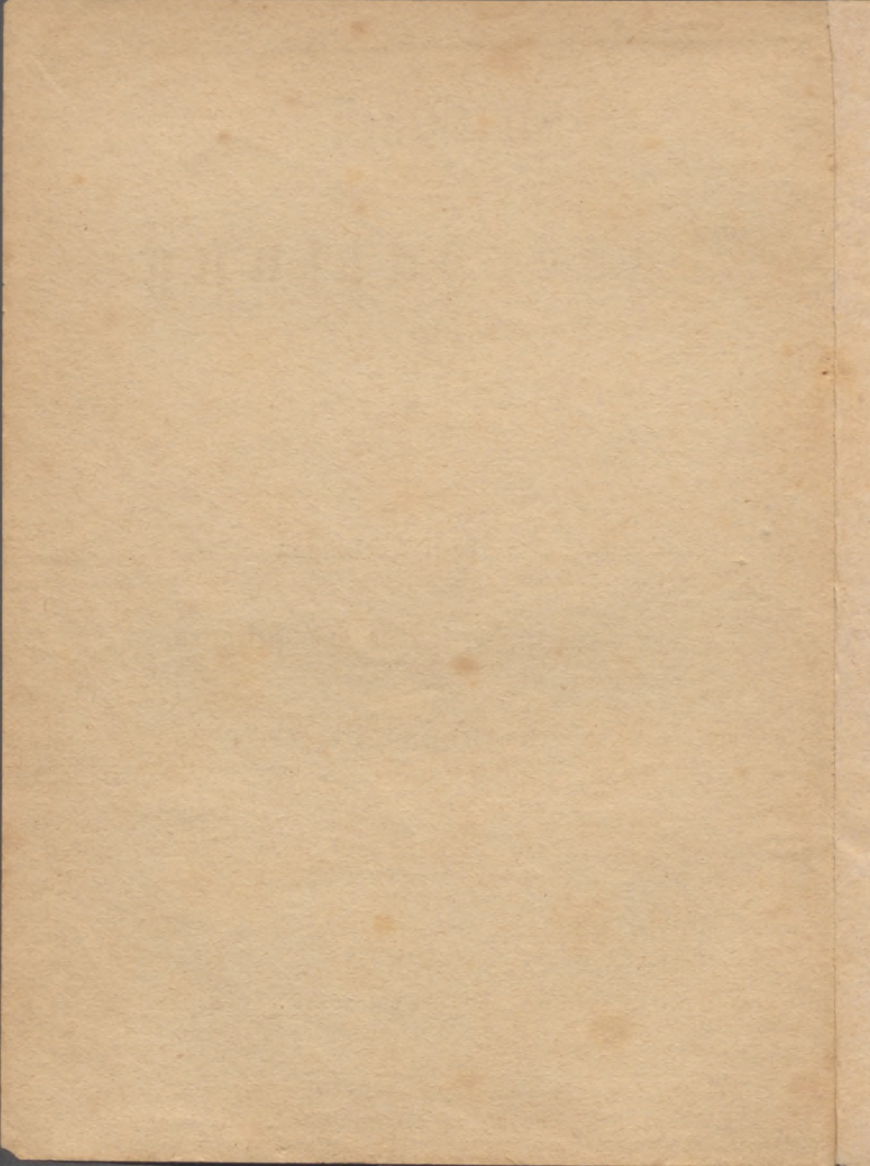
Biblioteka
U. M. K.
Toruń

013798
II 1881 1/2

5516
Fakultät
der
Universität
zu
Wien
Böhmische
1881.
Band 2







Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1881.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schöneln.

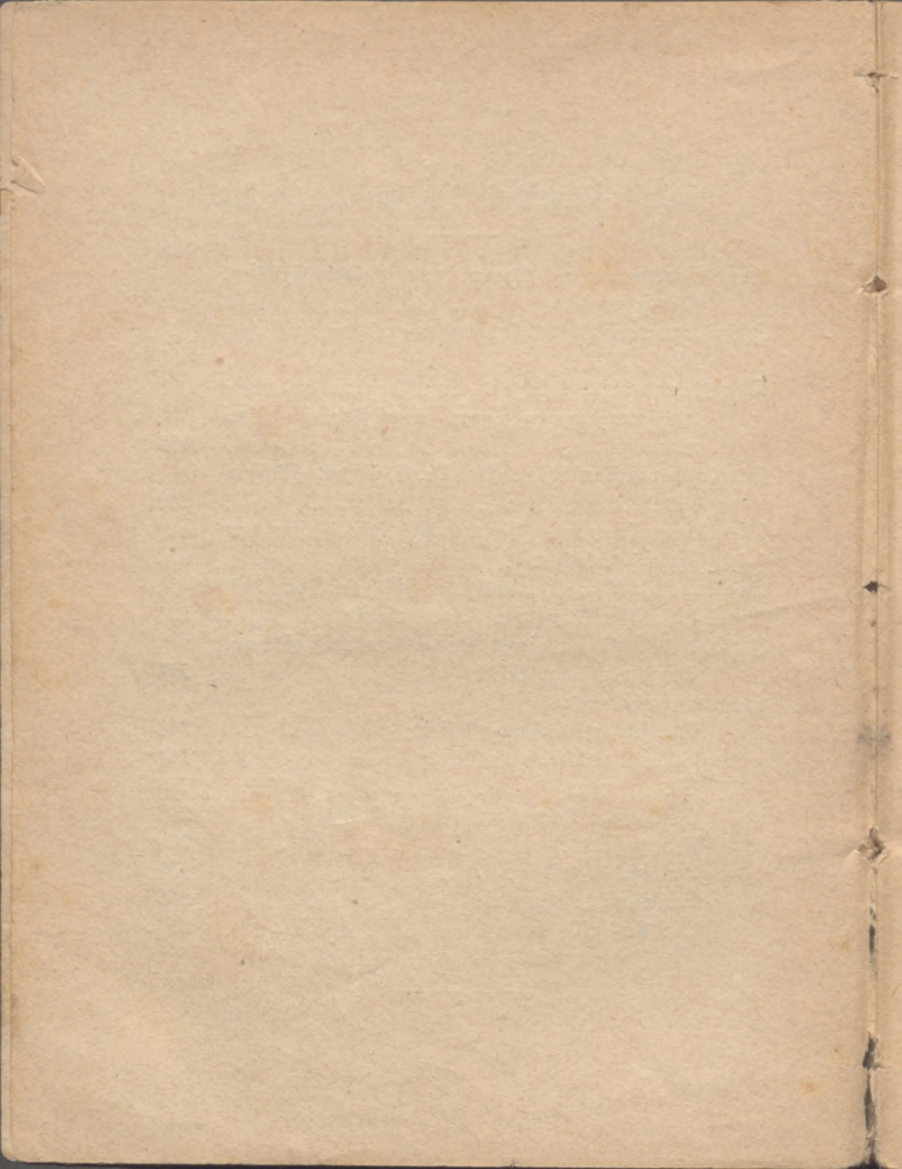
013798



II

Inhalts-Verzeichniß des zweiten Bandes.

	Seite
Ein Edelmarber. Roman von Egbert Carlssen. (Fortsetzung)	5
Zwei Kronen. Historische Novelle von Hermann Hirschfeld	89
Der Zarewitsch Alexei. Eine Tragödie aus Rußlands vergangenen Tagen. Von Friedrich Zimmermann	186
Im kaiserlichen Rom. Von Dr. C. Schmidt-Weißensfeld	200
Die Ringelnatter. Naturgeschichtliche Skizze von Richard Schulz	212
Die drei W-Minister des preussischen Staates. Historische Skizze von F. v. Zobeltig	224
In der Redaktion einer New-Yorker Zeitung. Skizze von Aug. Scheibe	235
Mannigfaltiges:	
Eine seltsame Schmuggelaffaire	248
Butarest und seine Entstehung	251
Ein Autograph	253
Militärische Namen und ihre Entstehung	253
Feuerpassion	255
Landseer's Hund	255
Amerikanische Industrie	256
Ein Vortheil	256



Ein Edelmar der.

Roman

von

Gebert Carlöfen.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Als Eduard Mirski jetzt in den Salon zurückgetreten war, fuhr er geschäftig mit dem Flederwisch über die Bilder an der Wand und einige Möbel; da aber an dem Flederwisch ein paar Schneeflocken haften geblieben, hinterließ derselbe, wo er hinkam, nasse Spuren. Uebrigens wurde der junge Diener von seiner doppelseitigen Beschäftigung bald durch den hellen Ton der Borsaalglocke abgerufen, auf deren Klang er hinauseilte, den Flederwisch an seinen Platz hängte und die Glashüre öffnete. Den Eintretenden begrüßte er mit einer artigen Verbeugung; es war der Oberkellner vom „Hotel de Prusse“, welchem der Hausknecht mit einem großen Korbe auf dem Fuße folgte.

„So, da wären wir,“ sagte der Erstere, indem er Eduard Hut und Stock reichte und sich dann mit dessen Hilfe aus seinem Paletot schälte. Darauf öffnete ihm Eduard die Thüre des rechts vom Salon liegenden Speisezimmers, welches der Oberkellner händereibend betrat und sodann dem Hausknecht einen Wink gab, ihm zu folgen.

„Ah — das ist ja ganz hübsch hier,“ meinte er, sich befriedigt in dem mäßig hohen Gemach umsehend, welches bei der vorgerückten Tageszeit bereits eine von der Mitte der Decke herabhängende Lampe erleuchtete, während die dunkelgrünen Vorhänge vor beiden Fenstern dicht zugezogen waren. Die Wände des Zimmers bekleidete eine ziemlich dunkle lederfarbene Tapete, von welcher sich die breiten Goldrahmen des Spiegels und einiger Oelbilder kräftig abhoben. Die letzteren stellten Stillleben dar und Jagdszenen, zwar keine Originale, aber gute Kopien bekannter Bilder. Neben ihnen bildeten mehrere stattliche Hirschgeweihe den Schmuck der Wände, von Geweih war auch das Gestell der Hängelampe mit ihren drei hellleuchtenden Kugeln und die Kandelaber, welche mit zwei silbernen Champagnerkühlern auf dem Büffet zwischen einigen hohen Glaspokalen und mittelalterlichen Trinkkrügen standen, echten „Kreuzenern“ oder Apostelkrügen, wie sie die Liebhaber so hoch schätzen. Das Büffet selbst war, wie die übrigen Möbel, von hellem Aho. mit einem um wenige Farbtöne dunkleren gemaserten Holze eingelegt und mit etwas Schnitzerei geschmückt. Die letztere war aber sehr diskret angebracht, so daß sie durchaus nicht störend wirkte. Von ähnlicher Arbeit und demselben Holze war ein dem Büffet gegenüberstehender halbhoher Schrank, auf welchem eine prächtige Kassette von schwarzem Ebenholz mit silbernen Griffen und eingelegtem Deckel stand, darüber sah man auf einer geschmackvoll geschnitzten Konsole, welche einen aus Zweigen und Blättern hervorschauenden Fuchskopf zeigte, eine Stehuhr, deren Gestell, wie bei Lampe und

Leuchter, von Hirschgeweih war. Wenn wir noch hinzufügen, daß ein kleingemusterter, in bescheidenen Farben gehaltener Brüsseler Teppich den Fußboden bedeckte und daß ein grünschimmernder, runder Kachelofen in altdeutscher Form eine behagliche Wärme ausströmte, so wird vielleicht der geehrte Leser dem Oberkellner des „Hotel de Prusse“ beistimmen, wenn derselbe dies Speisezimmer „ganz hübsch“ fand.

„Der Herr Baron hat mir gesagt,“ wandte sich diese letztere wichtige Persönlichkeit jetzt an den jungen Eduard, „Du habest die Schlüssel und siehst genügend von ihm instruiert.“

„Gewiß,“ nickte Eduard und zog aus der Tasche seiner Livree zwei aneinander gebundene Schlüssel, mit denen er die Thüren des Büffets und sodann die Schubladen desselben öffnete, „hier wird sich Alles finden, was nöthig ist, insofern Sie es nicht selbst mitgebracht haben.“

„Wie viel Couverts?“ fragte der Oberkellner, das Tisch-tuch überbreitend.

„Graf Beck — eins, Lieutenant v. Pleißenbach — zwei,“ zählte Eduard, „Baron Krall — drei, Herr von Carolin — vier —“

„Wie kommt denn der dazu?“ murmelte der Oberkellner halblaut.

„Der lange Israel — fünf,“ fuhr der kleine Bediente fort.

„Wer?“ fragte der Oberkellner halb erstarrt und ließ vor Schrecken beinahe den Stoß Teller fallen, welchen ihm Eduard reichte. „Wer? Ein Herr Is—ra—el?“

„Ach — so nennen sie den langen Adjutanten, Herrn v. Walsing,“ meinte der kleine Bediente gleichmüthig.

Der Oberkellner schüttelte verweisend das Haupt. „Wenn ‚sie‘ ihn auch so nennen, das heißt seine Herren Kameraden, so ist es doch durchaus nicht am Platze, wenn Du Dir dergleichen Bezeichnungen erlaubst. Herr v. Walsing ist also der fünfte. Dein Herr Baron Numero sechs — wird sonst noch Jemand erwartet?“

„Das gab’ ja eine böse Sieben,“ lachte Eduard.

Der Vicekönig des „Hotel de Prusse“ schüttelte wiederum tabelnd den Kopf, während der Hausknecht in das Lachen des kleinen Bedienten einstimmt. Dann wurde das Geschäft des Tafeldeckens schnell, sicher und schweigend zu Ende geführt, worauf der Oberkellner Eduard fragte: „Der Herr Baron sprach noch von einem Tafelaufsatz. Es sei dies ein altes Erbstück in seiner Familie. Weißt Du, wo derselbe steht?“

Eduard öffnete auch die zweite Thüre des Büffets und nahm einen mit Seidenpapier sorgfältig verhüllten hohen Gegenstand heraus. Derselbe schien sehr schwer zu sein, denn der kleine Mann hatte offenbar Mühe, ihn auf den Tisch zu heben. Als dann die Umhüllung gefallen war, sah man einen aus Silber getriebenen abgehauenen Baumstamm, auf dem zum Sprunge bereit ein Marder kauerte.

Der Oberkellner placirte den Aufsatz in der Mitte der Tafel, nachdem er ihn vorher mit Kennermiene betrachtet hatte. „Was soll das für ein Thier sein?“ fragte er dabei, „für einen Fuchs ist er doch zu klein.“

„Als der Baron ihn neulich seinem Freunde Carolin

zeigte,“ erwiderte Eduard, „sagte er, es sei ein Edelmarder, das Wappenthier seiner Familie. Sehen Sie, hier unten ist das Wappen,“ fuhr er fort und zeigte dabei auf ein am Fuß des Baumes angebrachtes Schild, welches ein mit der adeligen Krone gezielter Helm bedeckte, „hier unten ist das Wappen und darin auch so ein Vieh, wie oben auf dem Baume sitzt. Mein Baron erzählte damals auch noch, der Aufsatz sei ein Geschenk eines Königs — den Namen habe ich vergessen — an seinen Vater, der oberster Jagdmeister gewesen sei.“

„Oberstjägermeister,“ verbesserte der Oberkellner, „Oberstjägermeister willst Du sagen — das ist eine sehr hohe Charge und der Inhaber wird sogar Excellenz genannt, wie ein Minister oder ein General, was Du Dir immerhin merken magst. Der Tafelaufsatz ist aber in der That magnifique, würdig, das Geschenk eines Königs zu sein.“

Er warf noch einen bewundernden Blick auf das Kunstwerk, ehe er sich abwandte. Doch wollen wir es dahingestellt sein lassen, ob derselbe ebenso bewundernd gewesen wäre, wenn der Beschauer gewußt hätte, daß das angeblich königliche Geschenk und Familienstück erst vor wenigen Wochen von Herrn v. Martens in der Residenz bestellt und auch nicht, wie es schien, aus massivem Silber, sondern aus allerdings stark versilbertem Nickel angefertigt war. Indem der Oberkellner sich umwandte, fragte er den jungen Eduard: „Ist sonst Alles in Ordnung? Wie sieht es in den anderen Zimmern aus? Ich hoffe, Du hast Deine Zeit benutzt.“

Der Bediente öffnete bereitwillig die vom Eßzimmer

in den Salon führende Thüre, indem er sagte: „Ueberzeugen Sie sich selbst, Herr Oberkellner.“ Auch beeilte er sich, die Gas Kronen inmitten des Plafonds anzuzünden und ebenso das anstoßende Zimmer zu erhellen, in welchem die Spieltische aufgestellt waren. „So, so, das sind ja gleichfalls ein paar nette Räume,“ meinte der Oberkellner, indem er sich prüfend umsah, und auf einen Flügel deutend, welcher inmitten des Salons stand, setzte er fragend hinzu: „Spielt Dein Baron denn auch Klavier?“

„Nein,“ versetzte Eduard, „er selbst rührt keine Taste an, der Flügel steht eigentlich nur für Herrn v. Carolin hier, welcher jedesmal darauf spielt, wenn er kommt.“

„Und er kommt wohl oft, dieser Herr v. Carolin?“

„Beinahe täglich. Niemand besucht uns so oft als der, nicht einmal der Lieutenant v. Pleißenbach.“

„Hm, hm,“ machte der Oberkellner, indem er wiederum etwas verwundert den Kopf schüttelte; dann warf er noch einen musternden Blick rings umher, stellte einen Fauteuil anders und rückte an den Leuchtern auf den Spieltischen. „So, nun ist Alles in Ordnung, jetzt können wir gehen,“ meinte er, „Du mußt auch mitkommen, Eduard, und dem Hausknecht die Sachen hinübertragen helfen; er muß sonst zweimal gehen und wir können ihn nicht so lange im Hotel entbehren.“

„Mein Herr hat auch schon davon gesprochen,“ nickte Eduard und folgte dem Oberkellner auf den Korridor, wo er ihm in seinen Paletot half. Dann verließen alle Drei die Wohnung.

Einige Zeit blieben die hellen behaglichen Räume leer;

erst nach einer halben Stunde etwa wurde von außen ein Schlüssel in die Korridorthüre gesteckt und umgedreht. Die Thüre öffnete sich und ein schlanker hochgewachsener Mann trat ein. Es war der Inhaber der Wohnung, Herr von Martens.

Er schloß wieder hinter sich ab und ging direkt in sein Schlafzimmer, wo er Hut und Ueberzieher ablegte. Dann durchschritt er die anderen Räume und betrachtete zufrieden die für die heutige Gesellschaft getroffenen Vorbereitungen. Besonders auf dem Tafelaufsatz mit dem Wappenschild und dem Edelmarder ruhten seine Blicke mit sichtlichem Wohlgefallen. In's Spielzimmer zurückgekehrt, legte er sodann auf jeden der Tische zwei Spiel neuer Karten, ordnete die Markenkästchen und war eben im Begriff, jetzt auch die Wachslichter auf den Spieltischen anzuzünden, als die Glocke an der Vorsaalthüre einen schrillen Ton von sich gab. Martens beachtete das Zeichen nicht weiter; als es aber bald darauf zum zweiten Male ertönte, murmelte er: „Wo bleibt denn Eduard? Ah — er wird schon zum Hotel gegangen sein, da muß ich mich wohl entschließen, selbst zu öffnen.“

Er setzte die Schachtel mit den Zündhölzern wieder aus der Hand und ging hinaus. Als er die Korridorthüre öffnete, sah er sich einem kleinen Herrn gegenüber, gekleidet in einen schweren Reisepelz, dessen Kragen in die Höhe geschlagen war. Eine dazu passende Pelzmütze trug der Fremde tief in die Stirne gerückt, so daß man von seinem Gesicht kaum etwas Anderes sah als einen weißen Vollbart und zwei lebhaft schwarze Augen.

Herrn v. Martens genügte jedoch dies Wenige, den Besuch zu erkennen. Es schien fast, als ob er leicht zusammenzuckte und seine Hand umspannte die Thürklinke, welche sie gefaßt hielt, fester, aber seine Stimme klang ganz unbefangen, als er sagte: „Ah, Sie sind es, Herr Doktor Adam, überraschend wie immer. Darf ich nicht bitten, näher zu treten?“

Der Fremde folgte mit einem trockenen „Guten Abend“ der Aufforderung und trat an Martens vorbei auf den Vorfaal, dessen Thüre dieser wieder hinter sich schloß. Als sich Martens umwandte, hatte sein Gast bereits Pelz und Mütze abgelegt und war eben im Begriff, die letzteren an den Kleiderständer zu hängen. Martens öffnete ihm die Thüre zum Salon und trat hinter ihm ein.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ fragte Martens, aber der Fremde antwortete kurz: „Später“ — ging im Salon auf und ab und betrachtete aufmerksam jedes einzelne Möbel und die Bilder an der Wand. Dann warf er einen Blick in's Spielzimmer und ebenso in's Eßzimmer, dessen Thüre noch offen stand. „Sie erwarten Besuch?“ fragte er.

„Allerdings.“

„Wen?“

„Einige Bekannte.“

„Die Namen?“

„Es sind Offiziere der hiesigen Garnison,“ erwiderte Martens, indem er sich nachlässig in ein Fauteuil sinken ließ.

„Die Namen,“ wiederholte der Fremde noch einmal in seiner kurzen, bestimmten Weise.

„Sie werden kaum einen Bekannten darunter finden, Herr Doktor,“ lächelte Martens, und diesem spöttischen Lächeln war es wahrlich nicht anzusehen, wie viel zornige Aufregung sich dahinter verbarg. Gleichmüthig mit einer Quaste des Fauteuils spielend, fuhr er fort:

„Aber da Sie so viel Interesse für die Namen meiner Gäste verrathen, will ich Ihnen dieselben nicht vorenthalten. Es sind Graf Zeß, Baron Krall, v. Walsing, von Pleißenbach, v. Carolin.“

„Bornehme Gesellschaft,“ hüstelte der Doktor, „entsprechend dieser theuren Einrichtung, ich habe mir das gedacht nach den Summen, die Sie auf uns gezogen haben. Hoffentlich ist der Erfolg dem gemachten Aufwand entsprechend. Wie weit sind Sie in der bewußten Angelegenheit?“

„Wie es in der Natur der Sache liegt, habe ich bis jetzt nur vorbereitende Schritte thun können.“

„Noch nichts weiter? Und dazu haben Sie schon achttausend Thaler verbraucht? Ich will wenigstens hoffen, daß diese Einrichtung bezahlt ist.“

Martens zuckte die Achseln.

„Also nicht einmal das!“ fuhr der kleine Doktor aufgeregt fort. „Dann haben Sie wieder gespielt.“

„In den Kreisen, in welchen ich mich bewege, kann ich das nicht vermeiden. Soll ich mit Erfolg gegen die Bizowskis operiren, so muß ich zunächst in der hiesigen Gesellschaft festen Fuß gefaßt haben.“

„Dazu war eine solche Verschwendung nicht nöthig.“

„Als Sie mich für dies Abenteuer zu gewinnen suchten, haben Sie mir selbst gesagt, es käme auf einige tau-

fend Thaler bei der Ausführung des Planes nicht an," erwiderte Martens gelassen.

"Und jetzt bin ich gekommen, Ihnen die Grenze dieser einigen Tausend anzugeben. Wir sind fest entschlossen, nicht über Zehntausend hinauszugehen."

"Dann muß ich mich ja verteufelt beeilen, zu Ende zu kommen," lachte Martens.

"Im Gegentheil, da Sie doch noch nicht angefangen haben, wünsche ich, daß Sie jetzt den Beginn Ihrer Operationen nur noch etwas länger hinausschieben."

Martens sah erstaunt auf.

"Es ist ein Zwischenfall eingetreten, dessen Erledigung vorher nothwendig ist," fuhr Doktor Adam fort. "Denn es haben sich Zweifel erhoben, ob die in Frage stehende Person die einzige, ja, ob sie überhaupt die nächste erbberechtigte ist."

"Teufel, das wäre eine schöne Geschichte!" rief Martens aufspringend. "Ein Glück nur, daß diese Zweifel sich jetzt schon eingestellt haben, sonst wäre ich infam angeführt gewesen. Wenn ich mir vorstelle, daß ich diese angebliche Erbin zu meiner Frau gemacht hätte und nachher wäre herausgekommen, daß die Erbschaft einem Andern gehörte! Teufel — Doktor — der Gedanke schon macht mich wild."

Es war für Herrn v. Martens nicht schwer, den unangenehm Ueberraschten zu spielen. Denn so gut er schon vorher gewußt, daß in der That ein näherer Erbe vorhanden war als das ihm zur Frau bestimmte Mädchen, so unerwartet war es ihm doch, diese Nachricht aus Adam's

Munde zu hören. Es paßte durchaus nicht in seinen Plan, daß derselbe jetzt schon Vermuthungen über diese Thatsache hegte.

„Eben darum sollen Sie zunächst nicht weiter vorgehen,“ antwortete der Doktor auf Martens' letzte Worte. „Aber um so nothwendiger ist es, daß Sie sich in Ihren Ausgaben einschränken. Sie müssen bedenken, daß Ihre Hilfe für uns möglicher Weise ganz überflüssig sein wird und daher jeder Pfennig, welchen Sie ausgeben, in gewissem Sinne weggeworfen ist. Also — sparen!“

„So lange ich hier bin, muß ich in derselben Weise fortleben wie ich angefangen habe.“

„Sie haben ja auch noch zweitausend Thaler zur Disposition, genug für den Rest des Winters, wenn Sie keine Thorheiten begehen. Und tun zu etwas Anderem! Unter den Bekannten, welche Sie heute Abend erwarten, ist Herr v. Birzowski nicht?“

Martens ging mit düster zusammengezogenen Augenbrauen im Salon auf und nieder. Für die Frage des Doktors hatte er als Antwort nur ein kurzes „Nein!“

„Warum nicht? Ihr Auftrag ging dahin, zunächst seine Bekanntschaft zu suchen.“

„Das ist auch geschehen. Aber in die Gesellschaft von heute Abend paßt er nicht.“

„Ich muß wieder fragen: warum nicht?“

Martens stampfte ärgerlich mit dem Fuß auf den Boden. „Doktor, Sie nehmen es verzweifelt gründlich!“ rief er. „Warum Birzowski nicht in die heutige Gesellschaft paßt? Nun, weil er mit den Offizieren schlecht steht,

welche ich erwarte. Uebrigens hatte ich schon die Ehre, Ihnen zu bemerken, daß ich keineswegs versäumt habe, seine Bekanntschaft zu machen. Ich bin sogar — Dank der Vermittlung seines besten Freundes, eines Herrn von Carolin — in kurzer Zeit mit ihm recht intim geworden.“

„Desto besser! Dann richten Sie bei der nächsten Gelegenheit doch einmal die Frage an ihn, ob ihm die Persönlichkeit eines pensionirten Grenzauffsehers Mirski bekannt sei. Wollen Sie so gut sein, sich den Namen zu merken?“

Martens begann auf dem Flügel mit einem Finger die Melodie:

„O, du lieber Augustin,
Alles ist hin —“

zu spielen, indem er erwiederte: „Mirski? Der Name ist nicht schwer zu behalten.“

„Fragen Sie ihn ferner,“ fuhr Adam fort, „ob ihm etwas von einem Bertwürfniß dieses Mirski mit Birzowki's verstorbenem Onkel, dem früheren Besitzer von Wolno, bekannt sei.“

„Soll geschehen.“

„Schieben Sie das aber nicht zu lange hinaus. Ich bleibe bis morgen Abend hier, bemühen Sie sich, mir bis dahin Antwort zu bringen. Sie treffen mich im ‚Hotel de Prusse‘. Gelingt es Ihnen nicht, diesen Termin einzuhalten, so berichten Sie schriftlich unter der bekannten Adresse. Und nun will ich Sie nicht länger belästigen, sonst möchte mich einer Ihrer vornehmen Gäste hier finden,

und das würde Ihnen so unangenehm sein als mir. Darum guten Abend und nochmals — sparen Sie!“

9. Nebelbilder.

Als Martens von der Begleitung des Doktor Adam in den Salon zurückkehrte, ballten sich zornig seine Hände, um seinen Mund zuckte es wild und unter den düster zusammengezogenen Brauen schoß ein unheimliches Feuer hervor. „Das ertragen zu müssen,“ knirschte er, „das Blut kocht mir in den Adern, ich hätte den alten Schleicher mit der geballten Faust in's Gesicht schlagen mögen, als er mich abkanzelte wie einen Schulbuben. Ich muß von dem Menschen loskommen, aber wie? In der Birzowski'schen Sache ist er jetzt auch schon wieder auf der richtigen Fährte — ein wahres Glück nur, daß Eduard zufällig abwesend war. Sobald der schlaue Fuchs diesen sieht, wird er ihn unfehlbar an der Ähnlichkeit mit seiner Schwester erkennen. Ich muß den Burschen fortschicken, heute Abend noch, sonst kommt er dem Alten vielleicht doch noch bei irgend einer Gelegenheit unter die Augen und meine Mühe ist umsonst gewesen. O, könnte ich mich nur von diesen Fesseln befreien, oder noch besser — wäre ich niemals — ah — die Neue kommt zu spät!“

Er warf sich in einen Sessel und starrte in düsterem Sinnen vor sich nieder. Längst vergessene Gestalten stiegen vor ihm auf, er wischte mit der Hand über die Augen, als wollte er sie vertreiben, aber sie blieben da, sie traten zu Gruppen zusammen, Bilder entschwundener Zeit tauchten auf, entschwundener Unschuld. Mancher Seufzer quoll



über die Lippen des einsamen Mannes, als so an ihm vorüberzog, was er einst gewesen, und wie er geworden, was er jetzt war. —

Nebelbilder!

— — — — —

An einem mächtigen Strome des westlichen Deutschlands, welcher, entstanden aus der Vereinigung zweier Flüsse, durch anmuthiges, herrlich bewaldetes Bergland nordwärts zieht, vorbei an manchem stillen Dorf, an mancher einsamen Mühle, an mancher lebhaften Stadt mit altersgrauen Kirchen und hochgeschwungenen Brücken, bis der Fluß durch ein mächtiges Felsenthor hinaustritt in die weite niedersächsische Tiefebene und nun seine stets gewaltiger anschwellenden Wogen langsam dem Meere zuwälzt — an diesem Strome liegt eine alte Stadt mit stillen freundlichen Straßen und schmucken Giebelhäusern, eine der ältesten städtischen Ansiedelungen Niedersachsens, schon vor Karl dem Großen von frommen Männern angelegt als ein Hort der neuen Lehre vom Kreuz, welcher die alten Sachsengötter weichen sollten. An diese Zeit erinnert noch die dem Apostel der Deutschen geweihte Kirche dicht am Fluß mit ihren massigen, altersgrauen Mauern, von der neuen Zeit erzählt gleich daneben der lustige Bau einer Kettenbrücke, von welcher das Auge entzückt stromauf und stromab schweift, an der reizvollen Landschaft sich mit Behagen erfreuend. Runde Bergkuppen, von Buchenwäldern bedeckt, schauen von allen Seiten in die Stadt hinein und auf den Wellen des Flusses zieht neben dem schmucken Passagierboot der schwerfällige Schleppdampfer

dahin, hinter sich her eine lange Reihe hochbeladener Kähne ziehend.

Es war an einem Nachmittage des April, als über diese Brücke ein stattlicher Mann in der einfachen Uniform der hannoverischen Forstbeamten schritt. Das bis auf einen schmalen Backenbart glattrasirte Gesicht war von der Sonne gebräunt, um den Mund lag ein wohlwollender Zug und unter der großen Schirmmütze blickten zwei freundliche blaue Augen hervor. Neben ihm ging ein hochaufgeschossener, schmalschulteriger Jüngling im schwarzen Anzuge mit weißer Halsbinde und gleichen Handschuhen. Auf seinem mehr klugen als hübschen Antlitz war ein freudiger Triumph unverkennbar ausgesprochen, er machte den Eindruck, als ob er an sich halten müßte, um nicht laut hinauszujuchzen in den Frühlingssonnenschein, um es nicht hinauszurufen weit in das lachende Flußthal: „Ich habe gesiegt!“

Die Männer kamen von der Stadt her und schritten den Bergen zu, welche am anderen Ufer in sehr geringer Entfernung vom Fluß emporstiegen. Von einem Vorsprung in halber Höhe derselben sah ein weißes Haus in das Thal hinab, über dessen Thüre ein stattliches Hirschgeweih prangte und es so als Forsthaus kennzeichnete. Das war das Ziel der beiden Wanderer.

An einem Fenster dieses Hauses saß in einem bequemen Lehnstuhl, von weichen Kissen unterstützt, eine blasse Frau mit ebenso klugen braunen Augen, wie der triumphirende Jüngling dort unten sie hatte. Auch sonst war die Aehnlichkeit zwischen Beiden unverkennbar, nur hatte das Leben

auf dem Gesichte der Mutter so manchen Zug schmerzvollen Leidens eingezeichnet, aber auch demuthsvoller Ergebung und eines seligen, wenn auch schwer erkämpften Friedens. Davon war in dem jugendlichen Antlitz des Sohnes noch nichts zu lesen.

Als jetzt Vater und Sohn zwischen den Bäumen hervor auf den freien Platz vor dem Hause traten, schwenkte der Letztere jubelnd die Mütze. Die Kranke winkte zur Antwort mit der schmalen weißen Hand, und als sich gleich darauf die Thüre öffnete und der Oberförster rief: „Du darfst gratuliren, Mutter, er hat sein Maturitätsexamen glänzend bestanden, er ist der Beste von Allen“ — da wären diese Worte kaum noch nöthig gewesen, um die Mutter von dem glücklichen Resultat zu unterrichten. Sie hatte es längst in den strahlenden Augen des Sohnes gelesen.

Nun saß er ihr gegenüber und sie hielt seine Rechte zwischen ihren mageren Händen, durch deren zarte Haut die blauen Adern stark hindurchschimmerten. Ihr Blick ruhte auf seinem Antlitz, aber wie sie ihn so ansah, stieg eine Thräne in ihrem Auge empor und rollte langsam über die weiße Wange herab.

„Wie — Thränen?“ fragte der Oberförster und in den Worten lag ein unverkennbarer Vorwurf.

„Ich dachte an den Abschied,“ erwiderte die Kranke entschuldigend, indem sie hastig die Thräne fortwischte.

„Ein Abschied für ein halbes Jahr,“ meinte der Oberförster achselzuckend. „Wie schnell geht das dahin.“

„Ein halbes Jahr ist eine lange Zeit,“ sagte die Kranke

leise, indem sich ihre Augen vom Antlitz des Sohnes zu den weißen Wolken wandten, welche über den blauen Frühlingshimmel zogen, und ihre Hände fester die Rechte des Sohnes faßten. Ihre Lippen bewegten sich noch, aber die Worte, welche sie flüsterten, blieben unhörbar.

„Ich habe noch eine gute Nachricht,“ meinte der Oberförster nach einer kleinen Pause. „Unser Vetter, der Landdrost, hat geschrieben und versichert mich, daß es mit dem Stipendium für Erich keine Noth hätte, wenn wir nur gute Zeugnisse schicken könnten. Nun, bessere Zeugnisse als diejenigen Erich's kann er wahrhaftig nicht verlangen.“

„Das Stipendium kann nur auf der Landesuniversität verzehrt werden?“ fragte Erich.

„Natürlich.“

„Dann muß ich also nach Göttingen?“

„Wärest Du lieber anders wohin gegangen?“ fragte die Mutter, indem sie mit der Hand leicht über das Haar des Sohnes strich.

„Meine beiden besten Freunde gehen nach Heidelberg,“ erwiederte Erich, „auch ist Heidelberg viel schöner als Göttingen —“

„Und theurer,“ setzte der Vater, ihn unterbrechend, hinzu. „Es kostet mir bei Gott jetzt schon Mühe und Sorge genug, Dich studiren zu lassen, und wäre das Stipendium nicht, wahrhaftig, ich wüßte nicht, wie ich es möglich machen sollte. Darum sei froh, daß Du überhaupt auf die Universität kommst, und setz' Dir keine Flaufen in den Kopf, daß Heidelberg schöner sei als Göttingen.“

Mit diesen Worten verließ der Oberförster die Stube, dadurch jede weitere Diskussion abschneidend. Erich sah finster vor sich nieder, aber die Mutter richtete sanft seinen Kopf in die Höhe und ihm innig in die Augen sehend, sagte sie: „Das Leben wird noch schwerere Opfer von Dir fordern als dies, mein liebes Kind. Darum bringe es freudig. Denn wer früh im Kleinen entbehren lernt, hat Großes für später gewonnen.“

Ein Jahr war vergangen und wiederum lachte die Frühlingssonne in das anmuthige Flußthal hinab. Ueber die Kettenbrücke rollte ein schwerfälliger Postwagen in gemächlichem Trabe, der Postillon blies sein: „Schier dreißig Jahre bist Du alt“ und dann klapperte und rasselte die alte Kalesche über das holperige Pflaster, bis sie endlich in den Posthof einbog. Eilig wurde der Schlag geöffnet und heraus sprang ein hochgewachsener junger Mann, auf dem Kopfe die bunte Studentenmütze, über der Brust das dreifarbige Corpsband. Ein älterer Herr in der Forstuniform, auf deren Grün sich am linken Arm ein breiter schwarzer Florstreifen scharf markirte, streckte ihm beide Hände entgegen und zog ihn mit herzlichem Gruß an seine Brust. Dann verließen Beide zusammen den Posthof und wandten sich der Kettenbrücke zu.

Unmittelbar vor derselben jedoch bog der Oberförster kurz nach links ab und indem er seinen Arm unter den des Sohnes schob, sagte er: „Komm, wir wollen zuerst auf den Kirchhof gehen, im Forsthaufe dort oben erwartet uns ja jetzt Niemand mehr.“ Seine Stimme bebte leicht

bei den Worten, welche der Sohn nur mit einem Seufzer und einem stummen Kopfnicken beantwortete. Am Grabe angekommen, kniete der Lektore mit entblößtem Haupte nieder, seine Hände falteten sich und seine Lippen schienen ein Gebet zu flüstern. Der Oberförster blieb aufrecht stehen, aber als er den Sohn so am Grabe der Mutter knien sah, wurde sein Auge feucht und über die gebräunte Wange rollte langsam eine Thräne in den grauen Bart. Als schäme er sich derselben, wischte er sie schnell fort — der Jüngling besaß wohl eine weit größere Herrschaft über seine Gefühle, denn als er sich von seinem Gebet erhob, war sein Auge trocken und sein Antlitz verrieth auch nicht die Spur einer tieferen Bewegung. —

Einige Tage später saßen Vater und Sohn vor dem Forsthaufe zusammen am Frühstückstisch. Es war ein prächtiger Sonntagmorgen, kein Lüftchen rührte sich, die Frühlingssonne schien so innig warm und aus der Stadt klangen im majestätischen Chor die Kirchenglocken zu den Bergen hinauf. Der Oberförster faßte nach vollbrachtem Umbiß nach der Meerschaumpfeife, welche neben ihm auf einem Stuhl lag, und begann sie langsam und sorgfältig aus dem Tabaksbeutel zu stopfen — da erhob sich Erich plötzlich und ging mit schnellen Schritten auf einen Mann in dem damals landesüblichen langen rothen Rock der Briefträger zu, welcher zwischen den Bäumen hervor auf den freien Platz vor dem Hause trat. Er nahm ihm ein Packet Zeitungen und einen Brief ab, welcher letzteren er jedoch schnell in seiner Rocktasche verschwinden ließ. Dann kehrte er mit unbefangenen Gesicht zum Tisch zurück,

reichte seinem Vater die Zeitungen und setzte sich wieder auf seinen Platz.

„Weiter nichts?“ fragte der Oberförster, indem er die Zeitungen in Empfang nahm, aber es lag ein leises Mißtrauen in dem Ton, in welchem die Frage gestellt war und in dem Blick, welcher sie begleitete. Aus beidem hörte und sah Erich heraus, daß sein Vater den Brief bemerkt hatte, welchen er so schnell zu verbergen gesucht.

„Nur noch ein Brief an mich,“ antwortete er mit einem möglichst gleichgiltigen Gesicht.

Der Oberförster begann, ohne weiter etwas zu sagen, die Zeitung zu lesen. Erst nach einer Weile fragte er, von dem Blatt zu seinem Sohne herübersehend: „Warum liest Du Deinen Brief nicht?“

„Ich kann mir denken, was darin steht,“ antwortete Erich, den angenommenen gleichgiltigen Ton festhaltend.

„Blasirte Jugend!“ lachte der Oberförster und vertiefte sich wieder in seine Zeitung. Aber sein einmal gewecktes Mißtrauen ließ den sonst so arglosen Mann nicht zur Ruhe kommen. „Es ist wohl gar ein billet-doux, daß Du so heimlich damit thust?“ fragte er, wiederum aufsehend.

„O nein,“ erwiederte Erich schnell, „der Brief ist nur von einem Bekannten und hat wirklich einen ganz gleichgiltigen Inhalt.“

„Es scheint Dir aber doch nicht gleichgiltig zu sein,“ sagte der Oberförster, indem er die Zeitung fortlegte und seinen Sohn scharf ansah, „es scheint Dir doch nicht ganz gleichgiltig zu sein, ob ich diesen Inhalt erfahre oder nicht. Sonst hättest Du wohl den Brief nicht so schnell vor mir

zu verbergen gesucht. Du weißt, ich bin sonst nicht neugierig, hättest Du den Brief unbefangen vor meinen Augen geöffnet und gelesen, so hätte ich kaum nach dem Inhalt gefragt, und wenn je, so würde ich mit der oberflächlichsten Antwort zufrieden gewesen sein. Aber diese Heimlichthuerei verdrießt mich und — gerade heraus! — erregt mein Mißtrauen.“

„Das soll nicht sein,“ antwortete Erich, indem er mit einem schnellen Entschluß den Brief aus der Tasche zog und aufbrach. „Es ist zwar nicht mein Geheimniß allein, die Sache betrifft einen Freund, eine Duellangelegenheit, ich fürchtete, wenn Du davon erführest, möchtest Du Dir unnöthige Sorgen machen, daß ich auch 'mal in solche Sachen verwickelt werden könnte —“

„Ich habe Dir ein- für allemal erlaubt, Dich zu schlagen, wenn es die Rücksicht auf Deinen Namen und Dein Corps erfordert,“ unterbrach ihn der Vater, „Deine Besorgniß war daher unbegründet. Deshalb laß ein andermal solche Geheimnißkrämerei unterwegs, ich mag dergleichen nicht.“

Er nahm von Neuem die Zeitung zur Hand, Erich's Brust hob ein leichter Seufzer der Erleichterung, er zog den Brief aus dem Couvert, welches er neben sich auf den Tisch legte, und begann jetzt in der That sich mit dem Inhalt zu beschäftigen. Er kannte seinen Vater gut genug, um zu wissen, daß derselbe den unangenehmen Vorfall jetzt als erledigt betrachtete.

Jedoch schien derselbe dem Oberförster die gute Laune verdorben zu haben. Er faltete die Zeitung zusammen und

erhob sich. Dabei fiel sein Blick von ungefähr auf das Couvert, welches neben Erich lag. „Sieh einmal, Dein Freund schreibt ja eine schöne Hand, daran könntest Du Dir ein Beispiel nehmen, Deine Krähenfüße sind oft kaum zu entziffern.“ Damit griff der Oberförster nach dem Couvert, um die von ihm gerühmte Handschrift noch genauer zu betrachten, setzte aber sofort erstaunt hinzu: „Ist Dein Freund denn in einem Bankgeschäft?“

„In einem Bankgeschäft?“ wiederholte Erich, nur mit Mühe seine Verlegenheit verbergend.

„Allerdings. Der Stempel hier auf dem Couvert lautet: ‚Arthur Levyson, Bankgeschäft‘. Wie hängt dieser Bankier Levyson mit der Duellgeschichte zusammen, von der Du vorhin sprachst?“

Erich, dem der verhängnißvolle Stempel entgangen war und der keine Ahnung davon gehabt hatte, daß ihn das Couvert verrathen könnte, war so überrascht, daß er die Antwort schuldig blieb, und als sein Vater jetzt mit einem kurzen: „Her mit dem Brief!“ die Hand ausstreckte, mit niedergeschlagenen Augen das Schreiben auslieferte. Der Oberförster las laut den Inhalt:

„Guer Hochwohlgeboren werden entschuldigen, daß ich Sie mit diesen Zeilen belästige. Sie haben mir aber vor sechs Wochen versprochen, daß ich die zweihundert und fünfzig Thaler, welche Sie mir schulden, noch vor Semester-schluß erhalten sollte, und nun sind Sie abgereist, ohne die Sache in Ordnung gebracht zu haben. Ich kann aber nicht länger warten und muß Sie daher dringend bitten, mir mein Geld umgehend zu schicken, widrigenfalls ich mich

gezwungen sehe, zu anderen Mitteln zu greifen. Vergessen Sie nicht, daß ich einen Ehrenschein von Ihnen in Händen habe.

Hochachtungsvoll ergebenst

Arthur Levyson."

"Das also ist die Duellaffaire?" fragte der Oberförster mit gerunzelter Stirne.

"Verzeihung, Vater —" begann Erich, aber der Oberförster fiel ihm in's Wort: „Du hast mich belogen, Du hast mein Vertrauen getäuscht — das thut mir sehr weh. Würdest Du, wie tief mich das schmerzt, so hättest Du es vielleicht nicht gethan. Daß Du Schulden gemacht hast trotz meiner Warnungen und Ermahnungen, trotz der dringenden Bitten Deiner seligen Mutter, kann ich Dir vergeben, so leid es mir thut, aber diese Lüge von heute Morgen, diese mit Frechheit und Gewandtheit vorgebrachte Lüge werde ich lange nicht vergessen können. Mit dem Manne da" — der Oberförster wies auf die Namensunterschrift Levyson's — „werde ich selbst in Korrespondenz treten. Hast Du noch mehr Schulden? Jetzt aber die Wahrheit!"

„Ja," antwortete Erich kleinlaut.

„Wieviel?"

„Es mögen immerhin noch hundert und fünfzig Thaler zusammenkommen," stotterte Erich.

„Also im Ganzen vierhundert Thaler," fuhr der Oberförster fort, „das ist der dritte Theil meines jährlichen Gehaltes, eine für unsere Verhältnisse große Summe. Trotzdem werde ich die Posten bezahlen, schreibe sie mir genau auf und sei klug genug, keinen zu vergessen. Ob ich Dich

aber weiter studiren lasse, muß ich mir noch überlegen, das hängt davon ab, ob Du nicht nur Dein Geld, sondern auch Deine Zeit in Göttingen vergeudet hast. Ich selbst kann Dir in der Richtung leider nicht auf den Zahn fühlen, aber ich werde meinen alten Freund, den Oberamtsrichter Munter, einen erprobten Juristen, darum bitten. Bereite Dich also darauf vor, von ihm examinirt zu werden."

Damit drehte sich der Oberförster kurz um und ging in's Haus.

Erich schüttelte sich, als sein Vater verschwunden war. „Brrr,“ meinte er, „die Sache ist verflucht schief gegangen. Der verdammte Levyson! Nun, meine Schulden bin ich wenigstens los und der Alte wird sich mit der Zeit auch wieder beruhigen. Er bringt's nicht fertig, auf die Dauer ein brummiges Gesicht zu machen. Wenn nur das Examen gut ausfällt! Der alte Munter ist ein verdammt schlauer Kerl! Nun, glücklicher Weise bin ich auch nicht auf den Kopf gefallen und habe meine Zeit wenigstens nicht total verbummelt. Nachzuholen gibt es allerdings noch genug, damit kann ich gleich anfangen. Teufel! Wenn mich der Alte nicht wieder zur Universität ließe, dem muß ich vorbeugen und mich hinter die Bücher setzen, wenn's auch sauren Schweiß kostet.“ —

Eine Viertelstunde später finden wir Erich schon auf einer etwas weiter vom Hause im Walde liegenden Bank mit dem Buche in der Hand sitzen. Es war ein stilles verborgenes Plätzchen, noch von früher her Erich bekannt und lieb. Oft hatte er hier als Schüler seine Aufgaben

gelernt. Das Buch, in welchem er jetzt studirte, war ein Repetitorium des römischen Rechtes, eins jener Hilfsbücher, in denen der Stoff so kurz als möglich zusammengedrängt ist, um recht schnell dem Gedächtniß eingeprägt werden zu können. Dabei kann natürlich von einem Eindringen in den Geist der Wissenschaft keine Rede sein, es ist ein rein mechanisches Auswendiglernen, aber bei solchen Studenten sehr beliebt, welche in wenigen Wochen nachholen müssen, wozu der — von ihnen freilich nicht innegehaltene — Studienplan sonst mehrere Semester verlangt. Daher hatte auch Erich jetzt zu diesem Buche seine Zuflucht genommen, und da in der That seine geistige Begabung weit über das Durchschnittsmaß hinausging, vor Allem sein Gedächtniß eminent war, mochte es ihm mit dessen Hilfe in kurzer Zeit gelingen, die großen Lücken seines Wissens — wenigstens für die Augen eines nicht allzu erfahrenen Examinators — einstweilen zu verdecken. —

Stunde auf Stunde verging. Endlich klappte Erich das Buch zu. „So, das ist genug für heute Morgen,“ meinte er, „heute Nachmittag wieder einen Abschnitt; dann kann ich morgen den allgemeinen Theil zu Ende bringen. Nun, und bis Ende der Woche wird man mir ja wohl Zeit lassen, dann kann ich das Sachen- und Obligationenrecht auch noch durchpauken. Von dem anderen Kram brauche ich am Ende des zweiten Semesters noch nichts zu wissen. Oho, Alter, Dein Freund Munter wird sehr zufrieden mit mir sein, und von einem Aufgeben des Studiums wird es ganz still werden.“

Er lehnte sich bequem zurück und schaute mit einem

triumphirenden Blick um sich her, hinein in den stillen knospenden Wald. An einem in mäßiger Entfernung stehenden Baume trieb ein Eichhorn sein munteres Wesen. Erich konnte dasselbe von seinem Platz aus genau beobachten, er selbst aber blieb den Blicken des Thierchens verborgen, und da er sich ganz ruhig verhielt, hatte dasselbe von seiner Gegenwart keine Ahnung. Munter fuhr es am Stamm des Baumes auf, verschwand dann und wann in seinem dicht am Wipfel befindlichen, deutlich in einer Astgabel sichtbaren Neste, streckte dann das Köpfchen mit der spizen Schnauze und den großen schwarzbraunen Augen wieder heraus, dem bald der übrige kleine Körper folgte, setzte sich auf einen nahen Ast und leckte und putzte sich auf eine ebenso eifrige als possirliche Weise von den Haarpinseln der Ohren an bis zur äußersten Spitze des langbehaarten rothbraunen Schweifes. Darauf glitt es wieder am Stamm hinunter, hüpfte unten am Boden hin und her, hielt aber plötzlich inne und fuhr mit der äußersten Geschwindigkeit den Baum hinauf bis in sein Nest, in welchem es sich verbarg.

Erich glaubte schon, das Thier habe seine Anwesenheit bemerkt und wollte sich erheben, da gewahrte er den eigentlichen Grund der plötzlichen Flucht des Eichhorns. Es war ein Thier ungefähr noch einmal so groß als das Eichhörnchen, mit glänzendem kastanienbraunen Fell und einer orangegelb gefärbten Kehle. Daran, sowie an der langen jottigen Ruthe, an der spizigen steifbarthaarigen Schnauze und der eigenthümlichen Form des kurzen Kopfes, welcher nicht dicker war als der Hals, so daß sich der Uebergang

von einem zum anderen kaum unterscheiden ließ, erkannte Erich auf den ersten Blick einen Edelmarder, den geschworenen Feind des Eichhörnchens.

Mit einem leichten, flüchtigen, fast grazios zu nennenden Hüpfen war das Thier in Erich's Gesichtskreis gelangt, aber ganz hingegenommen vom Jagdeifer, blieb auch ihm der Jüngling verborgen. Der Marder äugte scharf nach dem Baume hinauf, und das Nest oben gewährend, fuhr er mit nicht geringerer Geschwindigkeit als vorhin das Eichhörnchen am Stamm hinauf; da schoß das letztere aus seinem Schlupfwinkel hervor, glitt wie fliegend den Zweig entlang bis zu seiner äußersten Spitze und schwang sich von da mit sicherem Sprunge zum nächsten Baume hinüber. Aber ebenso gewandt folgte ihm der Edelmarder, ja mit noch größerer Schnelligkeit; mit einer Raschheit, welche mit der eines fliegenden Pfeiles zu vergleichen war, verfolgte er das Eichhörnchen vom zweiten zum dritten, vom dritten zum vierten Baum, wo er das fliehende Thier erreichte. Ein fast kreischendes Wischen des geängstigten Opfers, ein widriges Klaffendes Pfutzen des Räubers verkündeten auch dem aufmerksamen Ohr diesen Augenblick, dann sah Erich, wie der Edelmarder seine todte Beute, nachdem er ihr das Blut ausgesaugt, gleichgiltig zur Erde fallen ließ und darauf in eleganten Sprüngen von Ast zu Ast zu dem ersten Baum zurückkehrte, wo er es sich im Neste seines Opfers bequem machte. —

„So kommt man auch in der Welt weiter,“ dachte Erich. „Wenn sich Einer mit Mühe und Fleiß ein Haus gegründet hat, kommt ein Anderer, der stärker oder listiger

ist, wirft ihn aus seinem Besitz, tödtet ihn wohl gar und eignet sich den ersteren an. In der menschlichen Gesellschaft geht es — glaube ich — manchmal auch so zu. Es gibt zu viel Leute, welche vom Schicksal wie bestimmt dazu erscheinen, als Opferlämmer behandelt zu werden. Nun, zu dieser Sorte gehöre ich nicht, eher würde ich mir das Talent zutrauen, die Rolle des anderen Theiles zu spielen.“

Er erhob sich, aber bei dem mit der Bewegung verbundenen Geräusch fuhr wie ein Blitz der Kopf des Edelmarders aus dem Neste und äugte neugierig zu dem Menschen hinunter, welchen er jetzt erst in seiner Nähe wahrte. Die Blicke des Raubthieres und des jungen Mannes begegneten sich. „Es ist eigentlich ein famoscs Thier, dieser Edelmarder, schön, klug und gewandt. Jetzt verstehe ich meinen Ahn erst, der sich so einen Marder zum Wappenthier aussuchte. Der alte Herr hat damit viel Geschmack bewiesen“ — mit diesen Gedanken wandte sich Erich von Martens um und kehrte langsam nach dem Forsthaus zurück.

Ohne eine Bewegung zu machen, folgte ihm das Raubthier mit den braunen, grellfunkelnden Augen, bis er zwischen den Bäumen verschwunden war.

10. Nebelbilder. (Fortsetzung.)

Wieder stand Erich nach zwei Jahren auf dem Kirchhof, wo man neben dem Grabe der Mutter seinen Vater zur letzten Ruhe bettete. Der Himmel sandte einen leichten Sprühregen nieder und nachdem der Geistliche den Segen gesprochen hatte, zerstreute sich schnell das Leichengefolge.

Der Eine oder Andere drückte Erich die Hand und sprach einige theilnehmende Worte, welche der junge Mann mit stummem Kopfnicken erwiderte. Dann verließ er als der Letzte den Kirchhof und stieg langsam zu dem weißen Hause mit dem Hirschgeweih hinauf, welches jetzt aufgehört hatte, für ihn ein Elternhaus zu sein.

Der Tod des Vaters war für Erich ganz unerwartet gekommen. Er hatte die letzten Wochen am Sitze des höchsten Gerichtshofes zugebracht, um dort sein erstes juristisches Examen zu bestehen. Damit er während dieser für sein ganzes Leben so wichtigen Periode durch nichts gestört werde, hatte der Oberförster erst, als es zum Neuzersten ging, eingewilligt, von seiner Krankheit Erich Mittheilung zu machen. Die Nachricht kreuzte sich mit dem Telegramme, in welchem Erich meldete, daß er sein Examen glänzend absolvirt habe. Die Kunde konnte der alte Herr v. Martens noch vernehmen, Erich selbst, der ihr auf dem Fuße folgte, fand ihn nicht mehr unter den Lebenden.

Der junge Mann war sehr niedergeschlagen. Noch mehr als der Tod des Vaters verdüsterte die Aussicht in die Zukunft sein Gemüth. Zwar hatte er sein erstes Examen bestanden, aber bis er zum zweiten zugelassen wurde, mußten noch Jahre vergehen und selbst dann konnte er noch längere Zeit warten, ehe er in eine etatzmäßige Besoldung aufrückte. Auch hatten ihn gerade vor Kurzem die Ereignisse des verhängnißvollen Jahres 1866 der Konnexionen beraubt, welche ihm als Sprößling einer alten hannoverischen Adelsfamilie sonst wohl zu Ge-

bote gestanden hätten. Aber jetzt mußten ihm seine bisher einflußreichen Verwandten eher schaden als nützen, da sich dieselben der frondirenden partikularistischen Partei angeschlossen hatten. Er stand also ganz allein, ohne Verbindungen, ohne Vermögen und ohne für die nächsten Jahre eine Möglichkeit vor sich zu sehen, aus seinen Kenntnissen und seiner Arbeitskraft einen pekuniären Nutzen ziehen zu können. Das waren allerdings trübe Aussichten!

Im Forsthaufe angekommen, griff Erich mit einem Seufzer nach dem Schlüsselbunde seines Vaters und setzte sich an dessen Schreibtisch, um aus den Papieren des Verstorbenen ein genaues Bild der Verhältnisse zu gewinnen. Aber je länger er sich damit beschäftigte, desto mehr klärte sich sein Antlitz auf. Zu seiner freudigen Ueberraschung bemerkte er nicht nur, daß sich sein Vater mit einer keineswegs unbedeutenden Summe in eine Lebensversicherung eingekauft hatte, sondern er fand auch ein kleines Packet Obligationen, von deren Vorhandensein er keine Ahnung gehabt und welche sein sparsamer Vater nach und nach erworben hatte. Rechnete er Alles zusammen, so konnte er bei bescheidenen Ansprüchen von den Zinsen leben; um allerdings so leben zu können, wie er es glaubte beanspruchen zu können, mußte er das Kapital angreifen. Aber warum sollte er das auch nicht? fragte sich Erich. Kam die Zeit, wo dasselbe aufgezehrt war, so war er auch in Amt und Würden und hatte eine gute Besoldung. —

Schnell zogen die nächsten Jahre an dem Geiste des einsamen Mannes in dem Hause bei der Apostelkirche zu Ostburg vorüber, waren sie Erich v. Martens doch auch in Wirk-

lichkeit schnell und angenehm verstrichen. Wohin er kam, nahm man ihn mit offenen Armen auf, denn überallhin ging ihm der Ruf eines gewandten und talentvollen jungen Mannes von Familie und Vermögen voraus, der Ruf eines liebenswürdigen Gesellschafters und eines fleißigen Arbeiters. Vorbei! Manch' hübscher Mädchenkopf tauchte in Martens' Erinnerung auf, manch' strahlendes Augenpaar, manch' rother Mund mit verheißungsvollem Lächeln! Vorbei! Er hatte mit ihnen Allen gespielt, hatte mit ihnen gescherzt und gekost, hatte die rothen Lippen geküßt und über die Thränen gelacht, welche schöne Augen ihm nachweinten, wenn er sie um Anderer willen verließ. Für ihn war es nur ein Zeitvertreib gewesen, sein Herz blieb kalt. Was kümmerte es ihn, daß dies Spiel mehr als ein Lebensglück zerstörte und so manches Mädchenherz vergiftete? Dafür hatte er stets nur ein kühles Lächeln gehabt!

Auch das zweite Examen bestand Erich mit dem besten Erfolge. Als er aber nach demselben seinen Vermögensstand überschlug, fand er sein kleines Kapital sehr zusammengeschmolzen. Er wunderte sich darüber eben nicht, wußte er doch am besten, wofür er sein Geld ausgegeben hatte. Es war allerdings etwas schneller gegangen, als er im Anfange gerechnet hatte; lebte er in derselben Weise wie bisher fort, so war es in einem Jahre zu Ende, und von einer ausreichenden Besoldung war dann noch immer keine Rede. Da faßte Martens einen schnellen Entschluß. Es war damals die Zeit, in welcher überall im deutschen Vaterland, vom Schwindel getrieben, neue Gründungen

kühn und lustig in die Höhe schossen. Junge, kenntnißreiche und fleißige Juristen waren bei denselben ein sehr gefuchter Artikel und wurden von ihnen brillant bezahlt. Diese Gelegenheit, vorwärts zu kommen, ließ sich Erich nicht entgehen. Er quittirte den Staatsdienst und trat als Rechtskonsulent in die Dienste einer Aktiengesellschaft in Mainz, bei welcher er sich selbst mit dem Reste seines kleinen Kapitals betheiligte. Von dort trat er nach einiger Zeit zu einer in Wiesbaden domizilirten Aktiengesellschaft als Direktor über und bezog nun, Tantiemen und Betheteiligungen *cc.* eingerechnet, ein Einkommen, welches demjenigen seines früheren obersten Chefs, des Justizministers, kaum nachstand. Er brauchte aber auch ein solches Einkommen. Eine elegante Wohnung, eine fashionable Equipage, ein paar Reitpferde, der Sport und das Spiel, kurz das ganze Leben in dieser luxuriösen internationalen Gesellschaft, wie sie sich in Wiesbaden zusammenfindet, verschlang, was Martens einnahm, vollständig, ja, es genügte kaum dafür, und gewagte Börsenspekulationen sowie jene eigenthümlichen Manipulationen, für welche die neueste Jurisprudenz den Namen „Verschleierung der Bilanz“ erfunden hat, mußten mehr wie einmal die nöthigen Summen beschaffen.

Wie kurz die Blüthezeit des Schwindels dauerte, ist bekannt. Der Krach kam und mit ihm verkrachte auch die Aktiengesellschaft, an deren Spitze Martens als Direktor stand. Für die nun kommenden mageren Jahre hatte er in den fetten Jahren nichts zurückgelegt, im Gegentheil mußte er, um seine Engagements an der Börse abzuwickeln, seinen Kredit auf das Aeußerste anspannen. Noch besaß er

freilich Kredit, um sich denselben jedoch zu erhalten, mußte er seine bisherige luxuriöse Lebensweise beibehalten. Woher aber jetzt dazu die Mittel nehmen? Nun, vom Börsenspekulanten zum Spieler ist nur ein kleiner Schritt. Bisher hatte er das Spiel als Unterhaltung betrachtet, jetzt wurde er Spieler von Profession. Und da ihm das Glück häufig nicht günstig war, ging er bald noch einen Schritt weiter, er „korrirte das Glück“ und wurde falscher Spieler.

Wie lustig diese Grundlage war, auf welcher jetzt seine ganze, äußerlich so glänzende Existenz beruhte, wußte Niemand besser als Martens selbst. Auch fehlte es nicht an einer Warnung. Ein junger, als invalid pensionirter Offizier, ein Landsmann von Erich und weitläufig mit ihm verwandt, von guter Familie und bedeutendem Vermögen, war an Martens empfohlen. Obgleich der junge Mann von seiner schweren, im Reiterkampf bei Mars-la-Tour erhaltenen Verwundung nach jahrelangem Siechthum sich erst jetzt langsam zu erholen begann und gerade zur Beschleunigung seiner Rekonvaleszenz das milde Klima Wiesbadens aufgesucht hatte, nahm Martens doch keinen Anstand, ihn so tief als möglich in das leichtsinnige Treiben der jeunesse dorée der schönen Badestadt zu verwickeln. Zumal suchte er ihn mit dem Spiel zu befreundeten, und das gelang ihm denn auch mit dem besten Erfolge. Bald brachte der junge Hannoveraner Nacht für Nacht am Spieltische zu und große Summen wanderten aus seiner Tasche in diejenige Martens'. Das erweckte das Mißtrauen des Offiziers, er beobachtete Martens

scharf und glaubte eines Abends eine verdächtige Manipulation Erich's zu bemerken. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel und in Folge desselben am anderen Tage zum Duell. Martens' Gegner hatte den ersten Schuß, aber der junge Mann, welcher in Folge seines Siechthums Jahre lang keine Pistole in der Hand gehabt hatte, schoß fehl. Kaltblütig erhob jetzt Martens seine Waffe und schoß, ohne mit einer Wimper zu zucken. Im nächsten Augenblicke stürzte sein Gegner, in's Herz getroffen, zusammen. Der brechende Blick seines Opfers ruhte mit einer furchtbaren Anklage auf Erich, aber dieser wandte sich mit einem kühlen Achselzucken ab. Die Raubthiernatur war jetzt in ihm vollständig entwickelt.

Aber dieser Vorfall hatte dennoch weitgehende Wirkungen für Martens. Selbst mit dem Blute seines Opfers konnte er den Verdacht, welchen der unglückliche Offizier ausgesprochen hatte, nicht ganz von sich abwaschen. Etwas davon blieb an ihm kleben, auszusprechen wagte es zwar Niemand, aber Martens fühlte es dennoch aus dem Betragen seiner Bekannten heraus. Auch über seine pekuniäre Lage verbreiteten sich ungünstige Gerüchte, seine zahlreichen Gläubiger drängten auf Zahlung, nur noch zu den allerhärtesten und ungünstigsten Bedingungen konnte er eine Prolongation ihrer Forderungen erlangen. Dazu verschloß sich ihm jetzt seine ergiebigste Einnahmequelle. Mit mißtrauischen Blicken beobachtet, wie er sich wußte, durfte er für die nächste Zeit nicht wagen, beim Spiele das „Glück zu korrigiren“, er mußte mit dem zufrieden sein, was ihm die launische Fortuna freiwillig zuwarf. Das aber waren

magere Brocken, denn Martens gehörte keineswegs zu den glücklichen Spielern.

Erich's scharfer Verstand mit dem kaltblütigen und klaren Urtheil begriff seine Lage vollkommen. Drei Wege lagen vor ihm. Er konnte sich mit seinen Gläubigern arrangiren, indem er ihnen überließ, was er noch besaß. Dieselben mußten damit zufrieden sein, so gering auch die Prozente waren, welche sie erhielten; er konnte sich dann in einer kleinen, abgelegenen hannover'schen Landstadt als Advokat etabliren und dort ganz von Neuem beginnen. Dieser Weg war so wenig einladend für Martens verwöhnten Geschmack, daß er ihn gar nicht weiter in Betracht ziehen mochte. Aber was dann? Sich eine Kugel durch den Kopf jagen, das war der zweite Weg, aber der blieb immer noch offen. Und der dritte Weg? Eine reiche Heirath! Das war der bequemste und den meisten Erfolg versprechende Weg, und diesen beschloß Martens zu wandeln.

Er hatte ja immer Glück bei den Frauen gehabt, wie oft war dasselbe von seinen Bekannten gepriesen! War er auch nicht gerade schön zu nennen, so besaß er doch eine aristokratische Erscheinung, gewandte Tournüre und Geist, ein Trio, welches die fehlende Schönheit mehr als ersetzte. Das freilich mußte er sich eingestehen, daß es ihm jetzt nicht mehr so leicht werden würde, eine gute Parthie zu machen wie vor zwei Jahren, als er noch als Direktor seiner nun verkrachten Aktiengesellschaft ein glänzendes Gehalt bezog und im Rufe stand, ein nicht unbedeutendes Vermögen zu besitzen, aber damals hatte er

es vorgezogen, nur die Süßigkeiten der Liebe zu genießen, ohne sich zu binden. So leicht würde es ihm jetzt nicht mehr werden, rechnete er, schwer erschien ihm die Aufgabe aber auch nicht und er beschloß, sich sofort an's Werk zu machen.

Er ging die Reihe derjenigen Familien durch, in deren Häusern er verkehrte, aber bei den meisten schüttelte er den Kopf. Dort war ein vorsichtiger Vater, welcher sich erst genau nach seinen Verhältnissen erkundigen würde, dort eine sorgsame Mutter, welche niemals die Verheirathung ihrer Tochter mit einem Manne zugeben würde, der in einem so gefährlichen Ruße stand wie Martens — dies Haus war zu vornehm für einen einfachen Herrn v. Martens, ein anderes wieder zu ordinär, bei einem dritten endlich glaubte er nicht Geld genug zu finden. Endlich blieb er bei einer Familie stehen, welche ihm in jeder Hinsicht geeignet schien, seine Neze nach ihr auszuwerfen. Das Haupt derselben führte den stolzen Namen Sir James Robinson-Goldridge of Kortright und war der jüngere Sohn eines Hauses der englischen Nobility. Als solcher bezog Sir James eine bedeutende Apanage, hatte aber außerdem, wie Erich aus guter Quelle wußte, ein großes Vermögen von seiner verstorbenen Frau geerbt, welches nach seinem Tode auf seine zwei Töchter überging, vorausgesetzt, daß sich dieselben nicht vorher verheiratheten; im letzteren Falle mußte einer jeden schon bei ihrer Hochzeit der auf sie fallende Theil ausbezahlt werden. Günstiger konnten die Verhältnisse für Martens nicht liegen: ein Vermögen, welches er sofort in die Hand bekommen konnte, keine

Schwiegermutter und ein Schwiegervater, mit dem jedenfalls gut auszukommen war, denn Sir James war noch immer ein flotter Lebemann, welcher gern in den Kreisen der jeunesse dorée verkehrte und Martens immer eine besondere Zuneigung bewiesen hatte. Mehr als einmal hatte er ihm gesagt, indem er ihm zutraulich auf die Schulter klopfte: „Sie sind ein ganz famoser Bursch, mein lieber Herr v. Martens!“

Erst nachdem Erich dies Alles überdacht und in Ordnung gefunden hatte, beschäftigten sich seine Gedanken mit der Person, welche zum Heirathen doch auch nothwendig war, nämlich mit der jungen Dame, die er heimzuführen gedachte. Sir James besaß zwei Töchter, aber es konnte hier nur die ältere in Betracht kommen, die jüngere Miß Alma war kaum in die Backfischjahre getreten. Die ältere, Miß Ethelreda Robinson, war eine strahlende Schönheit, aber dennoch nicht sehr gefeiert. Sie galt für excentrisch und launenhaft und besaß eine eigenthümlich kalte und verletzende Art und Weise, ihr gewidmete Huldigungen zurückzuweisen. Immerhin durfte sich Erich sagen, daß von den Cavalieren, welche dort im Hause verkehrten, er noch immer am gnädigsten von ihr behandelt worden war. „Sie fühlt, daß ich ihr überlegen bin,“ dachte Erich, „und sie bedarf Jemanden, der ihr imponirt. Nun, dafür werde ich schon zu sorgen wissen.“

Das schien Erich denn auch in der That zu gelingen. Nachdem er die Laufgräben eröffnet, machte er von Tag zu Tag unverkennbare Fortschritte in der Gunst der schönen Ethelreda. Schon nach drei Wochen durfte er den Haupt-

sturm wagen. Es war auf der Rückkehr von einer Parthie nach dem unsern Wiesbaden gelegenen Schlosse Platte, wo er ihr seine Gefühle gestand. Er hatte es so einzurichten gewußt, daß er allein mit Ethelreda in einem leichten, von ihm selbst kutschirten Cab zurückfuhr. Als dasselbe in Wiesbaden vor der Robinson'schen Villa hielt, war das stolze schöne Mädchen seine Braut. Am andern Morgen holte er sich die Zustimmung des Vaters, welcher ihn gerührt in seine Arme schloß und ihm erklärte, daß er Niemandem lieber das Glück seiner Tochter anvertraue als ihm.

Aber warum lagern sich jetzt in der Erinnerung an diesen Erfolg so düstere Schatten auf dem Antlitz des einsamen Mannes? Hatte er doch damals strahlenden Gesichtes die Robinson'sche Villa verlassen und war jubelnden Herzens durch den Kurpark geschritten, um am Weiher vorbei seine Wohnung an der Sonnenberger Straße zu erreichen! Da hatte sich ein kleiner Herr mit schwarzen, lebhaften Augen und einem weißen Vollbart zu ihm gesellt, welchen er manchmal bei Robinsons getroffen hatte. Sein Name war Doktor Adam.

„Sie haben sich heute verlobt?“ sagte derselbe nach einigen einleitenden Phrasen.

Erstaunt blieb Martens stehen. „Ich brauche kein Geheimniß daraus zu machen,“ sagte er, „aber woher wissen denn Sie schon davon?“

„Sir James hat mir selbst heute Morgen davon erzählt, daß Sie kommen würden, um bei ihm feierlich um Ethelreda anzuhalten.“

„Ah, ich wußte nicht, daß Sie so intim mit Sir James stehen.“

„Hm, ich kenne seine Verhältnisse ziemlich genau. Haben Sie schon mit ihm über die Mitgift verhandelt?“

„Erlauben Sie mir, diese Frage indiskret zu finden,“ erwiderte Martens kalt.

„Das ist sie durchaus nicht,“ lächelte Adam überlegen. „Mit mir hat Sir James bereits über die Mitgift gesprochen und sagte mir, er sähe sich außer Stande, seiner Ethelreda auch nur einen Penny mitzugeben. Ihnen wird er dasselbe gesagt haben.“

„Von Geld war bei unserer Verlobung überhaupt nicht die Rede,“ sagte Martens hochmüthig, aber es rieselte ihm bei Adam's Worten eiskalt über den Rücken.

„Dann wird bald genug die Rede davon sein müssen,“ meinte Adam, „denn das Erste, was zum Heirathen gehört, ist Geld.“

„Lassen Sie das meine Sorge sein, Herr Doktor.“

„Das thäte ich gern, aber es gibt eben auch noch andere Leute, welche sich darüber Sorge machen, mein lieber Herr v. Martens, zum Beispiel Ihre Gläubiger. Denen kann es nicht gleichgültig sein, ob Sie ein armes Mädchen heirathen.“

Nur mit Mühe bewahrte Erich seine Selbstbeherrschung. „Sie sprechen im Auftrage meiner Gläubiger?“ fragte er.

„Sie sehen in mir Ihren Hauptgläubiger vor sich. Sie haben beliebt, Ihre Schulden in drei Wechsel zu konzentriren, von denen jeder auf dreißigtausend Mark lautet, und zugleich über die Gesamtschuld einen Ehrenschein

auszustellen. Alle vier Dokumente sind in meiner Hand. Die Wechsel verfallen am ersten künftigen Monats, also übermorgen. Jetzt werden Sie mein Interesse an Ihrer Heirath begreiflich finden."

"Sir James haben Sie wohl auch schon Mittheilung von diesen Wechseln gemacht?" fragte Martens höhniſch.

"Keineswegs. Das wäre in der That indiskret gewesen."

"Es freut mich, daß Sie das begreifen," fuhr Martens ſarkastiſch fort, „dann werden Sie Ihre Diskretion hoffentlich auch ſpäter bewahren, denn ich bin außer Stande, die Wechsel übermorgen zu honoriren und muß Sie bitten, dieſelben zu prolongiren."

"Bis wann?"

"Bis ich Ethelreda's Heirathsgut in Händen haben werde."

"Ich ſagte Ihnen ſchon, daß Sir James ſeiner Tochter keinen Penny mitgeben wird."

"Aber das Erbtheil ihrer Mutter wird er ihr doch auszahlen?"

"Dazu müßte daſſelbe noch vorhanden ſein. Sir James hat aber das Vermögen ſeiner verſtorbenen Frau längſt verſpekulirt."

"Das iſt nicht wahr."

"Auch verdankt er es nur," fuhr Doktor Adam kaltblütig fort, „der Intervention ſeines älteren Bruders, des Marquis Robinſon-Geßford, daß er noch den Schein eines wohlhabenden Mannes aufrecht erhalten kann. Schon vor einem Jahre ſtand er vor dem Konkurs, aber durch die Vermittelung des Marquis kam eine Vereinbarung mit den

Gläubigern zu Stande. Dafür mußte jedoch Sir James seinem durchaus nicht freigebigen, sondern sehr egoistischen Bruder gegenüber auf zwei Drittel seiner Anpanage verzichten, welche, nebenbei bemerkt, mit seinem Tode ganz erlischt. Die Töchter haben also später gar nichts und Sie werden es jetzt sehr begreiflich finden, daß der alte Robinson Sie mit offenen Armen als Schwiegersohn aufgenommen hat."

"Die Beweise dafür, die Beweise," knirschte Martens.

"Ich bin bereit, Ihnen dieselben vorzulegen, aber dafür ist hier auf der Straße wohl nicht der Platz. Wollen wir nicht zu Ihrer Wohnung hinaufgehen? Wir stehen ja schon vor dem Hause. Muß doch auch die Angelegenheit mit Ihren Wechseln noch in's Reine gebracht werden."

Ohne Martens' Einwilligung abzuwarten, ging Adam in's Haus voran. Als er dasselbe nach einer Stunde wieder verließ, war der Edelmarder, der freie Sohn des Waldes, sein Sklave.

Grieh sah seine schöne Braut nicht wieder. Am Abend dieses Tages verließ er Wiesbaden, nachdem er vorher seine ganze glänzende Einrichtung mit Wagen und Pferden an einen Auktionator verkauft hatte. —

Wohin er sich gewandt, konnte Niemand erfahren. Seine finanziellen Angelegenheiten waren von ihm vor seiner Abreise auf das Pünktlichste geordnet. — — —

11. Unter guten Freunden.

Ein Geräusch auf dem Vorfaal störte Martens aus seinem träumerischen Brüten auf. Es war sein Bedienter Eduard, welcher zurückgekommen war.

Mit einer entschlossenen Bewegung stand Martens auf und klingelte, auf welches Zeichen Eduard sofort im Salon erschien.

„Hast Du schon eine Reise gemacht?“ fragte ihn sein Herr.

„Ich glaube als ganz kleiner Junge. Davon weiß ich aber nichts mehr.“

„Dann weißt Du auch nicht, wie Du Dich auf einer Reise zu benehmen hast?“

„O doch. Als ich noch in dem ‚Hotel de Prusse‘ war, habe ich oft die Reisenden auf den Bahnhof begleitet und ihnen auch wohl Billet und Gepäck besorgen müssen. Mit alledem weiß ich ganz gut Bescheid.“

„Dann würdest Du Dir also getrauen, allein von hier nach Berlin zu reisen?“

„Gewiß, ohne alle Bedenken,“ erwiderte Eduard, dessen Gesicht bei der Aussicht auf dies Reisevergnügen strahlte.

„Eh bien, so wirst Du noch diese Nacht mit dem Kurierzug um ein Uhr nach Berlin abreisen. Was Du dort mir besorgen sollst, werde ich Dir nachher sagen. Jetzt benutze die kurze Zeit, bis meine Gäste kommen, Deine Sachen zu ordnen. Leg' Dir Deinen Kellneranzug zurecht, denn in der Divree sollst Du nicht reisen, und pack' Dir etwas Leibwäsche in meine kleine Reisetasche. Aber eile Dich, damit Du Dich mit diesen Vorbereitungen nicht nachher noch aufzuhalten brauchst.“

Mit lachenden Augen entfernte sich Eduard, während Martens begann, nachdenklich im Salon auf und ab zu gehen. „So schaffe ich den Burschen am besten auf einige

Zeit aus dem Wege," murmelte er. „Sonst erlebe ich es doch noch, daß er dem alten Adam unter die Augen läuft. Und dann könnte ich nur meinen ganzen schönen Plan begraben, von dem infamen Doktor loszukommen. Er wittert schon etwas, dieser verdammte Schleicher. Da ist die größte Vorsicht nothwendig.“

Der schrille Ton der Vorsaalglocke unterbrach dies Selbstgespräch. Gleich darauf meldete Eduard Herrn von Carolin.

Keine Spur mehr von dem nachdenklichen Ausdruck lag auf Martens' Gesicht, als er dem jungen Musiker entgegentrat. „Das ist prächtig von Ihnen, mein lieber Carolin," sagte er, ihm die Hand reichend, „daß Sie etwas früher kommen, da können wir ja noch ein halbes Stündchen gemüthlich miteinander verplaudern. Was macht unser guter Birzowski? Sie haben ihn doch vermuthlich heute Nachmittag gesehen?"

„Ich komme gerade von ihm her," erwiderte Carolin, indem er mehr aus Gewohnheit als aus Absicht auf dem Stuhle vor dem Flügel Platz nahm.

„Ist er noch immer so schwermüthig?"

Carolin nickte.

„Was liegt denn dieser Stimmung eigentlich zu Grunde? Macht er auch Ihnen, seinem besten Freunde, daraus ein Geheimniß?"

„Heute ist endlich das Eis gebrochen," lächelte Carolin.

„Das freut mich für Birzowski. Wenn ihn wirklich ein Kummer drückt, so wird er ihn jetzt leichter tragen, nachdem er sich ausgesprochen hat.“

„Sind Sie gar nicht neugierig, zu wissen, was ihn drückt?“

„Ich nehme an, daß Birzowski seine Eröffnungen nur für Sie bestimmt hat.“

„Doch nicht. Er hat mir besonders gestattet, Ihnen davon zu erzählen. Er hofft von Ihrer Gewandtheit und Lebenserfahrung einen guten Rath.“

„Sehr schmeichelhaft für mich. Hoffentlich bin ich im Stande, denselben zu geben. In welches Kapitel gehört denn Birzowski's Kummer? Wäre er es nicht, so würde ich annehmen, in das der Liebe. Aber Birzowski und verliebt — das reimt sich nicht zusammen.“

„Und doch ist es so.“

„Ah, das ist köstlich.“

„Birzowski nennt es anders. Seine Liebe findet keine Erwiederung, und je leidenschaftlicher er fühlt, desto tiefer schmerzt ihn die konsequente Zurückweisung, welcher er begegnet.“

„Also ein ähnliches Schicksal wie das Ihrige, mein armer Freund.“

Carolin's Augen erglänzten in schwärmerischem Feuer. „Nein,“ entgegnete er warm, „nennen Sie mich nicht so, ich bin nicht arm und beklagenswerth. Schon einmal sagte ich Ihnen, daß Sie sich in dem irren, was ich für Frau v. Pleißenbach empfinde. Wohl gab es eine Zeit, in der ich glaubte, vor unstillbarer Sehnsucht vergehen zu müssen, aber das ist vorüber, überwunden. Hätte Georgine mir ihre Hand gereicht, wäre sie die meine geworden — die Sprache ist zu arm, um das Glück zu schildern, welches

ich in ihrem Besitz gefunden hätte! Aber es ist anders gekommen, unsere Lebenswege haben sich erst gekreuzt, als sie schon einem Anderen gehörte, mir bleibt die Entfagung.“

„Da ich nun entsagen müssen
 Allem, was mein Herz erbeten,
 Laß mich diese Schwelle küssen,
 Die Dein holdher Fuß betreten,“

summte Martens leise vor sich hin und in seinen Mundwinkeln spielte dabei halbversteckt ein sarkastisches Lächeln.

Carolin nickte bedächtig. „Es ist schon so, wie jenes Lied sagt,“ meinte er, „bei dem Ihr scharfer Blick zuerst in mein innerstes Herz geschaut. Ich habe entsagen müssen, aber ich habe entsagt; es war ein schwerer Kampf, aber ich habe dennoch den Sieg erkämpft. Frau v. Pleißenbach ist für mich jetzt nur noch die hohe, verehrungswürdige Herrin, meine Geliebte aber ist die Kunst.“

„Wenn doch der arme Birzowski auch schon so weit wäre!“ sagte Martens, nachdem er mit einem kurzen Husten das Lächeln cachirt hatte, welches gar zu verrätherisch zu werden drohte.

„O, bei Birzowski liegt die Sache ganz anders. Da ist nichts vorhanden, was ihn zur Entfagung zwingen müßte.“

„Wer ist denn die Geliebte seines Herzens?“

„Eine Dame des Cirkus.“

„Was Sie sagen, Carolin. Der Name?“

„Wanda Sumiroff.“

„Wanda Sumiroff,“ wiederholte Martens, indem er
 Bibliothek. Jahrg. 1881. Bd. II.

nachdenklich das Gesicht mit der Hand beschattete. „Ich war so lange nicht im Circus, kommen Sie meinem Gedächtniß zu Hilfe, lieber Carolin. Ist das nicht die hübsche lecke Tänzerin?“

„Pardon, sie tanzt gar nicht, sondern reitet nur Schule. Es ist eine sehr elegante, ja man kann sagen vornehme Erscheinung.“

„Wichtig, jetzt erinnere ich mich ihrer. Und die behandelt unseren armen Birzowski so schlecht?“

„Sie behandelt ihn sozusagen gar nicht. Und das ist das Schlimmste. Als eifersüchtig bekannt, ignorirt sie Birzowski auf eine Weise, die diesen um so mehr kränkt, als er die ehrlichsten Absichten von der Welt hat.“

„Da ist allerdings guter Rath theuer; ich kenne nur einen.“

„Und der heißt?“

„Ausdauer.“

„Das habe ich Birzowski auch gesagt,“ meinte Carolin mit gutmüthigem Lachen, „aber er erwiderte mir, Ausdauer habe er genug bewiesen.“

„Damen, wie diese Sumiroff,“ fuhr Martens fort, „haben meistens schon so viele Enttäuschungen erlebt, daß sie hinsichtlich der ehrlichen Absichten sehr zu Zweifeln geneigt sind. Da bedarf es schon eines außerordentlichen Aufwandes von Ausdauer, um sie von der Echtheit unserer Gefühle zu überzeugen.“

Wieder ließ sich der scharfe Ton der Vorfaalthüre vernehmen und wenige Minuten darauf erschien Lieutenant v. Pleißenbach im Salon. Derselbe begrüßte den Gast-

geber mit auffallender Herzlichkeit, für Carolin dagegen hatte er, was Martens nicht entging, nur ein kühles Kopfnicken und ein sehr trockenes: „Guten Abend!“

Auch die anderen Gäste kamen jetzt schnell hintereinander. Der jugendliche Eduard begann den Thee zu serviren, welchem die Herren nicht verfehlten, eine gute Dosis Cognac zuzusehen. Zu gleicher Zeit wurde für den Liebhaber Bier umhergereicht.

„Hat es seine Richtigkeit, daß der Kommandeur Birzowski zum Offizier eingeben will?“ fragte Graf Beck den langen Regimentsadjutanten.

„Wahrscheinlich schon in den nächsten Tagen,“ bejahte Walsing.

„Trotz aller Vorstrafen?“ warf Baron Krall ein.

„Bei all' seinen verrückten Streichen hat er sich nach des Kommandeurs Ansicht nichts Unehrenhaftes zu Schulden kommen lassen,“ erwiderte der Adjutant. „Von oben herab werde aber aus politischen Rücksichten ein bedeutendes Gewicht darauf gelegt, die Glieder dieser großen polnischen Familien im Offiziercorps festzuhalten, wenn auch nur als Reserve-Offiziere.“

„Man muß übrigens auch anerkennen, daß Birzowski sich in der letzten Zeit auffallend zusammengenommen hat,“ meinte Graf Beck. „Ich glaube, das ist Ihr guter Einfluß, Herr v. Carolin.“

Bei den letzten Worten lachte Pleißenbach spöttisch, ja fast höhniisch auf, so daß ihm der Rittmeister einen verwunderten Blick zusandte, während Carolin ruhig erwiderte: „Leider muß ich das Kompliment ablehnen, Herr

Graf. Die Veränderung im Wesen meines Freundes ist mir allerdings auch aufgefallen, aber dieselbe ist durchaus ohne mein Zuthun eingetreten."

Martens forderte auf, die Karten zur Hand zu nehmen. Man gruppirte sich um die Spieltische und der Zufall wollte, daß der Graf mit Walsing und Krall die eine Parthie bildete, während am anderen Tisch Martens, Pleißenbach und der junge Musiker saßen. Zunächst wurde ein Rubber Whist mit dem Blinden oder Strohmann gemacht, die aufregenderen Spiele: Mafao, Tempel, lustige Sieben, kamen erst nach dem Souper.

Herrn v. Martens war in seiner Parthie zuerst der Blinde zugefallen, er hatte leichtes Spiel, denn seine beiden Gegner waren auffallend zerstreut. Pleißenbach unterließ denn auch nicht, die Fehler, welche Carolin beging, mit spitzigen Bemerkungen zu markiren, welche der junge Musiker stillschweigend hinnahm, ohne sich dafür bei Pleißenbach's Flüchtigkeiten zu revanchiren. Als aber in der letzten Parthie der Offizier mit der Coeur-Dame coupirte, obgleich der betreffende Stich schon Carolin gehörte, konnte der Letztere nicht unterlassen, mit ruhiger Höflichkeit zu bemerken: „Den Atout hätten Sie sparen können, Herr von Pleißenbach."

„Und dazu noch Coeur-Dame,“ setzte Martens mit sarkastischem Lächeln hinzu, „die Dame des Herzens. Behandelst Du die mit einer so wegwerfenden Gleichgiltigkeit? Oho, lieber Freund, wenn das Deine Frau wüßte!"

Auf Pleißenbach's Gesicht lagerte sich bei der Anspielung

eine dunkle Röthe. Er schoß Carolin einen zornigen Blick zu, indem er ihm zurief: „Nach Beendigung der Parthie werde ich Ihnen beweisen, daß Sie Ihren Tadel hätten sparen können.“

„Das möchte Dir schwer fallen, lieber Pleißenbach,“ sagte Martens ruhig, indem er seine Karten aufdeckte, „denn jetzt seid Ihr Klein-Schlemm. Dadurch, daß Du die Coeur-Dame unnöthig ausgegeben hast, ist mein Bube Force geworden. Voilà. Ihr werdet nichts mehr machen können. Ja, ja, die Herzensdame!“

Mit hellem Aerger betrachtete Pleißenbach die Karten, indem er zornig seinen kleinen blonden Schnurrbart drehte und malträtirte, als sei der an allem Unglück schuld. „Das konnte ich nicht voraussehen, daß mein Partner so schwach im *Atout* wäre,“ brummte er. Und die Karten auf den Tisch werfend, setzte er hinzu: „Damit ist der *Rubber* ja wohl hoffentlich aus.“

„Gewiß,“ nickte Martens, die *Points* zusammenzählend, „Ihr habt einen *Rubber* von fünfzehn verloren. Herr v. Carolin, Sie würden jetzt den Blinden bekommen.“

Die Herren tauschten die Plätze, aber Carolin verfolgte das Unglück auch in dem nächsten *Rubber*. Er bekam schlechte Karten und spielte außerdem schlecht. Das jedoch war es gerade, was am meisten geeignet war, Pleißenbach's Laune wieder zu verbessern. Als man bald darauf zu Tisch ging, war er wieder ganz *à son aise* und gewann es sogar über sich, mit Carolin anzustoßen, als im Verlauf des *Soupers* Graf Zeß einen Toast auf den lebenswürdigen *Wirth* ausbrachte, welcher heute zum ersten Male

seine Bekannten in seinen eigenen Räumen um sich versammelt habe.

Nach aufgehobener Tafel schlug Martens noch ein kleines Spielchen vor und wollte Bank auflegen, aber Niemand hatte recht Lust dazu. Man war so gemüthlich beim Plaudern, bewunderte Martens' geschmackvolle Einrichtung, wobei auch der silberne Tafelaufsatz gebührend gelobt wurde und dem Hausherrn Gelegenheit gab, von seinem Vater Oberstjägermeister und der glänzenden Zeit zu erzählen, in welcher derselbe des Königs Majestät bei sich bewirthen durfte, rauchte dann im Salon noch eine Cigarre und trennte sich verhältnißmäßig früh. Martens hätte seine Gäste, wenn er gewollt, wohl noch länger zurückhalten können; da er aber den jungen Eduard diese Nacht noch fortschicken wollte, war ihm der frühzeitige Aufbruch gar nicht unangenehm. Carolin war der Erste, welcher ging, Pleißenbach blieb bis zuletzt.

„Was hattest Du denn heute Abend gegen den armen Carolin?“ fragte Martens, als er mit dem Lieutenant allein war.

„Gegen Carolin? O, nichts Besonderes,“ erwiderte Pleißenbach ausweichend. „Man muß den jungen Mann nur zuweilen etwas kurz behandeln. Er wird sonst gar zu übermüthig und eigentlich gehört er doch nicht zu uns.“

„Nun, die Carolins sind eine ganz gute Familie.“

„Pah — Musikant bleibt Musikant.“

„Wenn ich gewußt hätte, daß es Dir unangenehm wäre, ihn hier zu treffen, würde ich ihn nicht eingeladen haben. Da er aber in Deinem eigenen Hause so viel verkehrt —“

„Unangenehm? Davon kann gar keine Rede sein,“ unterbrach Pleißenbach. „Dazu ist mir Carolin viel zu gleichgiltig.“

Die Freunde versanken in Stillschweigen und schienen sich ganz dem Genusse ihrer vortrefflichen Havanas hinzugeben. Plötzlich fragte Martens, indem er den Lieutenant scharf fixirte: „Bist Du eifersüchtig, Pleißenbach?“

Der Gefragte fuhr wie von einer Schlange gebissen empor. „Wie kommst Du darauf?“ fragte er heftig. „Ich auf Carolin eifersüchtig? Das ist — nimm mir's nicht übel — ein lächerlicher Gedanke!“

Martens zuckte die Achseln. „Du hast Dich selbst neuerlich darüber ausgelassen, daß Carolin die Gesangsstunden immer so weit als möglich auszudehnen suche, daß man ihn auch sonst so häufig bei Deiner Frau treffe — dazu Dein heutiges auffallendes Benehmen — mon dieu — da lag der Gedanke nicht fern, Du spürtest vielleicht eine kleine eifersüchtige Regung.“

In Wirklichkeit war es nicht Pleißenbach gewesen, welcher die Bemerkung über Carolin's lange Gesangsstunden und häufige Besuche gemacht hatte, sondern Martens selbst. Derselbe hielt es jetzt aber für besser, sie seinem Freunde zuzuschreiben und dieser Letztere schien auch ganz davon überzeugt zu sein, die betreffende Beobachtung selbst gemacht zu haben, denn er erwiderte auf Martens' letzte Worte: „Hm, ich erinnere mich, daß ich damals mit Dir über die Geschichte gesprochen habe. Es ist wahr, Carolin bekümmert sich viel um meine Frau, fast zu viel —“

„Er interessirt sich eben für die Ausbildung ihrer schö-

nen Stimme," warf Martens ein, aber er begleitete die Worte mit einem ironischen Lächeln, welches Pleißenbach nicht entging.

"Das sagst Du, ohne selbst daran zu glauben," rief derselbe heftig. „Du hast es auch bemerkt, daß Carolin ein Interesse für meine Frau zeigt, welches mir nicht gleichgiltig sein kann.“

"Vieher Freund, Du nimmst die Sache schlimmer als sie ist," suchte Martens den Aufgeregten zu beruhigen, jedoch dieser unterbrach ihn: „Sie ist also, sie ist, das gibst also auch Du zu, es ist etwas vorhanden, was nicht sein sollte. Wie weit aber dieses Etwas gehen darf, ohne mich und meine Ehre zu berühren, das zu beurtheilen, ist allein meine Sache.“

"Gewiß," erwiderte Martens gelassen, „nur darfst Du nicht aus einer Mücke einen Elephanten machen.“

"Ich habe an der Mücke ganz genug. Eine Mücke kann uns oft mehr quälen als ein Elephant.“

"Ohne Zweifel, aber man bekämpft diese geflügelten, zierlichen Blutsauger mit anderen Waffen als die Unge-
thüme in den indischen Dschungeln.“

"Das weiß ich selbst. Rathe mir lieber, mit welchen Waffen ich die Mücke Carolin bekämpfen soll. Ich glaube, das Beste ist, sobald als möglich mit Georgine zu sprechen.“

"Gerade das würde ich an Deiner Stelle nicht thun.“

"Warum nicht?"

"Du darfst Deiner Frau nicht ihre Unbefangtheit nehmen. Ihr ist Carolin ohne alle Frage gleichgiltig und sie hat bis jetzt zweifellos keine Ahnung davon, daß

der Musiker, wie Du annimmst, andere Gefühle für sie hegt als freundschaftliche. Und diese ahnungslose Unbefangenheit muß ihr erhalten bleiben. Das Einzige, was Du augenblicklich thun kannst, ist aufzupassen. Halte die Augen offen und beobachte Carolin genau, sei aber dabei freundlich gegen ihn, sonst wird er argwöhnisch, und zur Verstellung geneigt, wie alle Polen, versteckt er sich dann hinter einer Maske, um Dich sicher zu machen. Bleibst Du aber unverändert artig und höflich in Deinem Benehmen, so hält er eine Verstellung für überflüssig und Du wirst Dich bald überzeugen, ob Dein Verdacht begründet ist oder nicht.“

„Ich wollte, der verfluchte Musikanter wäre, wo der Pfeffer wächst,“ sagte Pleißenbach, indem er aufstand und den Ballasch umschnallte.

„Warum?“ lachte Martens. „Ist Dein Verdacht begründet, was ja immerhin möglich ist, so werden einige passende Worte immerhin genügen, um den Musikanten zur Raision zu bringen. Stellt sich aber Dein Verdacht als grundlos heraus, nun, dann kann Dir Carolin's Anwesenheit ja auch gleichgiltig sein. Er ist im Grunde ein liebenswürdiger Mensch, ich habe ihn eigentlich ganz gern und so geht es noch manchem Anderen. Sein einschmeichelndes Wesen hat ihm viele Freunde erworben.“

„Liebenswürdig — einschmeichelnd — nur zu sehr, nur zu sehr,“ brummte Pleißenbach. „Nun, ich werde ihm jetzt gehörig auf die Finger passen, und wenn mir nur das Geringste auffällt, werde ich ihm zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat.“

Die Freunde nahmen Abschied. Als aber Martens allein war, lächelte er: „Eifersucht ist eine Leidenschaft, die das mit Eifer sucht, was Leiden schafft. Also, mein lieber Pleißenbach, fang' Du nur erst einmal an, mit Eifer zu suchen, dann wirst Du nach meiner Ueberzeugung auch genug finden, was Leiden schafft. Die Sache läßt sich ja ganz prächtig an, trotz Carolin's lächerlicher Gewissenhaftigkeit.“

12. Der Edelmarder macht sich frei.

Als Martens am anderen Morgen sein Haus verließ, traf er an der Thüre mit einem Weibe zusammen, welches ihn ansprach.

Es war eine große, starkknochige Person, gekleidet mit einer eigenthümlichen Mischung von Armuth und Eleganz. Ueber einem hellgrünen, seidnen Kleide, trug sie ein dickwollenes gelbes Umschlagetuch, in welches Palmen von einem schreienden Roth gewirkt waren. Das Kleid war ihr zu kurz, so daß man die Füße sehen konnte, dieselben stakten in feinen Zeugschuhen, welche aber vorn zerrissen waren, der rechte sogar so weit, daß der nackte große Zeh herausah. Zu dieser Offenherzigkeit stand in einem seltsamen Kontrast der elegante, mit Atlasband garnirte und einem großen Weidenstrauß geschmückte Hut, welcher ihr schief auf dem wirren Haare saß. Das letztere schien seit Wochen mit keinem Kamme in Berührung gekommen zu sein, so unordentlich hing es ihr am Kopfe herum und in das Gesicht hinein. Wo hatte Martens doch schon dies Gesicht gesehen? Vergebens besann er sich darauf, und den-

noch waren ihm diese breiten Backenknochen, die platte Nase, der unverhältnißmäßig große Mund, war ihm dies ganze vom Branntweingenuß aufgedunsene und geröthete Antlitz mit den schmalgeschlitten und rothgeränderten grauen Augen nicht unbekannt.

„Der gnädige Herr Baron werden verzeihen,“ sagte die Person mit einem Knix und einem breiten Grinsen, „ich möchte gern den Herrn Baron sprechen.“

„Mich?“ fragte Martens verwundert. „Wie kommen Sie darauf? Woher kennen Sie mich?“

„Ach, der gnädige Herr haben mir ganz vergessen? Ich hatte allerdings nur ein einziges Mal und nur kurze Zeit die Ehre.“

„Zum Teufel! Was wollen Sie denn eigentlich?“ rief Martens ärgerlich, dem diese Unterhaltung in der offenen Hausthüre um so peinlicher war, als die Vorübergehenden ihn und seine schöne Dame mit lächelnden Blicken musterten.

„Was ich will, kann ich so schnell nicht sagen,“ grinste das Weibsbild. „Wollen der Herr Baron nicht mit mich hinaufgehen? Oder, wenn der gnädige Herr jetzt keine Zeit haben, kann ich ja auch zu einer anderen Stunde wiederkommen. Vielleicht heute Nachmittag? Bitte nur zu befehlen.“

„Wer sind Sie denn? Wie heißen Sie?“

„Marie Mirski. Der gnädige Herr werden sich erinnern, die Tochter von dem früheren Grenzaufseher Mirski. Es ist wegen des jungen Eduard, was ich mit dem Herrn Baron sprechen wollte.“

„Kommen Sie mit herauf.“

Martens drehte sich kurz um und stieg langsam die Treppe hinauf, Fräulein Mirski folgte ihm.

„Nun, was haben Sie mir wegen Eduard's zu sagen?“ fragte Martens, indem er sich oben im Salon in einen Fauteuil fallen ließ.

„Ich habe ihm diese Nacht auf dem Bahnhof gesprochen,“ erwiderte die „schöne“ Marie, indem sie ohne eine Aufforderung abzuwarten, Martens gegenüber Platz nahm. „Es war ganz zufällig, ich war gerade angekommen und er wollte abfahren, viel konnten wir daher nicht miteinander sprechen. Aber er sagte mich doch, daß er bei Ihnen im Dienst wäre und wo Sie wohnten und das war mir sehr lieb, denn sonst hätte ich Sie wohl nicht so schnell gefunden. Habe ich Ihnen doch nur ein einziges Mal gesehen und auch nur recht kurz, und es war ja auch nur so eine Vermuthung von mich, daß Sie der Herr wären, welcher Eduard zu sich genommen hat, weil Sie ihn damals zu Haus brachten an dem Abend, wissen Sie wohl noch?“

Bis hieher hatte Martens die Person ruhig sprechen lassen, jetzt aber unterbrach er sie ungeduldig mit der Frage: „Warum wollten Sie mich denn auffuchen? So sagen Sie doch endlich einmal, was Sie von mir wollen?“

„O, ich wollte nur 'mal mit Sie über Eduard sprechen, wegen seiner vornehmen Abkunft, wissen Sie wohl? Er sagte mich, er wäre Bedienter bei Ihnen und das schickt sich doch eigentlich nicht für einen Herrn v. Birzowski.“

„Sie sagen, Eduard ist ja Ihr Vetter und heißt ebenso gut Mirski als Sie.“

Die „schöne“ Marie verzog ihren großen Mund zu einem breiten Grinsen. „Früher habe ich das auch geglaubt,“ meinte sie. „Aber als wir damals so plötzlich von hier abreisten und Eduard zurückblieb, merkte ich wohl, daß es mit ihm eine besondere Verwandtniß haben mußte. Auch kam ich bald dahinter, daß mein Vater, der Lump, mehr Geld hatte als die zweihundert Thaler, welche er mich gezeigt, und als er 'mal wieder einen rechten Kaufsch hatte, durchsuchte ich seine Kleider und fand eine Summe von mehreren tausend Thalern. Als ich ihn nachher fragte, woher er das Geld hätte, wollte er mir prügeln, aber mit seinen Kräften war es nicht mehr weit her und ich habe schon manchen Mann gezwungen, der stärker war als er.

Bei den Worten streifte das Mädchen ihre Aermel zurück und zeigte mit Stolz auf ihre schmutzigen, aber kräftigen Arme, deren Muskulatur einem Schifferknechte alle Ehre gemacht haben würde. „So kam es,“ fuhr sie fort, „daß er klein beigab und mir Alles erzählte. Nur auf Ihren Namen konnte er sich nicht mehr besinnen, der Trunk hatte sein Gedächtniß ganz verdorben. Seitdem er so viel Geld hatte, war er fast immer betrunken, das brachte ihn schnell vollends herunter, dazu kam der Husten, wissen Sie, und dann hat er auch 'mal eine ganze Nacht auf der Straße gelegen, ich dachte schon, er wäre mir durchgegangen, aber am anderen Morgen fand ich ihn vor dem Hause liegen, halb im Kinnstein und ganz naß, aber fest schlafend. Das muß ihm doch wohl zu viele gewesen sind, denn noch an demselben Tage kriegte er das

Fieber und das gab ihm den Rest. Im Delirium hat er auch noch viel geschwätzt von dem Schloßbrand damals, wissen Sie, und als er wieder bei sich war, wollte er einen Geistlichen und beichten. Es war aber schon zu spät, er konnte nicht mehr sprechen. — Schloß Wolno — das brachte er noch heraus, aber den Namen Birzowski konnte er nicht mehr finden, und nachdem er noch die letzte Delung erhalten, verfiel er in die heftigste Fieberraserei. Er geberdete sich ganz wie wahnsinnig und brüllte und schlug um sich und der Doktor meinte, nun würde es wohl auf's Letzte gehen. Und so war es denn auch, in der Nacht starb er.“

„Da hat er nicht mehr viel von seinem Gelde gehabt,“ meinte Martens.

„Genug hat er davon gebraucht, der Lump,“ rief die „schöne“ Marie, „und Alles für sich allein, mir hat er dabei darben lassen, der Rabenvater. Und mich die ganze Geschichte verheimlichen zu wollen, eine solche Dummheit! So gut hätte er mich doch kennen sollen, daß ich trotzdem dahinter kommen würde; wenn er es mich aber zur rechten Zeit gesagt hätte, dann würde er ein weit besseres Geschäft gemacht haben. Denn das kann ich Sie sagen, Herr Baron, so billig hätte ich die Geschichte nicht hergegeben.“

Martens zuckte die Achseln. „Das sind geschehene Dinge, die nicht mehr zu ändern sind,“ sagte er kalt. „Was führt Sie nun aber zu mir? Was ist es, das Sie wegen Eduard's mit mir besprechen wollten?“

„Dinge, die nicht mehr zu ändern sind,“ schrie das

Mädchen, und schlug mit ihrer großen plumpen Hand so kräftig auf ein neben ihr stehendes Tischchen, daß das zierliche Möbel ächzte und knackte. „Was geht es mich an, was Sie mit meinem Vater abgemacht haben? Jetzt haben Sie es mit mir zu thun und ich kann Sie sagen, Herr Baron, ich lasse mir nicht so übertölpeln wie der alte Trunkenbold.“

„Wenn Sie nur endlich einmal aussprechen möchten, was Sie eigentlich von mir wollen,“ sagte Martens mit eifriger Ruhe. „Sie haben sich damit eingeführt, über Ihren Vetter Eduard mit mir reden zu wollen, bis jetzt ist aber nur von Ihnen und Ihrem Vater die Rede gewesen.“

„Geld will ich — zehntausend Thaler will ich — billiger thue ich es nicht,“ schrie Fräulein Mirski, und versetzte bei jedem Satz mit der geballten Faust dem neben ihr stehenden Tischchen einen Hieb, daß Martens den Moment kommen sah, in dem dasselbe unter diesen wuchtigen Schlägen zusammenbrechen würde.“

„Dann bedauere ich, Ihnen nicht dienen zu können,“ versetzte Martens, indem er ruhig aufstand und das bedrohte Möbel aus der gefährlichen Nähe der „schönen“ Marie entfernte. „Ich bin kein Geldverleiher.“

„Und ich will auch kein Geld geliehen haben,“ kreischte das Mädchen. „Bilden Sie sich nur nichts ein, Sie, und machen Sie keine Weiterungen, Sie — Sie,“ — sie fuchtelte mit den Händen in der Luft herum, bis sie das rechte Wort gefunden hatte — „Sie Schwindler, Sie!“

„Sie scheinen schon am frühen Morgen betrunken zu sein,“ sagte Martens mit unverwüßlicher Ruhe.

Die „schöne“ Marie sprang wüthend empor. „Was? beleidigen wollen Sie mir auch noch? Wissen Sie, was ich thun werde, wenn Sie mir das Geld nicht geben? Ich reise Eduard nach Berlin nach und sage ihm, wer er eigentlich ist und daß er gegen Ihnen auftreten soll. Sie meinen wohl, weil Sie die Papiere haben, könnte man Ihnen nichts beweisen? Oho! Ich kann es vor dem Kriminal beschwören, was mich mein Vater gesagt hat, und wenn man mir nicht glaubt, zeige ich das Geld vor, das Sie meinem Vater gegeben haben, dann wird man mir schon Glauben schenken. He! Machen Sie nur nicht ein so hochmüthiges Gesicht, in meiner Gewalt sind Sie, und wenn Sie mich das Geld nicht geben, bringe ich Ihnen in's Zuchthaus.“

Martens' Brauen hatten sich drohend zusammengezogen und in seinen Augen begann es grell zu funkeln. Er stand mit dem Rücken gegen ein Schränkchen gelehnt, auf das sich die Linke stützte, während die Rechte, unbemerkt von dem jungen Mädchen, behutsam eine kleine Schieblade herauszog und derselben ein Terzerol entnahm. Bei dem Worte „Zuchthaus“ hielt er der „schönen“ Marie dasselbe entgegen, indem er im gleichgiltigsten Tone sagte: „Dann würde ich mir vorher noch das Vergnügen machen, Sie wie eine Kaze niederzuschießen.“

Wie ein Sturzbad wirkte der Anblick der Waffe auf die Wüthende. Mit kreidebleichem Gesicht taumelte sie zurück, während Martens mit höhnischem Lächeln fort-

fuhr: „Dies Terzerol schießt ganz vorzüglich und gibt dabei nicht einmal einen Knall. Es sind das sehr nützliche Instrumente, vielleicht haben Sie schon einmal davon gehört, man nennt sie Teschings. Es bedarf also nur eines Druckes meines Fingers und Sie haben aufgehört zu athmen, ohne daß ein Mensch etwas davon hört. Vermissen wird Sie auch Niemand, Niemand wird nach Ihnen fragen oder suchen. So sicher vor der Rache des Befehles kann ich Sie hier tödten, als wären wir zusammen allein auf einer einsamen Insel. Nun, wie gefällt Ihnen jetzt der Schwindler, mit dem Sie meinten, so leicht fertig zu werden?“

Die „schöne“ Marie hatte sich gefaßt. „Sie sind jetzt im Vortheil und haben mir überrumpelt,“ sagte sie, indem sie behutsam nach der Thüre lavirte, aber als sie im Begriffe war, die Hand nach der Klinke auszustrecken, hob Martens von Neuem das Terzerol und rief: „Fort da von der Thüre, setzen Sie sich auf den Stuhl dort am Ofen.“

Martens' Augen funkelten so wild bei den Worten und die Mündung des Terzerols gähnte die „schöne“ Marie so unheimlich an, daß dieselbe ohne einen Laut des Widerspruches dem Befehle nachkam.

„Nun bleiben Sie ruhig sitzen, bis unser Geschäft beendet ist,“ fuhr Martens fort. „Zunächst muß ich Ihnen mittheilen, daß es mir persönlich außerordentlich gleichgiltig ist, ob Eduard etwas von seiner Abstammung erfährt oder nicht. Ich habe mich in diese Angelegenheit überhaupt nur im Auftrage Dritter gemischt und zwar im

Auftrage von Personen, welche mit Eduard die besten Absichten haben.“

„Warum verheimlicht man ihm dann die Wahrheit?“ fragte das Mädchen mit höhnischem Lachen.

„Weil es noch keineswegs gewiß ist, ob ihm das große väterliche Erbtheil zufallen wird. Darüber sind Verhandlungen eingeleitet, welche vermuthlich zu einem günstigen Resultate führen werden, aber man will in Eduard keine Hoffnungen erwecken, ehe nicht die Sache entschieden ist, um ihm eine Enttäuschung zu ersparen; dann erst wird man ihm mittheilen, wer er ist und was er besitzt. Bis dahin bleibt er bei mir, dem Namen nach als mein Bedienter, der Sache nach als mein Zögling. Dieser langsame Uebergang ist nothwendig für ihn, es wäre Wahnsinn gewesen, ihn aus dem Schmutze Ihres Vaterhauses direkt in eine glänzende Stellung versetzen zu wollen. Das sind freilich Rücksichten, welche Sie nicht verstehen.“

Die „schöne“ Marie warf trotzig den Kopf zurück. „Warum haben Sie dann meinem Vater mit Geld den Mund stopfen müssen, wenn Sie so gute Absichten mit Eduard hatten?“

„Es ist mir lieb, daß Sie auf das Geld zu reden kommen,“ lächelte Martens sarkastisch, „ich wollte gerade davon anfangen. Auch in dieser Sache befinden Sie sich in einem Irrthum. Ihr Vater hat das Geld nicht bekommen, um sein Schweigen zu erkaufen, sondern nur, weil Eduard's Beschützer einsahen, daß sie allein auf diese Weise den armen Knaben der Herrschaft seiner grausamen Peiniger entziehen konnten. Zugleich mußte Ihr Vater versprechen,

niemals wieder sich Eduard zu nähern. Der zukünftige Herr v. Birzowski und Erbherr auf Wolno sollte für immer vor solchen Berührungen bewahrt bleiben. Ihr Vater hat das Versprechen gehalten, Sie aber kündigen uns an, daß Sie demselben nicht nachkommen wollen. Nun wohl, so müssen wir Sie dazu zwingen. Sie werden daher jenes Kapital von fünftausend Thalern wieder herausgeben und anstatt dessen jährlich die Zinsen davon im Betrage von zweihundert Thalern empfangen.

Das Mädchen sprang wild in die Höhe. „Sind Sie verrückt?“ schrie sie Martens an. „Ich soll das Geld wieder herausgeben?“ — Sie schlug eine grelle Lache auf. „Hahaha! Wer will mir dazu zwingen?“

„Diese Waffe,“ sagte Martens ruhig, indem er das Terzerol hob. „Sie knallt gar nicht und macht doch ein Loch, groß genug, um Ihrer werthen Seele den Austritt aus Ihrem schönen Körper zu gestatten.“

Das Mädchen stürzte auf Martens zu, aber dieser rief ihr entgegen: „Rühren Sie sich nicht von der Stelle, sonst drücke ich los. Und wenn ich bis zehn gezählt habe und das Geld liegt dort nicht auf dem Tisch, so schwöre ich Ihnen, daß Sie aufgehört haben zu leben.“

„Ich habe das Geld nicht bei mir,“ knurrte die „schöne“ Marie.

„Das ist eine Lüge,“ entgegnete Martens kalt. „Sie sind auf der Reise, Sie haben Niemanden, dem Sie soweit trauen möchten, ihm das Geld zum Aufheben zu geben, in ihrem Koffer, wenn Sie einen solchen besitzen, werden Sie es auch nicht auf dem Bahnhof oder im Wirthshaus

zurückgelassen haben und daher spricht Alles dafür, daß Sie die Summe bei sich tragen. — Nun — wird's bald? Eins — zwei — drei —"

„Die fünftausend Thaler sind gar nicht mehr vollständig,“ wandte das Mädchen ein, „mein Vater hat schon viel davon verbraucht, es ist kaum noch die Hälfte vorhanden.“

„Aha, Sie fangen an zu handeln,“ lächelte Martens, „und bieten mir die Hälfte. Darauf kann ich aber nicht eingehen. Es ist gar nicht anzunehmen, daß Ihr Vater in der kurzen Zeit so viel Geld verbraucht haben sollte. Wenn er viel ausgegeben hat, so sind es tausend Thaler gewesen. So viel will ich daher ablassen, die anderen vier Tausend verlange ich aber zurück. Ihr Vater hat von mir acht Fünfhundert-Thalerscheine und zehn Hundert-Thalerscheine erhalten. Die acht Fünfhundert-Thalerscheine legen Sie dort auf den Tisch, sonst — ein kleiner Druck meines Fingers — bedenken Sie, daß ich nicht mit mir spassen lasse.“

„Das ist Erpressung, das ist Raub,“ knirschte die „schöne“ Marie.

„Durchaus nicht,“ entgegnete Martens. „Ihr Geld ist Ihnen ja nicht verloren. Wir wollen es Ihnen nur verwalteten, jährlich erhalten Sie die Zinsen davon im Betrage von zweihundert Thalern. Das sind fünf Prozent, mehr können Sie nicht verlangen. Daß Sie aber die Disposition über das Kapital verlieren, haben Sie sich selbst zuzuschreiben. Warum sind Sie von den Vereinbarungen zurückgetreten, die wir mit Ihrem Vater getroffen hatten,

Bögern Sie also nicht länger, ich fange jetzt an zu zählen:
Eins — zwei — drei —“

Das eingeschüchterte Mädchen warf noch einen Blick auf Martens' Gesicht mit dem drohenden, entschlossenen Ausdruck. Dann zog sie eine schmutzige Brieftasche hervor und begann einen Fünfhundert-Thalerschein nach dem anderen auf den Tisch zu legen. Als Martens bis acht gezählt hatte, lag auch der achte Schein auf dem Tisch.

„Und nun marsch!“ fuhr Martens fort, nachdem er einen Schritt näher getreten war und mit einem Blick die Scheine als richtig erkannt hatte. „Schweigen Sie und halten Sie sich von Eduard hübsch fern, so zahle ich Ihnen pünktlich am 1. Januar und am 1. Juli jedes Jahres einhundert Thaler, die Sie sich persönlich bei mir holen können. Sobald ich aber das geringste Verdächtige bemerke, hört diese Pension auf. Leben Sie wohl!“

„Ich werde schon kommen, mir mein Geld zu holen,“ nickte die „schöne“ Marie und wandte sich zum Gehen. Martens folgte ihr mit dem Terzerol, bis sich die Vorsaalthüre hinter ihr geschlossen hatte. Dann trat er lachend in den Salon zurück, warf das Terzerol in die Lade und schloß die Scheine in eine Kassette!“

„Jetzt zum Doktor Adam,“ murmelte er. „Ich will mit dieser Birzowski'schen Angelegenheit nichts mehr zu thun haben. Sie soll nur noch dazu dienen, mir meine Freiheit zurückzuerobern, damit ich mich ganz dem Wohle meiner beiden Freunde Pleißenbach und Carolin widmen kann.“

Er fand den geheimnißvollen Mann, aus dessen scharfgeschnittenen Zügen eine kaltblütige Energie und aus dessen

dunklen Augen eine edle Schwärmerei leuchtete, im „Hotel de Prusse“. „So früh schon?“ empfing ihn dieser. „Bringen Sie mir die gewünschten Aufklärungen?“

„Allerdings,“ erwiderte Martens, indem er einen mustern den Blick durch das Zimmer gleiten ließ. Dann setzte er mit leiser Stimme hinzu: „Sind wir vor Lauschern sicher?“

Der Doktor nickte. „Das Zimmer nebenan ist unbesetzt, wie ich bestimmt weiß,“ meinte er, „und auf dem Korridor ist es zu belebt, da bleibt so leicht Niemand stehen, um zu horchen. Zimmerhin können wir etwas leise sprechen.“

„Meine erste Mittheilung betrifft jenen gewissen Mirski, früheren Grenzaufseher, wenn ich nicht irre. Derselbe ist vor einigen Tagen gestorben.“

„Ah, das ist von Wichtigkeit. Woher stammt Ihre Nachricht?“

„Von Mirski's eigener Tochter.“

„Sind Sie mit derselben so gut bekannt? Gestern schien Ihnen der Name doch noch ganz fremd zu sein.“

„Das war er auch. Das Mädchen hat hier unter fremdem Namen gelebt. Ich machte zufällig ihre Bekanntschaft bei einem meiner Freunde; dann verschwand sie plötzlich, so daß ich sie schon fast vergessen hatte, als sie sich heute Morgen auf einmal bei mir melden ließ. Sie kam in tiefer Trauer und erzählte mir, ihr Vater sei gestorben, habe ihr jedoch vor seinem Tode noch Mittheilungen von eminentem Bedeutung über die Birzowski auf Wolno gemacht.“

„Sie sprach sich über diese Mittheilungen gegen Sie aus?“

„Gewiß.“

„Wie kam sie dazu, gerade Ihnen diese Daten anzuvertrauen?“

„Während der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft hatte ich zweimal Gelegenheit, ihr als juristischer Rathgeber von Nutzen zu sein. Das scheint ihr Vertrauen zu mir eingeflößt zu haben, und da das, was ihr Vater ihr erzählte, ihr Gewissen bedrückte, suchte sie sich dasselbe bei mir zu erleichtern.“

Der Doktor nickte. „Und worin bestehen die Enthüllungen des Fräulein Mirski?“ fragte er.

„Ehe ich Sie von denselben in Kenntniß setze, habe ich einige Bedingungen zu machen.“

„Ah — Bedingungen — ?!“

„Allerdings! Was ich Ihnen mittheilen kann, ist von solcher Wichtigkeit, auch durch Dokumente, welche in meinen Besitz übergegangen sind, so unwiderlegbar bewiesen, daß ich Ihnen durch diese Nachricht einen ebenso großen Dienst leiste, als hätte ich unserem früheren Plane gemäß die damals vermuthete Erbin, das Fräulein v. Birzowski, zu meiner Gattin gemacht.“

„Daraus geht hervor, daß Sie von der Existenz eines näheren Erben überzeugt sind.“

„Das bin ich. Auch kenne ich seinen Aufenthalt und besitze diejenigen Urkunden, welche die Basis seines Rechtsanspruches bilden.“

„Also, Ihre Bedingungen?“

„Erstens geben Sie mir meine Freiheit zurück.“

„Weiter!“

„Zweitens zahlen Sie mir den Rest jener Summe von zehntausend Thalern, welche Sie für diese Angelegenheit, wie Sie gestern Abend sagten, anlegen wollten, also noch zweitausend Thaler, und berichtigen die Rechnungen bei meinen hiesigen Lieferanten, insbesondere für meine Einrichtung.“

„Weiter!“

„Drittens zahlen Sie Fräulein Marie Mirski eine jährliche Pension von zweihundert Thalern.“

„Sind Sie fertig?“

„Ja.“

Doktor Adam erhob sich und ging nachdenklich mit auf den Rücken gelegten Händen im Zimmer auf und ab, während ihn Martens gespannt beobachtete. Endlich blieb er vor demselben stehen: „Ehe ich mich entscheide, muß ich Einsicht in die betreffenden Urkunden nehmen.“

Martens griff in seine Brusttasche. „Hier sind die Abschriften.“

Er überreichte dem Doktor ein Couvert, mit mehreren Papieren, welche dieser genau durchsah. „Sie haben Recht,“ sagte Adam darauf, „die Originale dieser Papiere haben einen bedeutenden Werth, zumal wenn der betreffende Knabe noch lebt. Ich bin daher bereit, auf Ihre Bedingungen einzugehen und verpfände Ihnen mein Wort, Ihnen Ihre Wiesbadener Wechsel nebst Ehrenschein zurückzuschicken, sobald ich nach Berlin zurückgekehrt bin, ferner auch über die Wiesbadener Vorkommnisse unverbrüchliches Stillschweigen zu bewahren. Sind Sie damit zufrieden?“

„Wenn Sie meine anderen Bedingungen auch annehmen —“

„Noch einmal baare zweitausend Thaler? Bedenken Sie, welche Geldopfer die Gesellschaft Ihnen schon gebracht hat.“

Martens lachte laut auf. „Diese Opfer sind allerdings großartig. Für meine Wechsel haben Sie sicher nicht mehr als sechzig Prozent bezahlt. Rechnen Sie dazu Alles, was ich hier verbraucht habe, und ferner die neuen zweitausend Thaler, so kommt noch immer nicht so viel heraus, als die Herrschaft Wolno in einem Jahre aufbringt.“

„Und dann die Pension an Fräulein Mirski,“ wandte Adam ein.

„Zweihundert Thaler jährlich,“ rief Martens. „Das wird den Erbherrn von Wolno nicht arm machen!“

Adam nahm nachdenklich seine Zimmerpromenade wieder auf, während Martens fortfuhr: „Für Sie ist der finanzielle Punkt ja überhaupt Nebensache, Ihr und Ihrer Gesellschaft Hauptinteresse an dem Besitze von Wolno ist ein politisches. Mit Wolno steht und fällt der ganze Gilendorfer Kreis. Das haben die letzten Wahlen bewiesen, bei denen trotz der sorgfältigsten Vorbereitungen des polnischen Agitationscomités der polnische Kandidat unterlag, weil die Wolnoer Birzowskis ihr Gewicht gegen ihn in die Waagschale warfen. Um das für die Zukunft unmöglich zu machen, beabsichtigen Sie, Wolno einen anderen Besitzer, und zwar einen Ihnen und Ihren politischen Grundsätzen gehorsamen Herrn zu geben, welcher zugleich die nöthige Schneide besitzt, diesen Prinzipien Geltung zu verschaffen.“

Unter den früheren Verhältnissen schien ich Ihnen dazu die geeignete Persönlichkeit zu sein und sollte deshalb Celestine v. Birzowski heirathen, jetzt aber eröffnen sich Ihnen noch bessere Aussichten, indem Sie die Herrschaft über den richtigen Erbherrn in einem Alter erlangen, in welchem derselbe noch bildsam wie weiches Wachs ist. Was wollen Sie mehr?"

Adam überlegte noch einige Minuten, dann sagte er: „Nun gut, ich nehme Ihre Bedingungen an und bin bereit, Ihnen das Geld sofort zu bezahlen.“

„Auch meine hiesigen Rechnungen?“ warf Martens ein.

„Auch die. Um sodann Fräulein Mirski die vereinbarte Pension zahlen zu können, bitte ich Sie um die Adresse der Dame.“

„Es ist besser, wenn das durch meine Hand geht,“ antwortete Martens trocken. „Ich habe mit der Mirski ausgemacht, daß Sie sich halbjährlich das Geld bei mir holt.“

Der Doktor hustete und streifte Martens mit einem seiner scharfen, forschenden Blicke. Dann sagte er: „Meinetwegen. Mir kann es einerlei sein, wem ich das Geld zahle, und werde Ihnen also halbjährlich die hundert Thaler schicken. Nun aber zur Hauptsache. Wo ist der Erbe?"

Augenblicklich in Berlin. Wenn es Ihnen recht ist, reisen wir zusammen nach der Residenz und bringen dort die Sache definitiv in Ordnung. Ich übergebe Ihnen den Knaben und die darauf bezüglichen Dokumente und erhalte dafür meine Wechsel zc. Sind Sie damit zufrieden?"

„Gewiß. Ich bin bereit, mit dem Nachtschnellzug zu reisen.“

„Und ich werde mich pünktlich am Bahnhofe einfinden.
A révoir, lieber Doktor.“

„Auf Wiedersehen, Herr v. Martens.“

13. Wer ist der Rechte?

Wie schon früher erwähnt, führte von dem großen freien Platz, Freimarkt genannt, auf welchem der Circus stand, die sogenannte Brückenstraße zum Flusse hinab.

In einem Hause derselben, und zwar in einem alten, unansehnlichen Hause, befand sich die Wohnung des Fräuleins Wanda Sumiroff, der ersten Schulreiterin des Circus Fürst.

Das Haus besaß drei Stockwerke. Im dritten wohnte ein ehrfamer Schneider, und von diesem hatte Fräulein Wanda — auch wir sind gezwungen, Miß Alma Robinson einstweilen so zu nennen — zwei kleine Zimmerchen gemiethet, von denen das eine nach der Straße, das andere nach dem Hof hinausging. Beide Zimmer waren sehr einfach ausgestattet, doch verriethen beide das Walten einer sorgfamen Frauenhand. Einige Blumen, einige geschmackvoll ausgesuchte und angebrachte Kleinigkeiten, Rippen und Stickerien, einige gute Bilder an der Wand, das Arrangement der an und für sich sehr unscheinbaren Möbel und eine tadellose Sauberkeit — das Alles machte die bescheidenen Räume zu einem durchaus behaglichen Aufenthalt.

Die Bewohnerin derselben ging mit gefalteten Händen im Zimmer auf und nieder. Die schlankte Gestalt umfloß ein einfaches Hauskleid von dunkler Farbe, den Kopf mit dem edlen Profil trug sie etwas gesenkt und ihre Lippen

bewegten sich murmelnd wie im Selbstgespräch. Zuweilen trat sie auch wohl an's Fenster und warf einen Blick auf die Straße hinab, wo bereits das gelbe Licht der Gaslaternen mit den Schatten des Abends kämpfte. Dann sah sie nach der Uhr und kopfschüttelnd murmelte sie: „Wo bleibt er nur so lange? Die verabredete Stunde ist doch schon vorüber.“

Nun trat sie zum Tisch und zündete die darauf stehende Lampe an. Dann ließ sie die Kouleaux herab, kaum aber hatte sie dies Geschäft beendet, als ein schwerer sporenkirrender Schritt auf der Treppe laut wurde. Sie preßte die Rechte auf den hochwogenden Busen und flüsterte: „Das ist er!“

Ihr Gesicht trug jedoch einen ruhigen, entschlossenen Ausdruck, als auf ihr „Herein!“ sich jetzt die Thüre öffnete und die breite untersekte Figur des Herrn v. Birzowski in's Zimmer trat. Derselbe warf die Mütze auf den nächsten besten Stuhl und auf die Dame zuwendend sagte er: „Meine theure Wanda, wie unendlich glücklich macht mich diese Erlaubniß —“

Er hielt mitten im Satz inne, so streng und kalt begegneten ihm Wanda's Augen. Dann begann er von Neuem, aber verlegen und stotternd: „Sollte ich mich getäuscht haben, sollte ich diese Erlaubniß, Sie zu besuchen, mir nicht günstig deuten dürfen? Nein, das kann nicht sein, es wäre grausam von Ihnen, Wanda, wenn Sie mir diese Zusammenkunft nur bewilligt hätten, um mir zu sagen, daß ich keine Hoffnung habe.“

„Es ist Ihre eigene Schuld, Herr v. Birzowski, daß

es dazu dieser besondern Zusammenkunft bedarf," antwortete die junge Dame kalt. „Den Vorwurf der Grausamkeit muß ich daher von mir abweisen, Sie aber muß ich grausam nennen, daß Sie trotz Allem, was ich Ihnen schon gesagt, durch Ihre unausgesetzten Annäherungsversuche mich zwingen, unter vier Augen es Ihnen noch einmal auszusprechen, daß ich nichts von Ihnen wissen will. Ich stehe ganz allein in der Welt, für meine Ehre, für meinen Ruf wacht Niemand außer mir selbst. Es kann Sie daher auch Niemand bestrafen, wenn Sie mir nach wie vor Huldigungen widmen, welche mir nicht nur peinlich sind, sondern mir auch direkt schaden, weil sie mich compromittiren. Aber ein Mann von Ehre sollte gerade einem so schutzlosen Wesen gegenüber doppelte Rücksichten nehmen, Herr v. Birzowski. Das ist es, was ich Ihnen an's Herz legen wollte, weil ich Sie für einen Mann von Ehre halte, und was ich Ihnen nicht in der Manège sagen konnte, umgeben von Ihren Kameraden und den andern Dions von Ostburg. Bisher war es nur unbesonnen von Ihnen gehandelt, wenn Sie ohne Rücksicht auf meinen Ruf nicht müde wurden, sich mir trotz meiner konsequenten Kälte zu nähern, wenn Sie aber in Zukunft, aufmerksam gemacht auf die Nachtheile, welche Sie mir zufügen, Ihr Benehmen fortsetzen, dann handeln Sie nicht mehr unbesonnen, nein, dann handeln Sie unehrenhaft. Und das werden Sie nicht thun wollen, davon bin ich überzeugt.“

Betroffen, aber ohne einen Versuch zu machen, Wanda zu unterbrechen, hatte Birzowski ihr zugehört, jetzt erwiderte er, indem er sie treuherzig ansah: „Alles, was Sie

mir sagen, Fräulein Sumiroff, beweist mir nur, daß Sie meine Gefühle nicht verstehen. Sie behandeln mich, als ob ich Ihnen aus Zeitvertreib den Hof machte, weil mich gerade keine andere Liaison fesselt, und nicht wie Jemanden, dessen Herz von der leidenschaftlichsten und dennoch reinsten Liebe zu Ihnen durchglüht ist. O, könnte ich Ihnen doch nur schildern, mit welcher Gewalt mich diese Leidenschaft gefaßt, wie sie mein ganzes Wesen ergriffen, wie sie aus dem wilden trohigen Burschen, der nur Niederes kannte und nur in Niederm sein Befriedigung suchte, einen Mann gemacht hat, der wenigstens redlich bestrebt ist, alles Uedle von sich abzustreifen und nur dem Guten zu leben. Wie eine Offenbarung des Himmels ist diese Liebe zu Ihnen in mein Herz gekommen, alle guten Kräfte in mir hat sie geweckt und mich befreit von der Herrschaft der Trägheit und Genußsucht, welche mich ganz in ihren Banden hielten. So kann ein Mann nur einmal lieben, Wanda, und diese Liebe biete ich Ihnen, indem ich Ihnen meine Hand und meinen Namen anbiete. Sie sagten, daß Sie verlassen und ganz allein in dieser Welt ständen, gehören Sie mir und als Frau v. Birzowska werden Sie nicht mehr ohne Schutz sein. Ich will Sie pflegen und hegen als meinen größten Schatz, denn das sind Sie ja, neben Ihnen ist Alles, was die Erde bieten mag, nur eitler Tand für mich. O, weisen Sie mich nicht ab, ich lese es in Ihrem Auge, in dieser Thräne, welche an Ihrer Wimper glänzt, daß Sie nicht ohne Theilnahme meinen Worten lauschen. Wanda, sei die Meine!“

Er ergriff ihre Rechte und wollte das schöne Mädchen

an sich ziehen, aber Wanda trat einen Schritt zurück und entzog ihm ihre Hand. „Nicht ohne Theilnahme,“ sprach sie mit bebender Stimme, „nein — ohne Theilnahme habe ich Ihre Worte nicht gehört, Herr v. Birzowski. Was Sie mir gesagt, hat mich tief ergriffen, das gestehe ich Ihnen offen, aber zurückweisen muß ich Sie dennoch. Meine Freundschaft will ich Ihnen gern gewähren, aber mehr kann ich Ihnen nicht geben.“

„Warum nicht, Wanda, heißgeliebtes Wesen, warum soll ich denn elend und unglücklich werden?“

„Ich könnte Ihnen manchen Grund sagen,“ entgegnete Wanda mit niedergeschlagenen Augen, indem sie sich leicht auf die Lehne eines Stuhles stützte, „ich könnte Ihnen von den Schwierigkeiten sprechen, welche es Ihnen bereiten muß, eine Kunstreiterin in Ihre Familie, in Ihre Gesellschaftskreise einzuführen, aber von dem Allen will ich schweigen. Ihrer Kraft und Ihrer Liebe traue ich es zu, daß Sie diese Hindernisse überwinden würden —“

„Nun also, Wanda —“ Birzowski trat ihr einen Schritt näher, aber Wanda zog sich hinter den Stuhl zurück, dessen Lehne sie vorhin gefaßt hatte.

„Ich will Ihnen einen anderen Grund sagen,“ fuhr sie fort, indem sie ihre Lider aufschlug und ihn mit thränenfeuchten Augen ansah, „einen Grund, den es mir weh thut, auszusprechen, denn ich weiß, daß er Sie schmerzen wird. Aber es muß heraus, damit es klar zwischen uns wird, ich muß Ihnen sagen, daß ich niemals Ihnen gehören kann, weil ich einen Anderen liebe.“

Ein tiefer Seufzer entrang sich Birzowski's Brust, in-

dem er mechanisch nach einem Halt umherfaßte und sich auf das Sopha niedersinken ließ. „Wen — wen lieben Sie?“ stammelte er. „Wer ist dieser Glückliche?“

„Den Namen muß ich Ihnen verschweigen,“ erwiderte Wanda leise, „nicht aus Mißtrauen, sondern weil er mein Geheimniß bleiben muß. Denn nicht einmal der, dem mein Herz gehört, weiß von meiner Liebe. Aber schon damals, als ich im elterlichen Hause zur Jungfrau heranreifte, liebte ich ihn, damals mir selbst unbewußt, erst als ich ihn hier wieder sah, ward ich mir über meine Gefühle klar. Daß ich ihm jemals angehören werde, wage ich kaum zu hoffen, aber es wäre eine Sünde von mir, wollte ich mit dieser Liebe im Herzen mich einem Anderen verloben. Und darum, Herr v. Birzowski —“

„Ja, ich verstehe, ich verstehe!“ rief Birzowski wild, indem er aufsprang und nach seiner Mühe griff. „Leben Sie wohl, Fräulein Sumiroff, ich werde Sie nicht wieder belästigen.“

Er wollte zur Thüre hinaus, aber mit wenigen Schritten war sie neben ihm und legte ihre Hand auf seine Schulter. „Nicht so lassen Sie uns scheiden,“ bat sie, „gehen Sie nicht im Zorne von mir. Ich erkenne ja keinen Augenblick, wie viel Sie mir geboten haben, nicht nur an äußerer Stellung, indem Sie die arme Kunstreiterin zur reichen Edelbame machen wollten, nein, auch durch sich selbst, indem Sie mir Ihr großes gutes Herz, Ihr ganzes edles Selbst schenken wollten. Aber gerade deshalb durfte ich Ihr Geschenk nicht annehmen, Ihnen gegenüber mußte ich ganz offen sein, selbst auf die Gefahr hin, daß ich damit Ihren Zorn erregte.“

Die robuste Gestalt des jungen Polen erbebte unter der leichten Berührung Wanda's. Hastig griff er nach ihrer Rechten und indem er sie leidenschaftlich drückte, rief er: „Ich Ihnen zürnen? O Wanda, Wanda, niemals wird mein Herz aufhören, Sie zu lieben, wenn es auch auf keine Gegenliebe hoffen darf. Und so lange ich kann, werde ich auch über Ihr Ergehen wachen, bis Sie die Sorge dafür Demjenigen übertragen haben, welchen Ihr Herz gewählt hat. O, warum kann nicht ich dieser Glückliche sein!“

Singerissen von seinem Gefühl zog er sie, ehe sie es hindern konnte, an sich und drückte einen Kuß auf ihre Stirne. Dann lag die Thüre zwischen ihnen und Wanda hörte, wie sein schwerer Tritt die Treppe hinabpolterte.

„Es ist geschehen,“ flüsterte sie, indem eine Thräne über ihre Wange hinabrollte, „armer Mann, daß ich Dich so kränken mußte! Aber ich kann meinem Herzen nicht gebieten, ich kann nur den Einen lieben, nur ihn, Erich Martens!“ —

In derselben Hast, wie Birzowski die Treppe hinabgeslogen war, stürzte er auch aus dem Hause hinaus und eilte die abendliche Straße entlang. So geschah es, daß er an der Ecke der Brückenstraße und des Freimarkts ziemlich unsanft mit einem Herrn in Civil zusammenstieß, welcher ebenfalls in außergewöhnlicher Eile in die Straße einbog.

„Können Sie denn nicht —“ begann der Civilist ärgerlich, dann aber sich plötzlich unterbrechend, rief er: „Zum Kukuk, Sie sind's, Birzowski? Haben Sie solche Eile,

in den Cirkus zu kommen? Es sind noch zwei Stunden bis zum Beginn der Vorstellung.“

„Ah, Herr v. Martens, mille pardon, daß ich so unfaßt mit Ihnen karambolirte —“

„Bitte sehr, ich war auch in Eile und mithin ebenso schuldig wie Sie. Ich muß nämlich diese Nacht nach Berlin abreisen, und da ich meinen Diener bereits gestern vorausgeschickt habe, muß ich selbst einige nothwendige Kommissionen besorgen. Kommen Sie, begleiten Sie mich ein Stück.“

Martens faßte bei den letzten Worten Birzowski unter dem Arm, der ihm halb widerwillig folgte. Angenehm war ihm dies Zusammentreffen augenblicklich eben nicht, aber zurückweisen mochte er die Bitte um Begleitung auch nicht. „Werden Sie länger in Berlin bleiben?“ fragte er Martens. „Das wäre für uns sehr zu bedauern.“

„Ich denke schon in wenigen Tagen wieder zurück zu sein. Sie wissen, daß ich mich gern in Ihrer Provinz ankaufen möchte. Nun ist mir neulich die Herrschaft Prakin angeboten worden, ich habe mir das Gut angesehen und es gefällt mir nicht schlecht. Aber ich möchte gerne mit dem Eigenthümer, dem Fürsten Rubiwill, selbst verhandeln, welcher den Winter über in Berlin lebt. Das ist der Grund meiner Reise.“

„Wie? Rubiwill will Prakin verkaufen?“ fragte Birzowski erstaunt. „Das wundert mich. Das Gut gehört zwar nicht zum Majorat, aber der Fürst hat es stets mit besonderer Vorliebe gepflegt.“

Martens ging nicht näher auf den Gegenstand ein

sondern fragte, da sie eben jetzt an dem Hause vorüberkamen, in welchem Wanda Sumiroff wohnte: „Wissen Sie, wer dort oben haust?“

Birzowski's Antwort war ein kurzes Kopfnicken, welches von einem leisen Seufzer begleitet war.

„Wie stehen Sie denn mit der kleinen Kunstreiterin?“ fragte Martens weiter.

„O nennen Sie sie nicht so,“ bat Birzowski, „Sie thun mir weh damit.“

„Nun, sie ist doch einmal eine Dame des Cirkus,“ lächelte Martens.

„Das ist sie und eine der schönsten und elegantesten, welche es je gegeben hat,“ sagte Birzowski warm. „Aber sie ist dabei ein so reines, liebenswürdiges Wesen, sie besitzt ein so edles Gemüth, eine so echte und wahre Herzensbildung, daß sie es kühnlich mit jeder unserer Damen aufnehmen kann.“

„Sie sprechen ja gerade, als ob Sie Fräulein Sumiroff zu einer unserer Damen machen wollten, etwa zur Frau v. Birzowska.“

„Nichts würde mich abhalten, das zu thun, wenn Fräulein Sumiroff selbst damit einverstanden wäre.“

„Wie? Sie schlägt es aus, ein solches Glück zu machen?“

„Kundweg.“

„Unbegreiflich. Was für Ansprüche macht denn die kleine Person, wenn sie Ihnen einen Korb gibt?“

„Es ist eben jemand Anderes vorhanden, den sie mir vorzieht.“

„Und wer ist das?“

„Sie will mir den Namen nicht nennen.“

„Dann ist das auch nur ein Vorwand und ihre Weigerung nichts als Koketterie.“

„O nein, Sie kennen Wanda schlecht, wenn Sie sie kokett nennen. Nichts liegt ihr ferner als Koketterie. Sie hätten sie sehen sollen, mit welcher holden Anmuth, mit welcher jungfräulicher Schüchternheit sie mir diese Neigung zu einem Anderen gestand. Der Name, sagte sie, müsse ihr Geheimniß bleiben, weil Derjenige, welchem ihr Herz gehöre, selbst keine Ahnung von ihrer Liebe habe. Aber sie liebe ihn und habe ihn unbewußt schon als Kind geliebt, als er in ihrem elterlichen Hause verkehrt. Zum Bewußtsein sei ihr jedoch diese Liebe erst gekommen, als sie ihn hier in Ostburg wiedergesehen.“

„Nun, wenn die Sache noch nicht weiter gediehen ist,“ lachte Martens, „dann brauchen Sie die Hoffnung auch noch nicht aufzugeben. Wenn Fräulein Sumiroff eine Zeit lang gewartet hat, ob der Betreffende nichts merkt und zur Erkenntniß kommt, daß er sich nichts aus ihr macht, dann wird sie sich wohl sehnsuchtsvoll an gewisse andere Leute erinnern, die ihr einst Herz und Hand angeboten haben.“

Die Thurmuhren verkündeten die sechste Stunde. „Schon sechs,“ rief Birzowski, „da muß ich mich beeilen, in die Kaserne zu kommen. Adieu, Herr v. Martens, glückliche Reise! Was wir eben gesprochen, bleibt unter uns, nicht wahr?“

„Selbstverständlich, ich werde schweigen wie ein Grab. Auf Wiedersehen, lieber Birzowski!“

Martens sah dem Davoneilenden lächelnd nach. Es lag so viel Befriedigung in diesem Lächeln, so viel geschmeichelte Eitelkeit. Hatte er Wanda's Geheimniß errathen?

*

*

*

„Schon wieder ein Herrenbesuch bei Fräulein Sumiroff?“ dachte die Ehefrau des Schneiders, bei welchem Wanda gemiethet hatte, als sie kurz nach Birjowski's Fortgang wiederum einen Herrn bei der Kunstreiterin anklopfen sah.

Sie hatte wohl Grund, verwundert zu sein, denn so lange Fräulein Sumiroff bei ihnen wohnte, hatte dieselbe noch niemals Herrenbesuche empfangen. Und heute nun gleich zwei und so dicht hintereinander.

Der Herr, welcher jetzt an Wanda's Thüre klopfte, war ein kleiner ältlicher Mann mit lebhaften dunklen Augen und einem weißen Vollbart. Er trug einen schweren Pelzmantel und eine Mütze von gleichem Fell, welche er ziemlich tief in die Stirne gerückt hatte.

Die Kunstreiterin öffnete vorsichtig die Thüre, eben weit genug, um erkennen zu können, wer draußen sei, dann aber machte sie dieselbe plötzlich ganz auf, indem sie sagte: „Guten Abend Herr Doktor, darf ich bitten, näher zu treten.“

Doktor Adam — denn er war der ältliche Herr — trat mit seinem langsamen, bedächtigen Schritt in das Zimmer und sah sich prüfend um. „Wie behaglich Sie es hier bei sich haben, Alles so sauber und nett,“ meinte er in wohlwollendem, fast väterlichem Tone zu der jungen Künstlerin, indem er zufrieden mit dem Kopfe nickte. „Und

mit so wenigen Mitteln! Ja, ja, das ist das angeborene Schönheitsgefühl.“

Er warf noch einen Blick rings umher, dann fragte er: „Erlauben Sie, daß ich ablege, mein liebes Fräulein?“

„Gewiß, Herr Doktor, ich bitte sogar darum.“

Wanda nahm ihm bei den Worten die Pelzmütze ab und während sie dieselbe fortlegte, schälte sich der Doktor aus seinem Pelz. Dann ließ er sich behaglich auf einem Stuhl nieder und sagte: „Ich denke, auch Ihnen ist es das Liebste, wenn wir gleich auf die Hauptsache eingehen. In Ihrem letzten Briefe schrieben Sie mir, Sie hätten Ihre Kräfte bei dem Eintritt in unsere Gesellschaft überschätzt. Die häufigen Berichte nahmen Ihnen zu viel Zeit fort, auch sei es Ihnen peinlich, Befehlen nachzukommen, deren Zweck Ihnen unbekannt sei und deren Bedeutung Sie daher auch nicht ermessen könnten. Diese Geheimthuerei widerspräche einem Grundzuge Ihres Charakters, der Offenheit. Darum bäten Sie, Ihnen den Austritt aus unserer Gesellschaft zu gestatten.“

„Das ist allerdings mein sehnlichster Wunsch,“ sagte Wanda leise und mit niedergeschlagenen Augen.

„Die Gründe, welche Sie uns dafür angeben,“ fuhr Adam fort, „sind nicht die eigentlichen Ursachen Ihres Handelns, sondern selbst nur Ausflüsse einer tiefer liegenden Quelle, eines Sie momentan beherrschenden Gefühles. Und dieses Gefühl ist das Mißtrauen! Was aber — das darf ich Sie wohl fragen — hat dies Gefühl des Mißtrauens in Ihnen wachgerufen? Haben wir jemals etwas

von Ihnen verlangt, was unstatthast gewesen wäre? Und denken Sie gar nicht mehr daran, wo Sie jetzt stehen würden, wenn wir Sie nicht unter unseren Schutz genommen hätten?"

"Gewiß gedenke ich dessen," erwiderte Wanda warnend, "und werde stets dessen gedenken, wie Sie sich der armen Verlassenen angenommen haben. Auch gebe ich Ihnen gern zu, daß Sie niemals etwas Unstatthafes von mir verlangt haben. Aber trotzdem kann ich nicht das Mitglied einer Gesellschaft sein, deren letzte Zwecke mir ein Geheimniß bleiben, ich kann nicht den Weisungen von Menschen nachkommen, deren Person und deren Gesinnungen mir unbekannt sind."

"Haben Sie nicht Zeit und Gelegenheit gehabt, mich kennen zu lernen?" fragte Doktor Adam.

"Gewiß, aber Sie sind nicht der einzige Leiter."

"Habe ich Ihnen nicht den Zweck unserer Gesellschaft genannt, Unglücklichen zu helfen?"

"Um Unglücklichen zu helfen, bedürfte es nicht dieser Geheimthuerei. Im Augenblick überrascht, konnte ich momentan dieser Angabe Glauben schenken, aber längeres Nachdenken mußte mich überzeugen, daß Ihre Gesellschaft noch andere Zwecke verfolge, welche mit der Unterstützung Unglücklicher nichts zu thun haben, Zwecke, welche den Mantel des Geheimnisses verlangen, vielleicht, weil sie sich vor den Augen des Gesetzes, vor den Augen aller Redlichen verbergen müssen."

Adam schüttelte mit dem Kopf. "Ich habe Ihnen durchaus die Wahrheit gesagt, wenngleich nicht — was

für Sie besser war und ist — die ganze," entgegnete er ernst und ruhig in einem Tone, aus dem man heraus-hören konnte, wie sehr der Sprechende von der Wahrheit seiner Angaben durchdrungen war. „Der Zweck unserer Gesellschaft ist und bleibt, Unglücklichen zu helfen.“

„Und um diesen Zweck zu erreichen, nehmen Sie keinen Anstand, andere Menschen unglücklich zu machen?“

„Haben wir Sie unglücklich gemacht?“

„Nein, aber — einen Anderen.“

„Einen Anderen?“ wiederholte Adam gedehnt. „Und wen?“

Wanda rang mit einem Entschluß, endlich sagte sie: „Ich will ganz offen gegen Sie sein, wenn ich mich auch selbst dabei einer Indiskretion anklagen muß, aber wir kommen sonst zu keinem Resultat. Als ich das letzte Mal in Berlin bei Ihnen war, ließen Sie mich kurze Zeit warten. Auf Ihrem Schreibtisch lag neben einem halb-vollendeten Brief eine Photographie, welche mich veranlaßte, näher zu treten. Dabei streifte mein Auge den Brief und blieb an dem Namen „Erich Martens“ haften, so daß ich unwillkürlich auch die nächsten Worte mit las. Da stand denn, daß Sie Erich Martens einem gefährvollen Unternehmen entgeschicken wollten und dabei die Bemerkung: es schadete nichts, wenn er draufginge. Kaltblütig setzen Sie also die Existenz eines Menschen auf's Spiel, es ist Ihnen einerlei, ob er unglücklich wird, wenn Sie nur Ihren Zweck erreichen. Kann ich da noch glauben, daß dieser Zweck darin besteht, das Elend der Menschheit zu lindern?“

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Kronen.

Historische Novelle

von

Germann Hirschfeld.

1.

(Nachdruck verboten.)

Das erlauchte Geschlecht der heldenmüthigen Wittelsbacher, welches heute noch auf Bayerns Thron zum Heil des Landes herrscht, trug schon im Jahre 1305, in dem unsere Erzählung spielt, die Krone jenes Landes — damals freilich war es nur eine Herzogskrone. Doch nicht in Einer Hand ruhte damals das Scepter, sondern das obere wie das niedere Bayern besaß seinen eigenen Herrscher, beide freilich aus Wittelsbach'schem Stamm, mit gleicher Macht, gleicher Würde bekleidet. Zu München und Ingolstadt residirte Herzog Rudolph, der Sohn Ludwig's II.; zu Landshut saß dessen Vetter, Herzog Otto, der Erbe seines Vaters, Heinrich's XIII., auf dem Throne. —

An einer freundlichen Lichtung des Forstes, der meilenweit Herzog Otto's Fürstensitz umzog, erhob sich das Haus des herzoglichen Forstmeisters Kaspar Dietlein. Hell bestrahlte die Morgensonne eines prächtigen Herbsttages das nach den Begriffen jener Zeit sehr schmuck und stattlich aussehende Gebäude. Dietlein selber hatte es errichtet,

als er vor mehr denn vierzehn Jahren aus dem fernen Preußen gekommen war und, mit Empfehlung des zu Breslau residirenden Herzogs des Glogauer Landes versehen, sofort die erledigte Forstmeisterstelle im Dienst des Herzogs Heinrich zu Landshut erworben hatte, dessen Sohn und Nachfolger den rauhen, aber biederen und erprobten Mann ebenfalls in Ehren hielt.

Im Waidmannskleid, zum Bürschgang gerüstet, stand Dietlein vor seinem Hause neben der Steinbank, auf der mit Spinnen beschäftigt Frau Gertraude, seine muntere Ghewirthin, saß, die er aus dem nahen Weiler Abensberg bald nach dem Antritte seiner Stellung heimgeführt hatte; obwohl bedeutend jünger als der in der Höhe der Fünfinger stehende Mann mit dem grauen, kurz geschorenen Haar, der gedrungenen Gestalt und den gutmüthigen, aber verwitterten Zügen, hatte Frau Gertraude ihr Eheleben doch von jeher zu einem höchst glücklichen zu gestalten gewußt, man sah es dem Paare an, daß der Friede über ihm ruhte.

Beide schienen Jemanden zu erwarten, ungeduldig schritt Meister Dietlein die Richtung, von der aus verschiedene zum Gehen und Reiten geebnete Pfade in ebenso viele Richtungen führten, auf und nieder, während Frau Gertraude, eine zierliche Gestalt in einem braunen Wollenkleide, das Haupt, der damaligen Sitte gemäß, von einem weißen, die halbe Stirne bedeckenden Tuch umhüllt, sichtlich nur mit halber Aufmerksamkeit ihrer Arbeit nachkam.

„Ich darf nicht länger säumen,“ sagte Meister Dietlein endlich in verdrießlichem Ton, „die Knechte harren meiner,

und ich hätte dem Fräulein doch so gern meinen Gruß geboten, aber Herrendienst duldet kein Zaudern.“

„Auch das letzte Mal warst Du fern, als Jungfrau Agnes ihren Besuch ankündigen ließ,“ antwortete Frau Gertraude. „Und sie kommt so selten.“

„Ich wollte, sie verliesse das Stift gar nicht,“ meinte Dietlein grämlich. „Wenn der Weg von Stift Melberg bis hieher auch vollkommen sicher und Jungfrau Agnes stets in gutem Geleit ist, so fällt bei solchen Gängen doch immerhin eine gewisse Verantwortung auf uns — aber wenn des Stiftes fromme Oberin nichts dawider hat, wie sollte ich Einwendungen dagegen erheben!“

„Du bist ein unwirfcher Mann,“ meinte Frau Gertraude, „was sollte dem lieben Mädchen zustoßen? Der Weg vom Stift ist nicht weit und wohl bewahrt, und wenn Agnes dann hier so glücklich ist und wie ein Kind selig im Waldesgrün die Zelle des Stiftes und alle Gelehrsamkeit vergißt, so ist's mir selber dann, als durchleuchte ein Sonnenstrahl mit ihrem Kommen unser Haus; Gott hat uns Kindessegens versagt, so denke ich denn immer, die holde Agnes sei —“

Rauh fuhr sie der Jäger an: „Doch nicht unser Kind? Ich sage Dir, Gertraude, schlage Dir solche Gedanken aus dem Sinn, hänge nicht zu sehr Deine Seele an das Mädchen, früher oder später wirst Du sie missen müssen, und solltest Du sie wiedersehen, wer weiß, ob Dir noch gelüsten dürfte, sie in alter Vertraulichkeit zu umarmen.“

Frau Gertraude ließ das Rad vollends still stehen und die Spule sinken; sie erhob sich von ihrem Sitz und zu

dem Jägermann herantretend, legte sie die Hand auf seine Schulter.

„Kaspar,“ sagte sie, „daß es mit dem Fräulein Agnes eine besondere Sache ist, daß über ihrer Herkunft ein Schleier ruht, sei er nun aus Gold gewoben oder aus schwarzem Trauer- oder Bußzindel, das war mir längst klar, ist's wohl ihr selber auch. Dir, wie der frommen Oberin, die seit Jahren an ihr Mutterstelle vertritt, ist ihre wahre Herkunft bekannt — ich weiß es! Eines schlichten Ritters Tochter, für die Ihr sie ausgibt, deren Vater sich stets auf Kriegszügen für den Kaiser befindet und sie deshalb seit ihrer frühesten Jugend bereits der Huth der würdigen Frau anvertraut habe, läßt man nicht in Künsten und Arbeiten unterweisen, wie sie wohl Fürstensprossen ziemen oder Jungfrauen hohen Adels. Und oft habe ich in der Stille Dich selber beobachtet, Kaspar,“ fuhr sie dringender fort, da der Forstmeister abwehrend das Haupt schüttelte, „es ist etwas daran, mehr wie einmal sah ich Dich, der selbst mit seinem Herzog und den erlauchten Frauen des Hofes kein Blatt vor den Mund nimmt, dem Fräulein Agnes in einer Weise —“

„Du hast nichts zu beobachten,“ fuhr Meister Dietlein auf. „Daß doch Frauenauge und Frauenzunge nimmer ruht. Jungfrau Agnes v. Weileneck ist eines ehrenhaften Ritters zu Brandenburg tugendsame Tochter — darf und soll nichts weiter sein — für Keinen, hörst Du?“

„Auch nicht für den Jungherrn Emmerich Sereny, den Freund und Gespielen ihrer Jugend, der wohl Hoffnung zu süßerm Namen still im Herzen trägt?“ fragte Gertraude.

„Wäre Graf Emmerich, obwohl in den Zwanzigern, nicht so rein wie ein Kind, so edel und mild von Gemüth, ich würde ein schärferes Auge auf diese Freundschaft haben, denn trägt er sich wirklich mit Hoffnungen, die Du eben andeutetest, so muß er zeitig sich gewöhnen, sie als eitel zu betrachten. Seine Freundschaft für unseren Herzog Otto muß ihn einst für die verlorene Liebe trösten — doch dies bleibt unter uns,“ unterbrach er sich unwirsch, „zu viel habe ich schon geredet. Ich muß jetzt fort, die Sonne steht hoch am Himmel. Sag’ dem Fräulein, ich suchte sie wohl in dieser Woche noch im Stift auf.“

In merkbar verdrießlicher Stimmung entfernte sich Meister Kaspar vom Jägerhause, während Frau Gertraude, die ihres Mannes rauhe Weise längst gewohnt war, von Neuem ihre Beschäftigung aufnahm. Ganz still war es ringsum, seitdem auch die Schritte des sich entfernenden Forstmeisters auf dem Moosteppich nicht mehr hörbar waren. Die Magd schaltete im Hause und die Knechte waren schon seit dem frühen Morgen tief in den Forst gegangen, um eines prächtigen Hirsches Spuren aufzuspüren, nur ab und zu klang eines Vogels Lockruf durch das Schweigen der Waldeinsamkeit, die immer glühender der steigenden Sonne Strahlen übergossen.

Frau Gertraude sollte nicht lange ohne Gesellschaft bleiben, von dem weichen Boden gedämpft klang dennoch vernehmlich ein Geräusch wie von Hofseshuf an das Ohr der lauschenden Försterin. Ihr frisches Antlitz färbte sich in freudiger Erregung, denn schon nach wenigen Augenblicken zeigte sich die Erwartete zwischen den hohen Waldes-

riesen, auf einem silbergrauen Zelter reitend, von zwei bewaffneten Knechten — Hörigen des Frauenstiftes Melberg — geleitet.

Das junge Mädchen war namentlich im Rahmen der Waldnatur, der das liebliche Bild umgab, eine anmuthige Erscheinung. Ein schlichtes Wollkleid von feinem Stoff und lichtblauer Farbe umschloß lang schleppend die zarte, schlanke Gestalt der etwa sechzehnjährigen Jungfrau. Eine Kappe von braunem Sammt bedeckte das reiche, in schweren Flechten in den Nacken fallende Haar, ein dichter Schleier, fast bis zu den Füßen wallend, barg in schweren Falten Antlitz und Haupt.

Ohne der Hilfe des herzueilenden Knechtes zu bedürfen, schwang sie sich, da sie der ihr entgegenkommenden Frau Gertraude ansichtig ward, mit Leichtigkeit aus dem Sattel und eilte auf die ältere Freundin zu. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen, so daß ihr jugendfrisches, edelgeformtes Antlitz mit dunkelblühenden Augen sichtbar wurde.

„Nun laßt mich bei Euch sitzen,“ rief, das junge Mädchen, auf die Bank deutend, „bei Euch in Waldesgrün und Sonnenschein! Vergt meinen treuen Zelter wohl,“ fuhr sie zu den Knechten gewendet fort, „Ihr kennt ja hier Haus und Stall, gewiß harret Eurer auch dann in der Küche ein frischer Trunk durch Frau Gertraudens Güte.“

Lachend nickte die Genannte. „Geht nur, es ist so, wie das edle Fräulein sagt. Ruht Euch aus, und seid Ihr dazu willig, so helft der Magd ein wenig Wasser aus der nahen Cisterne schöpfen.“

Die Knechte grüßten dankend und entfernten sich, das Pferd Agnesens mit sich führend; hinter dem Hause war der Stall, der des Forstmeisters eigene Thiere barg. Frau Gertraude und das junge Mädchen nahmen neben einander auf der Bank Platz, rüßlig ließ des Hauses Wirthin von Neuem das Spinnrad schnurren, während Agnes an einem Monstranzdeckchen von bunter Seide hestelte.

Rede und Gegenrede flog, dabei hin und wieder, die kleinen wirthschaftlichen Vorkommnisse im Forsthaus, die Verhältnisse im Stift betreffend; aber plötzlich wechselte Agnes den Ton, und sich näher zu Gertraudens Ohr beugend, fragte sie leise:

„Nun, Freundin Gertraude, hat er gestanden?“

Die muntere Frau verneinte mit dem Haupte. „Ich möchte Euch die Frage zurückgeben, da mein Alter verschlossen und einsilbig blieb wie immer,“ sagte sie dann; „waret Ihr glücklicher, da Ihr, wie Ihr Euch vornahmet, in Mutter Ursula dranget, Euch aufzuklären über das, was Euch in Eurem Dasein räthselhaft dünkt?“

„Nicht brachte es mir Heil, da ich es versuchte,“ entgegnete Agnes, „die gute fromme Mutter verwies mir so ernst mein müßiges Fragen, wie sie es nannte, daß ich über meine Neugier erröthen mußte. Nichts weiter als eines ehrenhaften ritterlichen Mannes Kind sei ich, der gewünscht habe, mich weiter in Künsten und Wissenschaften ausbilden zu lassen, als dies sonst wohl für Mädchen meines Standes der Brauch; die Zukunft könne mir vielleicht noch beweisen, wie hoch das geistig erworbene Gut zu schätzen. Nicht hier im Stift sei dauernd meines Bleibens

Stätte, der Tag sei nicht gar fern, wo Stift Melberg mir kein Asyl mehr sein werde, wo andere Rechte an mich sich geltend machen müßten.“

Frau Gertraude nickte. „Freilich, freilich,“ sagte sie eifrig, „ich verstehe, nicht zur Nonne ist meine holde Agnes bestimmt, das Leben fordert sie zurück, und des Lebens heiligste schönste Blüthe — die Liebe!“

Bis an die Schläfen erröthete die Jungfrau. „Gertraude!“

„Und einen dieser Liebe würdigen, vielleicht im tiefsten Winkel Eures Herzens sich ihrer schon erfreuenden Jüngling; ich könnte ihn vielleicht Euch nennen,“ fuhr die redselige Frau fort, „er verdient es, und mag mein Kaspar sagen, was er wolle, er paßt zu Euch und Ihr zu ihm.“

„Frau Gertraude!“ wiederholte Agnes noch einmal.

„Nicht würde ich so zu Euch sprechen, mein Herz, handelte es sich um einen Anderen als Euren Jugendfreund, den Grafen Emmerich.“

„Er“ — wie erleichtert hob sich die Brust der Jungfrau — „von ihm redet Ihr, Gertraud? Nein — nicht Emmerich Sereny, ein so lieber Freund, ein Bruder fast er mir immer ist, könnte je mein Herz in Minne gewinnen. Er ist edel, ist gut, so mild und hold, daß selbst unsere gestrenge Oberin ihn gern in unseres Stiftes Sprechsaal duldet, wo schon des Knaben liebster Aufenthalt war, wenn früher der Schirmherr auf der nahen Burg, sein Oheim Graf Wolfhard Sereny, häufig bei uns einsprach; wer könnte ihm nicht gut sein, ist doch selbst dieses Landes Herr, der Herzog Otto, von dem zu erzählen er nim-

mer müde wird, ihm in treuer Freundschaft verbunden. Aber ihn lieben könnte ich nimmer, wie ich mir denke, daß man lieben muß — einen heldenhaften, ritterlichen Mann, des Weibes Trost und Stütze, dem sie zu eigen sich geben darf und muß — ihm, dem Starken, der sie vertheidigt gegen alle Stürme — so wie es Emmerich Sereny nie vermöchte in seiner Milde.“

Erstaunt, schweigend hatte Frau Gertraude dem jungen Mädchen zugehört, jetzt, da Agnes betroffen, wie erschreckt vor dem eigenen Wort innehielt, rief sie: „Aber um Gott, theures Kind, wie kommst Du auf diese Gedanken, natürlich zwar und nimmer unziemlich, denn ein edler Sinn liegt in ihnen, aber immerhin befremdend für den Pflögel der frommen, strengen Mutter Ursula. Weine nicht, mein Herz,“ fuhr sie fort, beide Hände der Jungfrau innig pressend, in deren Augen es feucht schimmerte, „vertraue mir lieber, Du weißt, Du hast keine andere Seele, keine, die es so in Treue mit Dir meint wie Deine Freundin, die alte Gertraude.“

Wortlos barg Agnes das Haupt an der Freundin Brust, sie eng umschlingend.

„So ist Dein Herz nicht mehr frei?“ fragte leise und zärtlich die Forstmeisterin, „erzähle, wer ist's, der es gewann in Minne, kein Unwürdiger kann's sein!“

„O, Gertraude“ — fast unhörbar kam es über Agnesens Lippen — „Du folterst mich, ein holder Traum ist's, der mich berückt, nichts weiter, darf nichts weiter sein, ein Märchen, wie es in alten Liedern gesungen wird.“

Mit sanfter Hand streichelte Frau Gertraudens Hand

des jungen Mädchens Haupt wie einem Kinde. „Erzähl es mir,“ bat sie.

„Vor etwa sechs Wochen war es, als ich eines Abends vom Walde zum Stift heimkehrte. Ungern nur hatte mich die gute Mutter Ursula auf meine dringenden Bitten ziehen lassen, denn die Knechte, welche mich sonst zu Euch geleiteten, konnten mich nicht heimwärts führen, da sie bei den Ernte-Arbeiten nicht zu entbehren waren. So holte mich der Meier des Stiftes, der alte Jakob, ein rüstiger Greis, am Nachmittage hier ab, um mich gen Melberg zu geleiten. Es war einer seiner ersten Ausgänge nach schwerer, kaum überstandener Krankheit, ich sah, daß er nach einigem Wandern ermüdete, und drängte ihn, sich auf einem gefällten Baumstamme, der am Wege lag, etwas auszuruhen. Kaum saß er, so nickte der arme Alte auch schon ein — um keinen Preis aber hätte ich des guten Mannes süßen, stärkenden Schlummer unterbrechen mögen.“

„Und während Jakob schlief —?“ forschte Frau Gertraude in höchster Spannung.

„Eine Weile hielt ich mich still bei ihm,“ redete Agnes weiter, „dann kam es mir wie eine Versuchung an. So süß schaurig, so geheimnißvoll lag meinem Blick erreichbar ein rings von hohen Bäumen eingehogter Fleck des Waldes; mir war's, als ziehe eine höhere Gewalt mich dorthin; ich durfte es wagen, lautlos war es ringsum, kaum daß ein Blatt sich rührte, und Auge und Mund konnte auch von dort den Schlafenden erreichen. Ich glitt leise, um ihn nicht zu wecken, über des Bodens Moos und Kräuter und trat aus der Lichtung Sonnenschein in des Baum-

kreises tiefes Dunkel. In demselben Augenblick erhob sich vom Moos ein Jäger, seine schlichte, doch reiche Tracht, das Silberhorn und das kurze goldgezierte Schwert an seiner Seite verriethen, daß er von edlem Stande. Mein Kommen hatte ihn sichtlich aus dem Schlummer geweckt, vor Schrecken sprachlos, zitternd stand ich ihm gegenüber.

Er redete mich an; mild und doch kräftig, edel wie des ritterlichen hochgewachsenen Herrn Erscheinung, wie der von braunem Bart umrahmten Züge Ausdruck war auch seiner Stimme Klang, und meine erste Befangenheit war bald verschwunden. Einen Edelmann im Dienste des Herzogs Otto nannte er sich, er sprach mir von einer holden Schwester und einer liebenden Mutter, die er daheim habe. Damit gewann er mein Vertrauen, vom Stift zu Melberg berichtete ich ihm dagegen, das mir eine Heimath geworden, von unserem Leben dort, und die Zeit rann dahin so schnell, so schnell, bis der alte Jakob erwachte und ängstlich nach mir rief. Da eilte ich mit kurzem Gruß von hinnen und beruhigte den Guten. Der Jäger war mir nicht gefolgt, wofür ich ihm heimlich Dank wußte, nicht Jakob, nicht Mutter Ursula konnten also etwas ahnen von meinem Abenteuer im Forste."

"So habt Ihr den fremden Mann nicht wieder gesehen?" forschte Frau Gertraude.

Agnes nickte. „Doch,“ antwortete sie, „gesehen wohl, doch zu ihm geredet nimmer wieder.“ Zweimal gewährte ich ihn unter der Menge versteckt, wenn des Stiftes Böglinge bei feierlichem Gottesdienst in der Kapelle fromme Lieder sangen — Ihr schüttelt das Haupt, Gertraude, Ihr

blickt finster, o glaubt mir: nicht unedel kann sein Sinn sein, denn mehr als einmal sah ich ihn verstohlen eine Thräne trocken, während er andächtig den erhabenen Klängen lauschte.

Frau Gertraude erhob sich. „Ihr bringt mich in Zwiespalt mit meinem Gewissen, edles Fräulein,“ sagte sie. „Meine Pflicht erheischt, selbst wider Euren Willen der frommen Mutter Ursula einen Wink von dem Geschehenen zu geben, zu Eurem eigenen Nuß und Frommen, und wiederum gebietet mir das Vertrauen, das Ihr mir schenkt, und meine Freundschaft für Euch Schweigen. Wenn Kaspar davon erführe —“

Das vertraute Zwiegespräch ward plötzlich unterbrochen. Zwischen den Bäumen ward die mittelgroße, schmal und schlank gewachsene Gestalt eines jungen Mannes von etwa vierundzwanzig Jahren sichtbar. Ein Wamms aus feinem lichtgrauen Tuch, von einem kunstvoll ciselirten, mit edlen Steinen besetzten Gürtel gehalten, stand vortrefflich zu dem milden mädchenhaften Antlitz, das von leicht gelocktem hellblonden, unter einem Barett von schwarzem, mit Silberschnur umwundenem Sammt hervorquellenden Haar umwallt war. Die Beinkleider von gleichem lichtgrauen Stoff und gleicher Farbe wurden von hochreichenden Stiefeln von gelbem Saffianleder bedeckt; ein Ausdruck des Barten, fast noch Kindlichen, von Unreise freilich weit entfernt, prägte sich in der ganzen Erscheinung des Kommenden aus, dem das leicht gearbeitete Schwert an seiner Seite mehr zur Zierde als zu ernsterer Benutzung zu dienen schien.

Dennoch war dieser Anschein trügerisch: mehr als ein-

mal hatte Graf Emmerich Sereny in den Fehden für das gute Recht seines herzoglichen Freundes Otto, wie auch bei ritterlichen Turnieren bewiesen, daß er nicht durch feigen Sinn den Namen seines alten ruhmvollen Hauses beflecke, aber er selber machte kein Hehl daraus, daß er friedlicheren Beschäftigungen: der Pflege seines ererbten Grundbesizes, dem Studium der Dichter des Alterthums, den Vorzug vor dem Wassenhandwerk gäbe. Die Anlagen seines Körpers wie seines Geistes schienen wie von der Natur bestimmt, ihn darauf hinzuweisen.

Ein Ausdruck hoher Freude durchleuchtete seine feinen Züge, da er Agnesens ansichtig ward, die seines Kommens doppelt froh schien, da es ihrem peinlich werdenden Gespräch mit Frau Gertraude ein plötzliches Ende machte.

Freundlich reichte sie ihm die Hand. „Ein guter Zufall, der Euch herführt, Graf Emmerich,“ sagte sie, „wenn es nicht anders die Ahnung war, daß Ihr die Freundin an dieser Stätte finden würdet.“

Emmerich lächelte. „Um die Wahrheit zu gestehen, ist es einfach ein Auftrag des Herzogs Otto, meines Herrn und Freundes, an Meister Kaspar, der mich herführt — zu guter Stunde, wie ich mit Freuden gewahre. Ich sollte dem Forstmeister sagen, er solle auf übermorgen die besprochene Jagd richten; er ist aber wohl nicht daheim, Frau Gertraude?“ wandte er sich an des Hauses Wirthin.

„Im Forst ist er mit den Knechten, edler Herr,“ erwiderte Frau Gertraude; „er erwartete bereits Eure Botenschaft — soll ich ihn durch die Magd rufen lassen, denn nicht gar fern weilt er?“

„Nicht nöthig, wenn Ihr des Auftrages Mittlerin zu sein versprecht,“ gab Emmerich zurück, und zu Agnes gewendet fuhr er fort: „Wider Willen habe ich Euch vorhin gestört in Eurem trauten Zwiegespräch, ich will daher jetzt rasch wieder gehen, damit Ihr jenes wieder aufnehmen könnt. Ich habe Euch ja wohl und blühend gesehen, das genügt mir — muß mir genügen, und lieb und hold wie immer waret Ihr zu mir — ich dank es Euch — lebt wohl, die Heiligen mögen Euch ferner schützen!“

„Nicht so, Graf Emmerich,“ sagte das junge Mädchen eifrig, „meint Ihr, so fremd, so kalt ließe ich den guten Freund von hinnen gehen? Zu uns setzt Euch und berichtet, was es Neues gibt draußen im großen Reich und in unserem Herzogthum. Wir haben Euch schon lange erwartet im Sprechsaal unseres Stiftes, und unsere liebe Mutter Ursula vor Allen.“

Des Glückes Widerschein ließ Emmerich bei der Anforderung der Jungfrau erröthen. Raum genug bot der breite Steinsitz, an die beiden Enden setzten sich die jungen Leute, zwischen sie, auf Agnesens Wink, Frau Gertraude.

„Gern wäre ich gekommen,“ nahm der junge Mann das Wort, „doch Sorge fesselt mich in Landshut an meines Freundes Otto Seite. Ein David dünke ich mich oft, der König Saul's dunkle Stunden beschwören muß. Der Herzog hat deren so düstere und zweifelvolle, daß er dann selbst seines Freundes Nähe flieht, hinauseilt in die Einsamkeit, um mit sich allein zu sein, zu ringen und — fürchte ich — dem glänzenden Trugbild einer schattenhaften Krone zu seinem Unheil zu erliegen.“

„Was für eine Krone ist es?“ forschte Agnes theilnehmend, „die Ihr Eurem Freunde mißgönnt?“

„Das Trugbild einer Krone nannte ich es,“ erwiderte Emmerich düster, „das ihn in Versuchung führt. Mit einem von ewigem Kriege durchtobten Steppenlande soll er um eines leeren Königstitels willen sein blühendes, gesegnetes Bayerland vertauschen!“

„Und wohin ruft man unseren herzoglichen Herrn?“ fragte Frau Gertraude. „Erzählt uns, wenn Ihr dürft, Herr Graf, von meinem Eheherrn höre ich so wenig, wie es in der Welt steht.“

„Frei darf ich reden,“ entgegnete Graf Emmerich, „denn kaum den Kindern zu Landshut ist's mehr ein Geheimniß, daß aus dem fernen Ungarlande eine Gesandtschaft von Edelleuten nach Bayern unterwegs ist, um ihres Reiches Thron und Krone dem Herzog Otto anzutragen. Erloschen ist der alten ungarischen Herrscher Stamm, der von den Magyaren zuletzt erwählte König, ein Knabe noch, des Böhmer Königs Sohn, mußte, unfähig den immerwährenden Fehden und Parteiungen in seinem Reiche zu wehren, den Herrscherfik verlassen und in sein Vaterland zurückkehren. Nach dem erledigten Thron strebt nun Deutschlands König Albrecht für seinen Schwesterjohn Karl Robert von Anjou zu Neapel. Dem Hause Habsburg ist aber ein Theil des ungarischen Adels feindlich gesinnt, und dieser ist's, der meinem Herzog Ungarns Krone bietet. Noch wenig Trägern hat sie Glück gebracht, sie wird es auch dem Otto nimmer.“

Der junge Mann schwieg in sichtlicher Ergriffenheit, nach einer kleinen Weile nahm Agnes das Wort.

„Wie gut, wie edel,“ sagte sie, „muß Herzog Otto sein, wenn ein weiches Gemüth, wie das Eure, Graf Emmerich, so innig an ihm hängt! Ich wollt', es wäre mir vergönnt, ihn zu kennen, ihn wenigstens einmal zu sehen — aber wie sollte ich und wo? Nach Landshut komme ich nimmer und Herzog Otto wird wohl schwerlich zum Frauenstifte Melberg reiten, eines Mädchens Neugier zu befriedigen.“

„Kenntet Ihr ihn, Jungfrau Agnes,“ meinte Emmerich lächelnd, „vielleicht entspräche die Wirklichkeit dem Bilde weniger, das Ihr, durch mich verführt, auf Eurer Seele Grund wohl allzu hold von ihm gemalt. Wohl ein stattlich schöner Herr ist Bayerns Fürst, und groß und edel sein Sinnen, sein Denken, aber kennen muß man ihn, will man ein richtiges Urtheil über ihn gewinnen — ihn kennen wie ich, in seinem Herzen lesen gleichwie in einem offenen Buche. Zähjornig ist er oft, launisch und zugänglich falscher Schmeicheltrede, weiß sie den geraden Sinn ihm zu umfassen — und doch, man muß ihn lieb gewinnen, ich möchte wohl, Ihr sähet ihn wenigstens einmal — wollt Ihr's? Ich schaffe Euch Gelegenheit.“

Die Jugend verleugnete sich nicht in Agnes. „Ob ich will?“ rief sie. „Doch freilich, Ihr müßtet mir versprechen, auf Ritterwort versprechen, daß ich unentdeckt bliebe, daß Keiner eine Ahnung meines Wunsches —“

„Hört mich an,“ unterbrach Emmerich. „Vermögt Ihr

die gute Mutter Ursula zu gewinnen, daß sie Euch vergönnt, übermorgen abermals hieher Euren Weg zu lenken?"

Das junge Mädchen lächelte. „Mutter Ursula schlug mir noch nimmer eine Herzensbitte ab, ich muß nur ihre gute Stunde wissen, um mit Erfolg zu bitten.“

„Wer könnte Euch auch wohl etwas verweigern?“ sagte Emmerich innig. „Kommt Ihr also übermorgen hieher, so verbergt Euch dort am Erkerfenster hinter dem Linnenvorhang; ehe vom Stift die Mittagsglocke läutet, kehre ich mit dem Herzoge von der Jagd heim. Wenn wir alsdann hier am Forsthaufe vorüberreiten, so werde ich, Durst vorschüzend, Frau Gertraude um einen frischen Trunk bitten. Der Herzog wird dann neben mir halten bleiben, bis ich getrunken, und daß Ihr Muße habt, ihn Euch nach Herzenslust zu betrachten, dafür werde ich sorgen!“

Der Vorschlag Emmerich's war der munteren Laune der Frau Gertraude eben recht; lag doch nichts in ihm, was für Agnes bedenklich scheinen konnte; in rascher Gedankenfolge verband sie mit ihrer Zustimmung eine Nebenabsicht. Nicht ohne größeres Gefolge kehrte Herzog Otto sicher von der Jagd heim, und vielleicht, ja wahrscheinlich sogar befand sich jener unbekannte Jäger unter demselben, von dem Agnes ihr vorhin berichtet. War dem so, dann würde ihr das junge Mädchen denselben ohne Zweifel zeigen und dann kannte sie auch seinen Stand und Namen, da sie mit dem Adel Landshuts wohl bekannt war. Bis dahin wollte sie über Agnesens Abenteuer schweigen gegen Jeden, am meisten gegen ihren gestrengen Egeherrn Kaspar.

2.

In einem der Gemächer des herzoglichen Palastes zu Landshut saßen am folgenden Tage zwei ritterlich gekleidete Herren in tiefem, ernstem Gespräche. Am kunstvoll aus Eichenholz geschnitzten Schreibtisch in einem hochlehnigen, lederbezogenen Sessel saß der Eine, etwa am Ende der Zwanziger stehend, eine hohe, schlanke Gestalt, das leicht gebräunte Antlitz mit den blitzenden Augen von lichtbraunem Haupt- und Barthaar umwallt. Der neben ihm sitzende Andere war klein und geschmeidig, Jenem unverkennbar ähnlich, doch jünger, blond und bartlos. Jener, mit einem goldgeränderten Sammtwamms von schwarzer Farbe angethan, war der Herzog Niederbayerns, Otto III., Dieser, in lichtgrauem pelzverbräunten Waffenrock, sein Bruder, Herzog Stephan. Vor Beiden, auf dem Schreibtisch aufgehäuft, lagen Urkunden und Schriften, die meisten mit großen wächsernen Siegeln an seidenen Fäden versehen.

Eben erhob sich Herzog Stephan, man sah ihm die freudige Stimmung an, in der es geschah.

„So darf ich mich entfernen, mein Herr und Bruder?“ sagte er. „Ihr wißt, man harret meiner zu ritterlicher Kurzweil in der Stechbahn. Und wie heute der Lanze Ehre im Spiel, so werde ich im Ernste des Wittelsbacher Hauses Ehre zu schirmen wissen, für die Ihr selber kämpfet, hohen Lohn Euch zu erringen; Euer Vertrauen werde ich rechtfertigen und jederzeit, sobald Ihr es einst verlangt, das wohlbehütete Pfand Euch zurückgeben, wie Ihr mir's übergabt!“

„Ich glaube Euch, mein Bruder,“ erwiderte der Her-

zog. „Eure Jugend ist kein Fehl in meinen Augen und ebenso wenig Euer leichter Sinn; seid erst einmal ein Jahr lang Fürst — ein Fürst der That, nicht des Scheines — und Ihr werdet ein Anderer geworden sein. Auch laß ich einen guten Rathgeber für Euch hier zurück, meinen Freund Emmerich, hört ihn, als rede durch ihn meine Stimme, wohl keine reinere, bessere Seele gibt's im Reich!“

„Er sei mein Mentor, obwohl der Jahre Unterschied zwischen uns nicht groß ist,“ antwortete Stephan. „Doch redet Ihr, als wäret Ihr fest entschlossen, Bayern hinter Euch zu lassen; ich aber meine, Ihr solltet noch erst überlegen und genau prüfen, was die edlen Herren aus Ungarn Euch zu bieten haben.“

„Das weiß ich längst; sie bringen mir eine Königskrone!“ war Otto's entschiedene Antwort. „Richte Dich immerhin darauf ein, mich zu vertreten, Stephan; kommt es dennoch anders, nun, so wirst Du Deinem Bruder nicht die getäuschte Hoffnung nachtragen. Geh' jetzt, erfreue Dich am Spiel, ich harre des Emmerich.“

Er winkte dem Bruder einen verabschiedenden Gruß zu und entließ ihn. Als sich hinter dem jugendfrischen Manne die Thüre geschlossen, veränderte sich der Ausdruck von Otto's Zügen, sie wurden ernst, beinahe schwermüthig; er stützte das Haupt und versank in Träumen. So von den ihn beherrschenden Gedanken umstrickt, saß er in seinen Sessel zurückgelehnt da, daß er das Oeffnen der Thüre hinter seinem Rücken überhörte und des Grafen Emmerich nicht achtete, der, wie immer, ungemeldet des herzoglichen Gemaches Schwelle überschritt. Erst des Freundes Anrede

riß ihn aus seinem Sinnen empor. Als sei es ihm leid, sich in weichen Regungen überrascht zu sehen, ward plötzlich Herzog Otto's Miene hart und unwirsch wie sein Gruß.

Emmerich war der wechselnden Laune seines Freundes gewohnt, er blieb sanft und ruhig in seiner Weise. „Ihr beehrtet meiner, herzoglicher Herr,“ sagte er, „verzeihet, daß ich Euch störe, weil ich pünktlich bin.“

Der Herzog erröthete. „Verzeih', Emmerich,“ sagte er, „ich verdiene Deinen Vorwurf. Doch wenn Du wüßtest, welch' ein Meer von Empfindungen, im Widersstreite mit sich selber, durch meine Seele stüthet! Ich möchte mit Dir reden,“ unterbrach er sich selbst, den Ton wechselnd, „Du sollst dem Stephan, meinem Bruder, als Berather zur Seite stehen, wenn ich von Bayern fern bin. Es handelt sich also darum, ohne ältere Würdenträger meines Herzogthums zu verlegen, eine passende Form dafür und eine entsprechende Würde für Dich zu ersinnen.“

Emmerich erschrak. „Ist's so weit schon, Herzog Otto,“ fragte er, „daß Euer eigener Mund bestätigt, was als Gerücht die Stadt erfüllt? Das Instrument, das Euren Bruder des Landes höchste Würde übergibt, es ist bereits ausgefertigt?“

„Es ist so.“ Der Herzog deutete auf eine pergamentene Rolle auf dem Schreibtisch.

„So seid Ihr entschlossen, noch ehe Ihr die Botschaft der Gesandten Ungarns kennt, noch ehe Ihr die Bedingungen wißt, die man an Euch stellt, jene trügerische Krone in der Fremde anzunehmen?“

„Man hat mir jene Bedingungen im Voraus kundgegeben,“ entgegnete Herzog Otto. „Die erste derselben ist, des heiligen Stephan uralte Königskrone, die in jedes rechten Magyaren Auge das Recht und Symbol der wahren Königswürde bildet, heimzuführen in's Ungarland, aus dem der flüchtige Sohn des Herrschers zu Böhme sie entführt. Ich werde sie erhalten vom König Wenzeslaw, der lieber einem Wittelsbacher als einem Gliede des Hauses Habsburg den Thron Ungarns gönnt, und schmückt jene stolze Krone erst mein Haupt, dann soll dieser Arm, soll dieses Schwert an meiner Seite schon für das Weitere sorgen. — Jeden Augenblick erwarte ich die Gesandten, doch ihr Empfang ist nur noch eine leere Formalität!“

„Traurig, daß es schon so weit ist,“ sagte Emmerich niedergeschlagen. „O, laß Dich warnen, Otto,“ fuhr er dringend fort, „gib nicht ein Dasein voll Glück für eine ungewisse Zukunft auf!“ Des Freundes Arm erfassend, führte er ihn an das weit geöffnete Fenster, das einen prächtigen Umblick über vom Gebirge umrahmte Weiler und Felder gewährte, während in nächster Umgebung die Stadt Landshut, die wohl gehaltene, sich ausbreitete. „Siehe, Otto,“ rief er, „das ist Dein, Dein eigen durch des Himmels Gnade! Er übergab es Deinem Schirm, von Dir erwarten diese Lande Heil und Segen. Du sollst sie einst Deinen Söhnen weiter vererben, wie Du sie ererbt hast, reich und blühend. Hier sollst Du Dir eine Gefährtin suchen, würdig, den Thron der Väter mit Dir zu theilen. Möchte doch die Liebe Dein guter Engel sein, der gute Engel Deines Landes!“

Hatte der schwärmerische junge Mann gehofft, durch diesen Erguß seines innigsten Gefühles des Freundes Sinn zu rühren, so widersprach die Wirkung desselben durchaus der Absicht. So hart und rauh waren plötzlich Herzog Otto's Züge geworden, so leidenschaftlich flammte es auf in den dunklen Augen, daß Emmerich erschraf.

„Die Liebe ein guter Engel?“ rief er heftig. „Was Du des Paradieses Genius nennst, ward mir zur Qual seit wenig Wochen.“

„Otto!“ — um des Fürsten Nacken schlang sich des Freundes Arm — „nun ist Alles klar, was mir ein Räthsel schien seit jüngster Zeit — Du leidest und vertraust mir nicht — mir nicht?“ wiederholte er vorwurfsvoll.

Mit beiden Händen erfaßte der Herzog Emmerich's zarte Rechte. „Ja, Emmerich,“ rief er, „ein Geheimniß lastet auf meiner Seele, süß und schmerzreich zugleich: zum ersten Male liebe ich, in heiliger, ernstest Reigung, nicht in flüchtigem Rausch der Sinne!“

„Und welches Fürstenkind gewann dies edle Herz?“ rief Emmerich. „Doch lang ist's her, daß Du aus Deines Landes Grenzen warest, am Ende ist's gar eine Tochter aus heimischem hochadeligen Geschlecht, die Dir's angethan — etwa bei ritterlichem Spiel zu Landshut oder zu München oder Ingolstadt an des Oheims Hof?“

Herzog Otto schüttelte das Haupt. „Nicht eines hochgeborenen Fürsten Sproß, nicht aus einem altadeligen Geschlechte Bayerns ist sie, die's meinem Herzen angethan, sondern nur eines schlichten Ritters Kind. Ein holder Zufall führte sie auf meinen Weg, ihr Liebreiz bezauberte

mich und innige Liebe zu der Jungfrau beherrscht mich seit jenem ersten Begegnen. Aber ach — mein heiligstes Gefühl muß ich unterdrücken, meine Liebe der Pflicht unterordnen, denn ein Elender wäre ich, bethörte ich die mir vertrauende Unschuld — und nur aus fürstlichem Blut darf Bayerns Herzogin sein. So trage ich in mir die schmerzlichste Wunde, Du kennst sie nicht, denn Du weißt noch nicht, was Liebe heißt —“

„Meinst Du, Otto?“ Schmerzlich zuckte es durch die weichen Züge des Grafen. „So will ich Dir's denn, Dein Vertrauen erwidern, gestehen, was ich seither in mir verschloß: auch mein Herz erglüht in Minne, auch dieses Herz blutet, leidet, denn sein Fühlen wird nicht getheilt.“

„Du liebst? Du?“ Fast verwundert blickte der Herzog auf die schlanke, fast knabenhafte Gestalt Emmerich's, als hätte er kaum ein solches Bekenntniß für möglich gehalten. „Ich meinte, Deine Bücher nähmen Dein ganzes Herz ein — und Deine Freundschaft zu mir,“ fügte er herzlich hinzu. „Und dieser Freundschaft wirst Du ein neues Opfer bringen,“ fuhr der Herzog von dem zuletzt berührten Thema ablenkend fort, „indem Du, wenn ich in der Fremde weile, meinem Bruder Stephan sein wirst, was Du mir warst, der treue Rathher, der treue Freund!“

„Nein, Herzog Otto,“ — fest und ruhig klang Emmerich's Stimme — „nicht hier ist, wenn Ihr einmal Euch entschieden habt, Emmerich Sereny's Platz: wo Ihr weilet, da weilet auch er, wie er an Eurer Seite stand in Leid und Freud von Jugend auf. Ihr werdet ihn jetzt doch nimmer von Euch weisen?“

Der Herzog breitete seine Arme aus. „Emmerich, Du wolltest mit mir ziehen? Doch nein, nein, es darf nicht sein, ich kann Dein Opfer nicht annehmen.“

Die Erwiederung des Grafen ward durch den Eintritt des herzoglichen Rüdenmeisters unterbrochen; Otto hatte ihn bestellt, um selber die Meute zu der am nächsten Tage stattfindenden Jagd zu besichtigen. Er liebte Pünktlichkeit im Dienst und ging den Untergebenen mit gutem Beispiel voran; so schickte er sich, sofort den mit einer schweren Goldschnur umwundenen Hut ergreifend, zum Weggang an.

„Auf morgen,“ sagte er zum Freunde, „halte Dich waidlich frisch, Emmerich, zu fröhlichem Jagen im Forst. Und sind wir heimgekehrt und ist vorüber das frohe Jägermahl, dann wollen wir Beide uns, die edlen Herren bei den Bechern lassend, in die Einsamkeit flüchten und traute Zwiesprach halten, wie wir's gewohnt seit Jugendzeit!“

3.

„Ihr seid blaß, Fräulein,“ sagte mit besorgtem Ton Frau Gertraude zu ihrer jungen Freundin aus dem Stifte, die in Begleitung eines Klosterknechtes seit einer Stunde im Hause des Forstmeisters weilte, „Ihr seid doch nicht unwohl?“

Agnes schüttelte das Haupt, sie athmete schwer auf, als bedrückte sie der enge Raum des niederen Giebelstübchens, an dessen geöffnetem Fenster sie saß, durch den vorgezogenen schneeigen Linnenvorhang indeß jedem von unten etwa zur Höhe emporschauenden Auge verborgen. „Nicht unwohl, liebe Gertraude, bin ich,“ erwiderte sie, „aber bang ist mir zu

Muthe und bekommen, als laste nahenden Unheils Vorgefühl auf mir. Ich freute mich nach der vorgestrigen Unterredung mit Emmerich auf den heutigen Tag wie ein Kind, und nun — nun wäre ich am liebsten wieder daheim zu Melberg in unserem stillen Stiftsgarten. Gut gemeint war Junker Emmerich's Vorschlag, aber tadelnswerth erscheine ich mir nach reislicherem Ueberlegen jetzt, daß ich mein Ohr ihm ließ und die gute Mutter Ursula hinterging sowie Curen Eheherrn, der nichts von meinem Hiersein ahnt. Könnte ich doch nur fort, noch jetzt —“

Frau Gertraude erschraf. „Warum nicht gar,“ rief sie, „hört Ihr nicht schon die Hörner hin und wieder tönen? Die Jagd ist zu Ende, die edlen Herren sammeln sich zum Heimweg — kennt Ihr des Zuges Richtung? Wollt Ihr etwa dem ganzen Troß begegnen, meinem Kaspar darunter, und mir böse Stunden schaffen?“

„Ich sehe, ich muß bleiben und meines Leichtsinnes Frucht ernten,“ entgegnete Agnes. „Recht habt Ihr, Gertraude, und am Ende ist's nur eitel Thorheit, daß mir bangt, und in der nächsten Stunde spottete ich darüber. Ist dann doch meines Herzens längstgehegter Wunsch erfüllt, wann ich den ritterlichen Herzog Otto mit eigenen Augen schauen darf. Komm ich dann heim zum Stift, so will ich der guten Mutter Ursula nichts verhehlen und freudig jede Buße tragen, die sie mir auferlegt.“

Frau Gertraude fuhr empor, auch Agnes' Wangen färbten sich; ganz in der Nähe des Forsthauses schallte der Jagdhörner frischer Klang und deutlich drang das

Gebell der Hunde, der Schritt nahender Kofse zu den Ohren der Laufenden.

„Ich muß hinunter,“ sagte Frau Gertraude hastig, „daß Alles gehe, wie wir es verabredet mit dem Herrn Emmerich; bereit ist Alles, die zinnernen Becher blank wie Silber, frisch das Wasser, trinkbar unser Wein. Ihr aber bleibt hier wohl geborgen und ängstiget Euch nicht; es wissen ja kaum des eigenen Hauses Leute, daß Ihr hier weilt, wer außer Eurem sanften Freunde könnte also in der Jagdgesellschaft davon eine Ahnung haben? Braucht Eure Augen wohl!“ fügte sie lachend hinzu, obwohl ihr selber nicht ganz leicht um's Herz war.

Mit diesen Worten verließ sie das Gemach und stieg hastig die schwanke schmale Holzstiege hernieder; es war hohe Zeit, denn gerade als sie, im Erdgeschoß des Hauses angelangt, die Thüre öffnete und in's Freie trat, war bereits der herzogliche Jagdzug vor der Försterwohnung angelangt.

Zwei ritterliche Herren, Beide in Waidmannstracht von dunkelgrünem Sammt, während des Aelteren Barett mit von einer Diamantagraffe gehaltenen Reiherfeder geziert war, ritten an der Jäger Spitze; es waren der Herzog Otto und Graf Emmerich Serenty, ihnen folgte eine stattliche Schaar, zunächst viele Mitglieder des hohen Adels der Umgegend, die der Landesfürst zum Banket in den Landshuter Palast geladen hatte, dann folgten die Knappen und Forstleute, vom Jägermeister Kaspar angeführt, und endlich schloß sich der Troß der niederen Knechte und Treiber an, die auf laubgeschmückten Bahren das erlegte

Wild trugen und die bellende Meute an hängenen Stricken führten — das Ganze ein buntes, farbenprächtiges Bild, wohl geeignet, den Blick zu fesseln.

Frau Gertraude stand auf der Schwelle ihres Eigenthumes, das Gefinde hatte sich halb scheu, halb neugierig hinter dem Zaun, der den an die Wohnung stoßenden Hof einschloß, zusammengedrängt. Mit tiefer Verneigung grüßte die rührige Frau den fürstlichen Gebieter ihres Eheherrn, der früher schon mehr als einmal huldreich zu ihr geredet hatte.

Graf Emmerich sagte ein paar Worte zu seinem herzoglichen Freunde und Beide hielten ihre Pferde an; der Zug stockte. Nicht einmal einen Blick sandte der Jugendfreund Agnesens zum Fenster des Siebelstübchens empor, er hätte ja zum Verräther werden können — hatte Emmerich doch auch nicht einmal die Gewißheit, ob das junge Mädchen überhaupt in Meister Kaspar's Hause weile.

„Mit Verlaub, Frau Gertraude,“ sagte er mit lauter Stimme, „mich dürstet, ein Becher frischen Wassers würde mich erquicken, wollt Ihr mir ihn spenden, da Seine herzogliche Gnaden mir hier einen Augenblick der Rast vergönnen will?“

Aber noch ehe Frau Gertraude zu erwiedern vermochte, tönte deutlich vernehmbar ein leichter Aufschrei von der First des Forsthauses hernieder. Unwillkürlich blickte jedes Auge empor — am Fenster, dessen Vorhang zurückgeschoben war, stand, Alles um sich her vergessend, den Blick starr auf den Herzog Otto gerichtet, bleich, sichtlich in höchster

Erregung, ein junges Mädchen, von keiner anderen Lippe konnte der Ausruf erschallt sein.

Frau Gertraude schlug ein Kreuz vor Entsetzen, sie fürchtete die ihr bevorstehende böse Stunde, die Meister Kaspar ihr mit Recht bereiten würde; sah sie doch, wie des greisen Mannes Antlitz zornig erglühete und sein Blick sie unheildrohend streifte. Wie hilfessuchend richtete sie das Auge auf den Grafen Emmerich, aber der junge Mann selber schien des heftigsten Seelenkampfes Beute, denn wie Agnes hernieder, so schaute Herzog Otto empor und wieder empor, als sei nichts mehr für ihn vorhanden auf der Welt, als jenes einzige kleine Fenster dort und die dahinter stehende Jungfrau.

Nun ließ der Zauber nach, der ihn zu umfassen schien, denn plötzlich, als ob sie sich des Geschehenen bewußt werde, verschwand die anmuthige Gestalt des jungen Mädchens hinter dem bergenden Linnenvorhang des Fensters.

„Was hat das Kind bei Euch zu schaffen?“ fragte er, zu Frau Gertrauden gewendet, „wie kommt sie hieher?“

„Mit Gunst und Gnade, herzoglicher Herr!“ Meister Kaspar hatte sich vorgedrängt und, der höfischen Sitte Schranke kühn durchbrechend, statt seines Weibes die Antwort aufgenommen. „Wie die edle Jungfrau Agnes, eines ritterlichen Herrn Kind, der sie dem frommen Stift zu Melberg anvertraut, eben heute da ist, das weiß ich nicht, aber ihr Kommen, die unverdiente Schuld, die sie meinem Weibe erweist, ist meinem Dache eine Ehre und meine Sache ist's, so lange es die Jungfrau birgt, vor jedem unberufenen Auge sie zu wahren. Mein Weib hat ihrer

Pflicht darin gefehlt, daß sie Jungfrau Agnes dort an's Fenster treten ließ!"

„Zürnt ihr nicht, Meister Kaspar, in Eurer rauhen Weise,“ nahm Graf Emmerich das Wort, „bevor Ihr wißt, ob Euch Ursache dazu gegeben. Euch zu beruhigen, will ich selber — und ich meine, Ihr vertrauet mir — das edle Fräulein, dem ich ein Freund seit Kindestagen, bis zum Melberger Stift heimgeleitet, in dessen Mauern Emmerich Sereny wohl geduldet ist. Ist's Euch recht so, Meister Kaspar?“

Des Herzogs Stimme schnitt dem Gefragten die Antwort ab. „Jenes holde Kind ist Euch bekannt, Graf Emmerich?“ fragte er und sein Auge ruhte so durchdringend auf dem Jüngling, als wolle es ihm bis in der Seele Innerstes forschen, dann leise, nur dem Freunde vernehmbar, fügte er hinzu, fast wie ein Hauch kam es über seine Lippen: „Ist sie es?“

Er las die Erwiederung in seines Freundes Zügen, ein schwerer Seufzer entwand sich seiner Brust, fest preßte er die Lippen auf einander, man sah ihm an, wie er gewaltsam die Erregung bemeisterte.

Nun schien es überstanden, von Neuem wandte er sich zu Frau Gertrauden.

„Nicht so ganz fremd, als Ihr wohl meinen möget, ist mir Euer holder junger Gast. Schon einige Male bin ich der holden Jungfrau hier im Forste, den ich allein durchstreifte, wie ich es zuweilen liebe, begegnet, wenn sie in sicherem Geleite heimwärts zog. Sie hat mich wohl für einen gewöhnlichen Jägersmann gehalten, und daß

auch sie mich wiedererkannt, mag wohl eben ihres staunenden Ausrufes Ursache gewesen sein. Wollt Ihr das edle Fräulein bitten, Frau Gertraude, aus ihrer Hand dem Herzog Otto, dem Schützer des frommen Stiftes, in dem sie weilt, einen Trunk frischen Wassers zu spenden? Dem Meldorfer Stifte will ich's mit einer frommen Schenkung lohnen."

Tief neigte sich Frau Gertraude, doch zögernd nur hob sich ihr Fuß, den Befehl des Landesherrn zu erfüllen; ihr Auge suchte in Meister Kaspar's verwitterten Zügen des strengen Eheherrn Willen zu erforschen.

"Mit Gunst und Verlaub, herzogliche Gnaden," — abermals, der finsternen Miene seines fürstlichen Gebieters nicht achtend, näherte sich der Waidmeister dessen Roß — „erlaßt der edlen Jungfrau Eures Wunsches Gewähr, so ehrenvoll er ist, um meinetwillen thut's, ich habe für sie der frommen Oberin des Stiftes, das sie erzog in strenger Zucht, zu bürgen, daß nimmer sie den Blicken fremder Männer ausgefetzt werde!"

Der Alte war sichtlich in Eifer gerathen, nur zu wohl war es Frau Gertrauden bekannt, wie wenig er in solchen Fällen sich zu beherrschen verstand, sie zitterte vor dem Ausgang, den sie im zornblickenden Auge des Herzogs Otto zu lesen glaubte.

In demselben Augenblick aber öffnete sich bereits die Thüre des Jägerhauses, und Agnes, die augenscheinlich durch das offene Fenster des Herzogs Worte vernommen, trat, auf blanker Zinnplatte einen zierlich geformten Krug tragend, in's Freie. Hell fiel das Sonnenlicht auf der

Jungfrau anmuthige Erscheinung, da sie in züchtiger Haltung, nicht rechts, nicht links den Blick wendend, dem fürstlichen Herrn entgegenschritt. Kein Zug ihres Antlitzes verrieth tiefere Bewegung, aber so blaß war seine Farbe, daß Frau Gertraude in banger Besorgniß um ihren Lieb-
ling fast verging.

Der Herzog schwang sich vom Pferde, Graf Emmerich und die berittenen Herren seines Gefolges folgten des Herrschers Beispiel. So einfach und edel war die unbewußte Haltung des jungen Mädchens, daß sich jedes Haupt rings im Kreise vor ihr ehrfurchtsvoll entblöhte.

„An ihres Stiftes Pforte reicht Agnes v. Weileneck dem fahrenden Wandersmann den Labetrunk,“ sagte sie ruhig, „sollte ich ihn also gar dem edlen Herzoge Bayerns weigern, da er solchen begehrt? Nehmt, fürstlicher Herr, mög' er Euch Herz und Sinn erquickten — die Heiligen gesegnen ihn Euch!“

Ihre Hand zitterte kaum merklich, da sie dem Fürsten das Krüglein, mit krystallhellem Wasser gefüllt, entgegenhielt, nicht minder die mit wildledernem Handschuh bekleidete Rechte des Herzogs Otto, da er es an seine Lippen führte.

„Ich trinke Euch zu Ehren, holde Jungfrau,“ sagte er, „und zu mir nehme ich dies Könnlein als Andenken dieser holden Stunde — ich will es auslösen für Frau Gertraude mit silbernem Geschirr, mit goldenem Kelch dem frommen Stifte Melberg. Ihr aber gönnt es mir, nicht wahr? Ich will es treu bewahren, und führt mich mein Geschick zu fernem Landen, soll's mich begleiten wie

jenes morgenländischen Märchens Becher, der, aus reiner Hand gespendet, Wunderkräfte leiht. Und“ — fast als wollte er den Eindruck seiner Worte erproben — „wohl lange nicht wird's dauern, bis er seinen Zauber offenbaren kann.“

Nur zu wohl begriff Agnes, wohin die Worte des fürstlichen Herrn zielten; sie galten der bevorstehenden Entfernung aus seinem Erblande Bayern, seinem Entschluß, dem trügerischen Schimmer jener Krone nachzujagen, von der ihr und Frau Gertrauden Graf Emmerich Sereny vor wenigen Tagen an derselben Stätte berichtet. Zufällig streifte ihr Blick den Jugendfreund, sie sah das Auge desselben wie bittend auf sich gerichtet und verstand die Sprache desselben, stumm und beredt zugleich.

„Wöge dies Gefäß Euch nicht durch unholder Geister Zauber, sondern durch Gottes und der Heiligen Gnade Kraft, Heil und Stärkung spenden, hoher Herr,“ sagte sie mit lauter Stimme; „doch nicht in fernem Landen lab' es Euch nach harter Mühsal und Beschwerde. In Eurem Land ward dieser Thon gewonnen, in Eurem Land formte ihn des Bildners Hand zum Krug, in Eurem Land rinnt der krystallene Bach, deß kühlendes Raß Euren Gaumen lekt, — nehmt Ihr als Gedentzeichen dieses Männlein, hoher Herr, so nehmt's als Mahnung Eures schönen Landes, das seinen Herzog liebt und ehrt und nimmer von sich lassen mag.“

Wie eine hohe augenblickliche Begeisterung war es über Agnes gekommen, sie wußte kaum selber, in welche Form sie ihre Worte kleidete. Gerührt und erstaunt zugleich

blückte Alles auf die Jungfrau, kein Ton, kaum ein Athmen wagte die feierliche Stille zu unterbrechen.

Die weiche Natur des Grafen Emmerich vermochte nicht des Herzens Fühlen zu bewältigen; eine Thräne schimmerte in seinem Auge, während er rief: „Denk', Deines Landes Schutzgeist rede zu Dir, Dein guter Engel — geh' nicht aus Bayern, Herzog Otto!“

Und wie auf ein gegebenes Zeichen schallte es wider von den Lippen der Männer, vom Ersten unter den Herren des Adels bis zum geringsten der leibeigenen Knechte: „Bleib' bei den Deinen, Herzog Otto, geh' nicht aus Bayern!“

Der Herzog war ganz dicht an Agnes herangetreten und wie ein Hauch, keinem Anderen vernehmbar, klang sein Flüstern an ihr Ohr: „Mein guter Engel, sei es ferner, um Dich gebe ich die Königskrone hin, wenn Du mein Weib sein willst!“

Einen Augenblick lang malte sich des höchsten Glückes Widerschein im Antlitz Agnesens, schon im nächsten aber war er verflogen, und ebenso leise wie die Werbung klang ihre Antwort zurück:

„Eines Wittelsbacher's Weib muß am Thron geworden werden, mich dürft Ihr nimmer wiedersehen!“

Mit tiefer Verneigung grüßte das junge Mädchen den fürstlichen Herrn, dann wandte sie sich um und schritt in das Haus zurück, ohne die Erlaubniß des Herzogs abzuwarten. Frau Gertraude folgte ihr und es war die höchste Zeit, denn kaum im niederen Gemach des Erdgeschosses angelangt, brach Agnes, einer Ohnmacht nahe, in ihren Armen zusammen.

Draußen aber, auf dem Waldesplan, spielte sich in demselben Augenblick, da sich des Jägerhauses Pforte hinter den beiden Frauen schloß, eine nicht minder erregende Handlung ab als die eben erlebte.

Wer von dem Gefolge des Herzogs Otto nicht seine volle Aufmerksamkeit auf die Persönlichkeiten des Landesfürsten und des jungen Mädchens ihm gegenüber gerichtet, hatte deutlich, immer näher und näher tönend, den Klang menschlicher Stimmen und das Geräusch von Pferdehufen vernommen. Mehr als Ein Ohr lauschte und neugierig lugten die Blicke in die Richtung, woher der Schall kam.

Jetzt offenbarte sich die Lösung: ein Reitertrupp, dem ein berittener herzoglicher Knappe als Wegweiser diente, erschien in der Dichtung, bestehend aus Herren theils in blinkenden Harnischen, theils in langen talarartigen, mit Pelz verbrämten Schnürröcken, den Schluß bildete eine Schaar bewaffneter Knechte in fremdartiger Tracht, das geschorene Haupt mit einer kleinen Blechhaube bedeckt. In einem Meer bunter Farben und Gold leuchtete es von den Schabracken der Pferde, von den blitzenden Harnischen, den edelsteinbesetzten Schwertern und Helmen der Cavalcade, deren Herkunft und Zweck wohl Keinem in Herzog Otto's Umgebung länger ein Räthsel blieb. „Die Ungarn!“ tönte es von Mund zu Mund.

Kaum waren die Reiter des Herzogs ansichtig geworden, als auf einen Wink des Anführers, eines hochgewachsenen Greises mit silberweißem Haupt- und Barthaar, sich Alles aus dem Sattel schwang. Die Edlen, etwa zehn an der Zahl, schritten, von ihm geführt, dem sichtlich über-

raschten Landesherrn entgegen, das niedere Gefolge drängte sich im Hintergrunde zusammen.

„Des fernem Ungarlandes Abgesandte,“ nahm der Greis in lateinischer Sprache — damals die der Höfe und Diplomaten, wie der Geistlichen und Gelehrten — das Wort, „sind wir zum Bayerlande gezogen, gen Landshut, Herzog Otto's Fürstensitz, um ihn im Namen unseres Adels und Volkes zum Schützer unserer Ehre, unseres Rechtes zu führen: in seine starke Hand sei unseres Landes Schwert gelegt, sein Haupt soll tragen unsere heilige Krone, unser König und Herr, der König Ungarns sei Otto, der Wittelsbacher! Man wies uns hieher, nicht zu suchen braucht ihn unser Auge — so muß der Ungarn König blicken, so stolz und mild zugleich, und darum, Otto Herzog zu Bayern, hebe ich zu Dir die Stimme im Namen meines Landes und rufe: Sei unser König!“

„Sei unser König!“ tönte es wider aus den Kehlen der ungarischen edlen Mannen und hinter ihnen brauste es durch den Troß des Gefolges wie ein Echo: „Sei unser König!“

Die Bayern aber blieben stumm und verschlossen, so Herr wie Knecht, eines Jeden Blick war auf den fürstlichen Herrn gerichtet, in des Grafen Emmerich Sereny's Brust pochte es, als wolle das Herz die Hülle sprengen.

Bleich, hochaufgerichtet stand Herzog Otto da, er wollte den Kampf in seinem Inneren bergen, aber es gelang ihm schlecht. Bestrickend klang der Ungarn Lockungswort seinem Ohr, dazwischen aber wie eine wehmüthige Mahnung des Gewissens das „Bleib' bei uns!“ das er vorhin vernommen.

Und mehr noch hing an seiner Zustimmung: mit ihr entsagte er jeder Hoffnung, den Sinn der Geliebten, die ihn vorhin von sich gewiesen, zu ändern. Zum ersten Male wohl sahen die Seinen ihn schwankend, und fast befangen klang sein Ton, da Herzog Otto dem Sprecher der Magyaren erwiderte: „Die Wahl des edlen Ungarlandes ehrt mich, doch nicht ist es mir vergönnt, ihr frei zu folgen. Auch hier fesselt mich Fürstenpflicht, zu wirken und zu streben, wie ich's gelobt, auch hier —“

Der Greis unterbrach ihn. „Wir sahen Dein Bedenken voraus, o Herr, nun höre dessen Widerlegung. In Dir muß sich Dein Land geehrt fühlen, in treuer Huth wirst Du es lassen, auch aus der Ferne wird Dein Auge ruhen auf ihm, sorgend, schützend. Doch Du, Fürst, Du bist nicht nur der Bayern edler Herzog — ein Wittelsbacher nennst Du Dich — und ist es schön, über ein glückliches, friedliches Land im unbestrittenen Recht des Erbes zu herrschen, größer, schöner ist's, einem edlen Volk die innere Ruhe, den Frieden, das Glück zu erringen und den höchsten Preis dafür zu empfangen: die königliche Krone, die selbstverdiente. Herzog Otto aus dem heldenmüthigen Geschlecht der Wittelsbacher, sollen wir heimkehren und Denen künden, die uns sendeten: der Held kommt nimmer, dessen Hilfe Ihr ersleht, daheim bleibt er in seinem Frieden?“

Einen Blick, einen einzigen flüchtigen, warf der Herzog vom Erdgeschoß bis zur Firn auf das Jägerhaus, als er warte er von dort irgend ein Zeichen, aber Alles blieb todt und stumm, und mit lauter Stimme rief er: „So

wie Ihr sprach noch Keiner zu einem Wittelsbacher umsonst, ich nehme die Krone, die Ihr mir bietet, möge Gott meinem Arm die Kraft verleihen, sie siegreich zu tragen!"

Wie auf ein gegebenes Zeichen flogen die Schwerter der Edlen aus der Scheide, daß es aufleuchtete wie Flammenschein im Sonnenlicht, und: „Heil unserem König, König Otto Heil!“ jubelte es aus der Ungarn Reihen. Zu ihnen wandte der neue König dankend das Haupt, als scheue er sich, dem Blick der Seinen zu begegnen.

An der Seite des ungarischen Kanzlers, des Wortführers der Adelsgesandtschaft, und von den Edlen seines künftigen Reiches umringt, kehrte Herzog Otto heim gen Landshut, schweigend, mißmuthig schlossen sich die Bayern dem Zuge an, selbst Meister Kaspar mußte, freilich herzlich ungerne, seiner Pflicht genügen und an des Jagdgesindes Spitze bis zum Herzogspalaste reiten. Nur Ciner blieb zurück — er durfte sich schon einen kleinen Aufenthalt erlauben, obwohl er gegen Brauch und Form verstieß — Herr Emmerich v. Sereny. Wußte er doch, sein erlauchter Freund werde ihn nicht vermissen in dieser Stunde, im Gegentheil, ihm eher dankbar sein, wenn Emmerich's Anblick ihn nicht wie ein stummer Vorwurf mahnte.

Der junge Graf hatte den Zügel seines Pferdes in die Hand eines zum Försterhause gehörigen Knechtes gelegt und schritt nach einem Augenblicke der Ueberlegung in's Innere des Hauses. Um keinen Preis hätte er die Stätte verlassen mögen, ohne von Agnes zu hören, denn er hatte ihre Blässe, ihre Schwäche wohl bemerkt.

Mit der Oertlichkeit wohl vertraut, öffnete er die Thüre

des kleinen, sehr einfach ausgestatteten Raumes, der dem forstmeisterlichen Ehepaar zum gewöhnlichen Aufenthalt diente. Von Frau Gertraudens Arm umschlungen, saß Agnes auf der mit einem Bärenfell bedeckten Ruhebank. Nur die Blässe ihrer Züge legte von dem eben durchlebten Kampf der Seele Zeugniß ab, ihr Auge war thränenlos, in beinahe fieberhaftem Glanz leuchtend. Als sie des Jugendfreundes ansichtig wurde, erhob sie sich, nun perlte es naß in ihren Augen, für sich selber hatte sie keine Thränen, aber sie las in Emmerich's Antlitz seines Herzens tiefes Weh, sie fühlte, daß es kein Geheimniß mehr zwischen ihnen gab, und tiefes Mitleid mit des Freundes Pein trübte ihr den Blick.

Mit beiden Händen umfaßte der junge Mann die ihm gebotene Rechte der Freundin. „Armes Kind,“ sagte er leise und innig.

Eine Pause entstand, dann nahm Agnes das Wort. „Es wird Zeit, daß ich heimkehre nach Melberg,“ sagte sie mit unsicherer Stimme, „ich hätte es nimmer verlassen sollen, ich werde es nicht mehr, nicht eher, als bis mein Vater mich entweder an seine Seite ruft oder mir vergönnt, für immer den Klosterschleier zu nehmen, die friedliche Hülle, die so oft der wehen Seele Balsam ward. Noch heute soll Mutter Ursula ihm seines Kindes Bitte mittheilen. Euch aber, Emmerich, sage ich ein Lebewohl wie für das Leben; kommt Ihr nach Melberg, forschet und fraget nicht nach mir, Ihr seid mir zu lieb und werth, als daß ich Euch gegenüber heucheln könnte, und Euer Abschied würde mir wehe thun — gönnet mir Frieden.“

„Er werde Euch,“ gab Emmerich zurück, „mein Kommen wird Euch nimmer stören. Gen Ungarn zieht in diesen Tagen Herzog Otto als des Landes König, und ich ziehe mit ihm. Gelobt hab' ich's an heiliger Stätte, des theuren Freundes Schirm zu sein, so weit die schwache Kraft vermag!“

„Gott segne Euch für dieses Wort, Emmerich,“ sagte das junge Mädchen, und ein schlichtes stählernes Kreuzchen von der metallenen Kette ihres Gürtels lösend und dem Jugendfreunde reichend, fügte sie hinzu. „Dies schlichte kleine Angedenken möge Euch in der Ferne an die Freundin erinnern, die Eurer nimmer vergessen wird, an Agnes, Eure Schwester.“

An seine Rippen drückte Emmerich das heilige Zeichen. „Lebt wohl!“

Als ob er sich gewaltsam von der Stätte reiße, wandte er sich um und verließ Gemach und Haus in an ihm sonst ungewohnter fast wilder Art. Unbeweglich, starren Auges blickte ihm das junge Mädchen nach, bis das Geräusch seiner Schritte verhallt war, dann wandte sie sich zu Frau Gertraude, freundlich und mild wie immer klang ihr Ton, und doch schien es, als sei der alten Vertraulichkeit Ausdruck nicht mehr vorhanden.

„Wollet nun die Klostersnechte rufen,“ sagte sie, „sie werden meinen Zelter gesattelt haben, ich sehne mich nach meines Stiftes Frieden.“

„Ihr zürnt mir,“ rief Gertraud, beinahe weinend, „und ich bin doch schuldlos an Allem, was geschah, Gott mag mir ohnedies gnädig sein, kommt Meister Kaspar heim.“

„Verweist ihn an Mutter Ursula,“ entgegnete Agnes, „sie mag ihm, der mit ihr die Kenntniß meiner Herkunft theilt, sagen, was ihre Weisheit für dienlich hält; der heiligen Frau soll kein Winkelnchen meines Herzens mehr verborgen sein.“ —

Eine kurze Weile später befand sich das junge Mädchen, von des Stiftes Knechten sicher geleitet, auf dem Heimweg gen Melberg. Sonst pflegte sie mit den bejahrten, den Pfleglingen des Stiftes treu ergebenen Männern zu plaudern, heute ritt sie still und verschlossen dahin durch den schweigenden Wald. Als sie am Ausgange anlangte, da wußte sie, sie werde die Stätte nicht wiedersehen, wo sie die süßeste und bitterste Stunde ihres jungen Daseins durchlebt; wie zum Gruße erhob sie die Hand und leise klang es von ihren Lippen: „Ade — ade!“

Nun war die kleine Cavalcade dem Melberger Stift ganz nahe; eine Mauer, von einem hohen Thore unterbrochen, durch das man in den großen Hof gelangte, umgab die klösterlichen Gebäude. Zu ihrem Erstaunen sah Agnes beide Flügel der Pforte geöffnet und auf dem weiten steinbelegten Platz eine Anzahl fremdartig gekleideter Reiter halten, vom Stiftsgefinde neugierig umdrängt. Es war augenscheinlich ein vornehmer Besuch im Kloster angelangt, wie es sich oft zu ereignen pflegte, denn die Oberin desselben, aus altadeligem Geschlecht des Preußenlandes stammend, war weit und breit geehrt. Sonst war das rege Treiben, welches bei der Einkehr von Gästen wohl zu herrschen pflegte, für Agnes eine willkommene Unterbrechung des alltäglichen Einerlei, heute aber brachte es ihr eine

neue Enttäuschung, denn jetzt war offenbar weder Zeit noch Gelegenheit, Mutter Ursula aufzusuchen, um das schwer bedrückte jungfräuliche Herz zu entlasten. Agnes stieg am Thore ab und gedachte still und möglichst unbemerkt in ihre Zelle zu gehen, aber es schien, als ob man bereits ihrer geharrt hätte. Eine der dienenden Schwestern war kaum des jungen Mädchens ansichtig geworden, als sie ihr auch schon entgegeneilte, um sie sofort zur Oberin zu bescheiden.

Es beschlich Agnes mit banger Ahnung, daß sie vor einem Wendepunkt ihres Schicksals stehe, daß dieser Besuch mit der ferneren Gestaltung ihrer eigenen Zukunft in Verbindung stehe, und pochenden Herzens folgte sie der Führerin.

Nicht im Sprechzimmer des Stiftes weilte die Vorsteherin desselben, zu der eigenen Zelle Mutter Ursula's geleitete die Schwester das junge Mädchen. Durch die schwere eichene Thüre, welche das Gemach verschloß, hörte man den hellen Ton einer männlichen Stimme; mit ihrem fremdartigen Klang berührte sie das Ohr des jungen Mädchens nicht angenehm. Sie hielt den Schritt an, um zu fragen, wer bei der Mutter Ursula sei? Sie konnte aber die Antwort der Schwester nicht mehr vernehmen, denn schon öffnete die Oberin, welche wohl die nahenden Schritte vernommen hatte, mit eigener Hand die Thüre. Es war eine edle Matronenerscheinung, vom Alter ungebeugt, mit silberweißem Haar und strengen, aber vertrauenerweckenden Zügen.

„Ich habe Deiner sehnlichst geharrt, mein theures Kind,“ sagte sie mit bewegtem Ton, „wenn auch dieser Augenblick

für mich, die Dich liebt wie eine leibliche Mutter, ein großes Leid bereitet; denn Dein Kommen bedeutet zugleich Dein Gehen. Ein höheres Recht an Dich als das meine wird jetzt geltend gemacht — wir müssen scheiden. Im Namen Deines Vaters harren seine Dir blutsverwandten Abgesandten Deiner: Graf Jago Freyhlich, Dein Vetter, und jene würdige Dame, die edle Wittfrau Renata v. Holsen, die Deine Begleiterin und Dein mütterlicher Schutz auf weiter Fahrt zum väterlichen Heim sein wird, ist gleichfalls Deines Blutes."

Mit diesen Worten deutete sie auf die von ihr bezeichneten, im Gemache weilenden Personen. Vortretend verneigte sich die alte würdige Frau v. Holsen tief vor dem jungen Mädchen. „Wollet Ihr mir vergönnen, Euch eine mütterliche Freundin zu sein auf der bevorstehenden langen Reise; zu fürchten haben wir nichts, denn Vetter Jago's erprobtes Schwert wird uns sicherer Schutz sein."

Auch Vetter Jago v. Freyhlich trat jetzt näher, ein schlank gewachsener Mann in Mitte der zwanziger Jahre, sein Antlitz, von langen schwarzen Haaren umwallt, war nicht unschön zu nennen, aber von einem Zug der Rohheit und Sinnlichkeit entstellt, der wenig Zutrauen zu dem Charakter des jungen Edelmannes einzulösen vermochte.

Von seiner Erscheinung fühlte sich Agnes sofort zurückgestoßen und ihre Abneigung wuchs, da der Bote ihres Vaters das Wort ergriff:

„Als den herrlichsten Ritterdienst meines Lebens betrachte ich nun, was ich als Pflicht des Verwandten und Vasallen Eures Vaters gelobt, Euch, edle Jungfrau und

theure Base, heimzuführen aus der Fremde zu Eurer Väter Sitz. So rüstet Euch denn, uns zu folgen, wohl und sorglich sind unserer Reise Tagfahrten eingetheilt, nicht lange Raft ist uns vergönnt."

Das junge Mädchen faßte an ihre Stirne. „Mir schwindelt," sagte sie, „wie ein Traum umfängt es mich, schwer, beängstigend. So plötzlich soll ich fort, zu meinem Vater, den ich nie gekannt, der eine Edeldame, einen Grafen sendet, des schlichten Ritters Tochter zu geleiten — und wohin? O, ehrwürdige Mutter," fuhr sie fort, sich an der Oberin Brust werfend, „ist's nicht ein böser Trug, der uns berückt? Ist es aber Wirklichkeit, darfst Du mir dann jezt nicht das Dunkel aufklären, das mich umgibt?"

Mutter Ursula schüttelte das silberweiße Haupt. „Nur zum Theil," erwiderte sie, „darf ich den Schleier lüften von dem, was Dir ein Räthsel dünkt, denn ich kann das Gelübde nicht brechen, das ich einst Deiner Mutter, als der Herr sie schon wenige Wochen nach Deiner Geburt aus dem Leben abrief, gegeben. Damals, als Deine Mutter im Sterben lag, beschwor sie auch, durch einen unheilverkündenden Traum geängstigt, ihren Gemahl, der allerdings einem höheren Stande angehört, als ich bisher Dir gesagt, ihr Kind fern von der Heimath in Einsamkeit und schlichten Verhältnissen aufwachsen zu lassen, ohne daß es selbst seine wahre Herkunft erführe. Dies sollte erst geschehen, wenn Du, mein liebes Kind, Dein achtzehntes Jahr vollendet, weil Du dann jenem Dir drohenden Verhängniß entzogen seiest — so währte es die Mutter, bekräftigt in ihrem Aberglauben durch eine Zigeunerin, welche

ihr jenen Traum ausgelegt hatte. Zaudernd nur willigte Dein Vater ein, aber wer versagt einer theuren Sterbenden die letzte Bitte? Nach ihrem Willen gab man Dich in meine Huth, mir war einst Deine Mutter selber anvertraut gewesen, ehe ich nach meiner Schwester Tode in die Ferne berufen ward, um an dieser Stätte eines heiligen Amtes zu pflegen. Was ich der sterbenden Freundin gelobt, glaube ich treu erfüllt zu haben, rein an Körper und Seele übergebe ich Dich den Händen Derer, die als Deines Vaters Boten kommen, Dich nach nun zurückgelegtem achtzehnten Lebensjahre heimzuleiten. Eine neue Zukunft, so wollte es der Wunsch der sterbenden Mutter, soll sich Dir öffnen an dem Tage, da Dein Fuß die Heimath betritt — was hinter Dir liegt, es soll vergangen sein und vergessen.“

Agnes zuckte zusammen; jedes Wort der milden frommen Frau durchzuckte schmerzlich wie ein Stich ihre Brust. Konnte sie vergessen? —

Und doch — zu deutlich hatte hier des Geschicks Hand gewaltet, kein Zurück gab es mehr — ein willenloses Werkzeug war sie, von höheren Gewalten geleitet. Nun konnte Herzog Otto nimmer ihr Herz versuchen, selbst dem treuen Emmerich schwand sie aus den Augen — wußte sie doch selber nicht, wohin ihr Weg sie führte. Ein neues Dasein, eine glänzende Zukunft war ihr verheißen, und doch war ihr elend und schwer zu Muthe, als ziehe sie dem Unheil entgegen.

Wenige Stunden später bereits hatte Agnes unter den Segenswünschen der Mutter Ursula das Stift verlassen.

Im Abendsonnenschein setzte sich der kleine Reiterzug in Bewegung, hinter ihm schloß sich das hohe Thor mit schrillum Laut; ein Höriger des Klosters aber mußte noch zu später Abendzeit in den Forst zum Försterhause, um Meister Kaspar eine Botschaft der Oberin zu überbringen, die ihm kündete, was geschehen, und ihm und seiner Gattin der Jungfrau Scheidegrüße überbrachte.

Hochauf athmete der Alte, wie von schwerer Last befreit, Frau Gertraude aber schlich in ihre Kammer und weinte.

4.

Zwei Jahre waren seit den zuletzt erzählten Ereignissen dahingezogen. Aermals war der Herbst gekommen, ein rauher, ungasilicher Gesell, weniger des Sommers Abschiedsgruß als des Winters untwischer Bote.

Ueber Ungarns Steppen zogen die Wolkenmassen in wilhem Jagen und der Wind segte dahin, rauh und ungestüm wie das dort wohnende Volk selber, das wenig Frieden kannte, wenig Frieden mochte.

Der Sturm wehte auch um den Königsitz zu Stuhlweissenburg, ein burgartiges, halb zerfallenes Gebäude von wenig majestätischem Ansehen; durch die langen Gänge strich er, deren fensterlose Höhlungen ihm willig Einlaß gewährten, durch zahllose Ritzen und klaffende Spalten der Eichenhülle bis in das weite unwohnliche Gemach, in dem ein hochgewachsener Mann in reicher kriegerischer Tracht am Fenster stand und umflorten Blickes hinauschaute in den trüben Morgen. So blickt kein Glücklicher, und doch trug der

Mann am Fenster, der bleiche Mann, dessen Antlitz die Sorge und der Gram bereits mit ihren unverkennbaren Furchen zu zeichnen begannen, eine Krone: aus dem frischen, glückreichen Bayernherzog Otto war der friedlose König Ungarns geworden. Nicht zu seinem Heile war er damals der lockenden Ladung gefolgt!

Geräuschlos öffnete sich eine Seitenthüre und über den steinernen, mit Bärenfellen belegten Estrich des Gemaches schritt leichten Trittes eine schmale, schlanke, jugendliche Mannesgestalt in einem talarartigen Kleide von schwarzem Sammt — auch diese Züge waren von den Ereignissen der Zeit nicht unberührt geblieben, seit Emmerich dem fürstlichen Freunde treu in sein neues Reich gefolgt war. Des Geschicks Mißgunst hatte diesem weichen, milden Antlitz einen wehmüthigen, fast rührenden Ausdruck gegeben, während des Königs Otto Züge hart erschienen und verbittert.

„Mein König!“ sagte Emmerich leise.

Der Herrscher fuhr zusammen, fast mechanisch, wie aus Gewohnheit, faßte seine Hand nach dem Schwert, aber in demselben Augenblick erkannte er den Kommenden. Seine Miene ward deshalb nicht milder, Otto hatte seinen schlimmen Tag. „Du bist es?“ sagte er fast grollend. „Du reizest mich grausam aus süßen Träumen — kann ich nicht einmal in Gedanken glücklich sein? Was willst Du von mir? Nichts Gutes, meine ich, wenn mich Dein Aussehen nicht täuscht — nur zu, ich bin der Eulensbotschaft schon gewohnt, und verdanke ich den tollen Streichen des Jago Freyhlich nicht noch hin und wieder einen heiteren Augenblick, so würde ich wohl selber schließlich schier zur Eule.“

Der Gescholtene neigte sein Haupt. „Ich könnte mit Euch zürnen, König Otto,“ sagte er, „kennte ich der Eifersucht Gefühl und nicht bis zum tiefsten Grund Euren edlen Sinn. Dank' ich ihm es doch und Eurer Festigkeit, daß man mich überhaupt um Euch ließ und mich nicht zwang, mit Euren treuen Rätthen heimzukehren in das Bayerland. Der Ungar wolle keinen fremden Mund an seines Königs Ohr, hieß es, und Ihr mußtet gutheißen, was Euer Herz verwarf, mich aber schütztet Ihr und waret bereit, für Euren Freund selbst Ungarns Krone hinzugeben. Darum kann ich Euch nimmer zürnen, aber bitten möcht' ich Euch: traut nicht dem Jago Frehlich allzusehr; von wannen er kommt, weiß Keiner, Keiner, was seines Hierseins Ziel. Viel verkehrt er mit Ungarns Adel, und Viele, die Euch Feind und Neider, sehe ich mit ihm vertraut thun, obwohl er Eure Gunst besitzt. Dabei verleitet er Euch durch seine aufhegenden Reden oft zu Thaten der Gewalt, die sich für Euch zum Unheil wenden.“

„Freilich, nicht mild und sanft ist seine Art, wie Deine,“ entgegnete Otto. „Sieh, Emmerich, ich brauche auch zuweilen eine Seele, die meinen Grimm und meine Leidenschaft versteht, die nicht versucht, mit Trostes Balsam die Wunden zu bedecken, welche dieser Ungarn Uebermuth mir schlägt, eine Seele, die nimmer von Entsagen spricht wie Du, und unerschöpflich ist in klugem Rath.“

„Ihr liebt den Vogel um der Weise halber, die er Euch pfeift,“ sagte Emmerich. „Wie aber, wenn Euch die süße Melodei in einen dunklen Forst gelockt hat und jäh der Säng'er Euch von dannen flattert? Mein Lied gefällt Euch

nicht — und doch, ich kann kein anderes Euch fingen. Hieß es in unserem Bayernlande: ‚Bleib!‘, so heißt es heute: ‚Kehret wieder!‘“

„Nein!“ — schroff tönte des Königs Stimme — „und warum? Weil Ungarns Adel mich verräth, verläßt, da ich mich weigere, sein Diener zu sein, wie jener Robert von Anjou, den man mir als Gegenkönig aufgestellt? Mag er's versuchen, des heiligen Stephan's königliche Krone von diesem Haupt zu reißen! Noch ist sie mein. Viele wandten sich von mir ab und wenigen nur von denen, die geblieben, darf ich trauen, dennoch aber weiche ich nimmer. Noch kämpfe ich mit Menschen; erst wenn das Schicksal selber mich bezwingt, dann — mag es sein, dann werfe ich freudig diese Krone hin als eine Last. Bis dahin aber halte ich sie fest mit jedem Athemzuge meines Lebens!“

Flammenden Blickes hatte er gesprochen, die Härte seiner Züge schmolz vor der Begeisterung, die seine Seele erfüllte.

Innig blickte Graf Emmerich auf seinen königlichen Freund. „Ein anderes Mittel, Euch zu halten, ward Euch nahegelegt,“ sagte er fast zögernd. „Wenn Ihr Umschau hieltet unter Eures Adels Töchtern —“

„Soll ich, um eines Mächtigen schützende Hand zu kaufen, die meine verschachern?“ rief der Herrscher. „Und dann“ — seine Stimme nahm einen sanfteren Ausdruck an, „dann ist noch Eines, was mir solches unmöglich macht — Emmerich, ich kann nicht vergessen.“

„Agnes“ — wie ein Flüsterton kam es über Sereny's Lippen — „ach, kann ich es?“

„Wie oft quält mich noch jetzt der Vorwurf,“ fuhr der König fort, „daß meine Schuld es war, die jäh ihren stillen Frieden brach, die sie hinaustrieb in die Welt, sich vergessen zu lassen, vielleicht auch selber zu vergessen, denn ich las in ihrem Auge, was der Jungfrau Mund verschwieg, und heute noch erfüllt ein selig reines Gefühl die Brust, denk' ich an sie zurück.“

„Wohin mag sie gekommen sein?“ unterbrach ihn Emmerich. „Keine Auskunft erlangte ich von Meister Kaspar, verschlossen blieb mir der Mund der Mutter Ursula. Nur das erfuhr ich, daß Agnes einer Zukunft voll Glanz — wer weiß, ob auch voll Glück? — habe entgegenziehen müssen.“

Beide Männer schwiegen; der König war der Erste, der auf's Neue das Wort ergriff.

„Nicht zu wehmüthiger Erinnerung ist diese Stunde angethan. Ich darf nicht weich sein, will's nicht. Wie lang' habe ich das Krüglein nicht berührt, aus dem sie mir den kühlen Trunk spendet, aus Furcht, in meinem Herzen eine Regung zu erwecken, die mir nicht ziemt. Von anderen Gegenständen sprich jetzt, Emmerich — im Bayerlande hatten wir Zeit, zu träumen, nicht hier. So frage ich Dich denn abermals: was bringst Du?“

„Die Bitte einer Anzahl Edler, zu ihrem Könige reden zu dürfen; ihr Sprecher ist der Kanzler Samuel Hajody; in einer Stunde wollten sie im Palaste sein — sie ist bald verstrichen. Weist sie nicht ab, mein Herr und Freund, was sie auch bringen, stoßt nicht die letzte Hilfe durch eure Rauheit von Euch.“

„Was sie bringen? Emmerich, Du weißt es, ahnst es wenigstens!“ fuhr König Otto auf.

„Ein Gesandter Seiner Heiligkeit des Papstes ist auf dem Weg nach Ungarn, nah soll er bereits dem Königs-
sitz sein. Das Gerücht, das tausend Augen hat, ist längst wie immer durch Siegel und Pergament gedrungen.“

„Und sagt —?“ Der Herrscher hielt den Athem an. Graf Emmerich vermochte nicht zu antworten, denn in demselben Augenblick öffnete sich die Hauptthüre und der Marschall verkündete, daß eine Gesandtschaft Edler bitte, vor des Königs Auge zu gelangen.

„Sie mögen kommen,“ befahl Otto, sich aufrichtend, und den gewölbten, Holzgetäfelten Raum durchschreitend, ließ er sich auf den hochlehnigen, mit Goldbrokat bezogenen und mit den königlichen Emblemen geschmückten Sitz nieder, der an der Seitenwand auf einer kleinen Estrade aufgestellt war. Der getreue Emmerich hielt sich an seines königlichen Freundes Seite.

Wenige Augenblicke später betraten etwa zwölf wild und streitbar aussehende Männer in Kriegertracht des Herrschers Gemach; ihrer Erscheinung Pracht verdunkelte die schlichte Tracht ihres Fürsten, und dennoch konnte kein Zweifel walten, wer unter den Versammelten der wahre Fürst sei.

An der Edlen Spitze befand sich derselbe Greis, der einst der Ungarn beredter Sprecher gewesen, da er im Walde bei Landshut dem Herzog des Bayerlandes eine Königskrone bot; er war des Landes Kanzler geblieben, mußte jedoch, wenn auch widerwillig, mit Emmerich

Serenty die Würde theilen und sah sich durch des jüngeren Mannes Festigkeit und Einsicht beschränkt in seinem Handeln, in seinem Wissen besiegt.

Mit den edlen Herren zugleich hatte sich eine Persönlichkeit in König Otto's Gemach eingefunden, die mit der Deputation nichts gemein hatte: die plumpe, breitschultrige Gestalt Jago v. Freyhlig', desselben, der einst Agnes vom Stift zu Melberg heimwärts geleitet. Das Antlitz, an sich nicht unedel, aber von den Spuren wüster Leidenschaften gekennzeichnet, hatte sich in den zwei Jahren nicht zum Vortheil verändert.

„Wir grüßen Euch, königlicher Herr,“ nahm der Kanzler das Wort, „im Namen Eures treuen Adels, der uns gesandt, ein ernstes Wort mit Euch zu reden in ernstester Stunde.“

„Was nützt mir Eure Rede?“ fiel der König ein. „Hättet Ihr gehandelt, wie sich's ziemt, nicht Euch in Parteien gespaltet, Jeglicher seinen Vortheil und eingebildetes Recht wägend, besser stünde es um mich, besser um Ungarn. Ich brachte, da ich mich Eurem Lockungsrufe willig zeigte, Euch einen tapferen Arm und geraden, treuen Sinn. Ich war bereit, für Euch zu streiten bis zum Tode, der Krone würdig, die Ungarn mir durch Euch verliehen, wie ich glaubte. Durch Euch ist dieser Arm gelähmt, Mißtrauen fand ich, Abfall, Verrath für treuen Willen. Auf Ungarns Adel habe ich nimmer Verlaß, meine Kraft ruht in Ungarns Volk. Mit seiner Hilfe bleib' ich Sieger gegen Alle.“

Der König schwieg, der überwältigende Zorn hatte seine

Wangen geröthet und sein Auge blickte drohend auf die Edlen hernieder.

Der Kanzler nahm das Wort. „Nicht ist Ort und Stunde passend, um mit Euch zu rechten, königlicher Herr,“ sagte der Greis in seiner bedächtigen Weise. „Ja, in bestem Glauben bot Ungarn Euch seine Krone an, doch diese ist ein schlüpfrig Gold, und es zu halten, bedarf es wohl noch anderer Kräfte als eines starken Armes und guten deutschen Willens. Vielleicht habt Ihr die Ungarn nicht verstanden, vielleicht vermochten sie Euch nicht zu verstehen und Eure Weise. Nach deutscher Art, mit deutschen Rätthen umgabt Ihr Euch — das kränkte, das entfremdete Euch zuerst des Abels Herz, der bis dahin stets an seines Königs Thron und Rathstisch gestanden. Gewaltfam wolltet Ihr in Einem Tage zwingen, was Ihr für gut und löblich hieltet, was auch gut und löblich ist, doch nicht staatsklug für den Augenblick und woran selbst eines Robert von Anjou Geschmeidigkeit scheiterte. Und er versteht's, seinen Willen durchzusetzen.“

„Ist's schon so weit?“ rief Otto außer sich. „Singt Ihr bereits des Nebenbuhlers Lob schamlos an dieser Stätte, als stünde ich als sein Vertreter vor diesem Königsthron, der für ihn Eure Huldigung empfängt? Geht zu ihm, wenn's Euch gelüstet, eidbrüchig zu werden. Ich weiche nicht. In dieses Land bin ich gerufen und ich bleibe. Noch finde ich einen Weg zu meines Volkes Herzen, verläßt mein Adel treulos seinen König. Mein Volk soll richten über Euch!“

„Das Volk beugt fromm sich dem Spruche eines Hohen-

ren," erwiderte der Kanzler. „Entsage einer Krone, König Otto, die Gottes Stellvertreter selber von Deinem Haupte nimmt als eine zu schwere Last, auf daß Ungarn endlich seinen Frieden finde. Noch kannst Du's ehrenvoll, noch kannst Du als ein Opfer bieten, was bald Nothwendigkeit erheischt. Denn der Legat des heiligen Vaters rüstet sich zum Einzug in die Königsstadt und mit sich führt er Weisung an Dich, ohne Fehde und Groll der Ungarn Krone in die Hand des Karl Robert von Anjou zu geben.“

„Und wenn ich mich weigere?“ Otto's Stimme drohte zu versagen. „Wenn ich dies Schwert dem Pergament entgegenhalte?“

„Kannst Du mit der Materie den Geist zerstören, König Otto?“ mahnte der Kanzler ernst. „Hör' auf uns, König Otto, noch ist's Zeit, drei Tage noch, am vierten zieht der päpstliche Gesandte ein; legst Du freiwillig Deine Macht in seine Hand, die des heiligen Vaters Brief mit aller Vollmacht ausgerüstet, ersparst Du Dir das Loos, das einen ungetreuen Sohn der Kirche trifft. Wir harren Deines königlichen Bescheides bis dahin still und in Treue.“

Mit diesen Worten verneigte sich der Kanzler tief, mit ihm die anderen edlen Boten. Dann, ohne eine Antwort König Otto's, ohne abzuwarten, bis er sie entlassen, entfernten sie sich durch die Hauptthüre. Auch Jago v. Freyhlich war verschwunden, Keiner hatte auf ihn geachtet, Keiner vermischte ihn. Kaum hatte sich hinter Jenen die Thüre geschlossen, als Emmerich zu Otto's Füßen kniete, der wie gebrochen auf seinen königlichen Sitz zurückgesunken war. In glühenden Worten sprach er seinen Unwillen über diesen

Abfall des Adels aus und suchte den Freund zu trösten und aufzurichten.

Endlich hatte Otto sich gefaßt. „Steh auf, mein Emmerich, Getreuer,“ sagte er schmerzlich bewegt, „und laß mich allein mit mir selber; laß erst zur Ruhe sich klären, was jetzt noch in mir tobt und gährt. Geh', Frieden brauch' ich, Frieden vor Allem.“

Er reichte dem jungen Manne seine Hand, Emmerich drückte innig seine Rippen darauf, dann ging er schweigend. Noch aber war sein Schritt nicht verhallt, als es sich hinter der Estrade regte, und plötzlich, bisher von des Königsfizes hoher Lehne verborgen, trat Jago v. Freyhlig vor Otto's Blick.

Des Königs Auge flammte zornig auf, aber schon hatte der von ihm begünstigte Mann das Wort ergriffen.

„Verzeihe Deines Dieners Dreistigkeit,“ sagte er demuthsvoll, „doch treue Anhänglichkeit ist ihr Grund. Getäuscht hast Du Sereny's sanfte Seele, getäuscht Dich selber, König Otto. Frieden brauchst Du nicht, Du bist kein Mönch, der die Hand küßt, die ihn schlägt; was Du bedarfst, ist Rache.“

In majestätischer Würde richtete sich Otto empor. „Kein Mönch bin ich,“ erwiderte er, „doch will ich nimmermehr ein Nero sein. Was eines Wittelsbacher's Ehre heißt, kann nur ein Wittelsbacher selber sich berathen, und wie zu Emmerich, spreche ich zu Dir jetzt: gehe!“

Aber Jago wich nicht. „Nicht der Verleitung zu niederen Gefühlen zeihe mich, königlicher Herr,“ fuhr er fort, „im Triumph über Deine Feinde liege Deine Rache. Und

diesen Triumph, der Dir die Krone sichert, ihn komme ich Dir zu bieten, ich bin der Bote des Woiwoden Ladislaw, Deines Vasallen, des Herrn im fruchtbaren Bergland Erdely,*) des Führers tapferer Schaaren, des Gebieters unermesslicher Reichthümer. Zu Deinem Dienste stellt er was er besitzt, sich selber; hier seine Botschaft, überzeuge Dich selber."

Mit diesen Worten überreichte er kniend dem König ein mit großem Wachsfiegel geschlossenes Schreiben; Otto zauberte, es zu nehmen.

"Wessen soll ich mich von einem Manne versehen," sagte er, „der es bis jetzt verschob, mir den Vasalleneid zu leisten, der mir Hilfe versagte, wo ich sie bedurfte wider meine Feinde im Aeußeren und im Inneren meines Reiches?"

"Also that er, weil Klugheit die Leiterin seines Handelns war," entgegnete Jago geschmeidig. „Um Dich mit seiner ganzen Macht in diesem Augenblick, den er voraus sah, zu schützen, trug er bis jetzt der Laune Maske. Folge seinem Worte, König Otto, thue, was er Dir rath!"

Der Herrscher hatte den Brief erbrochen, zum zweiten Male überlas er seinen Inhalt. Die Unentschlossenheit seiner Seele prägte sich in seinen Zügen aus. Nun blickte er ernst auf den Gesandten des Woiwoden. „Ihr kennt den Inhalt, Freylich?"

"Ja, Herr und König. Ladislaw ladet Euch ein, Stuhlweissenburg heimlich zu verlassen und Euch in seine Burg, wo Alles zu Eurer Aufnahme bereitet ist, zu be-

*) Das heutige Siebenbürgen.

geben. Dort sammelt er seine Macht, von dort aus ruft er Ungarn auf für Eure Sache, von dort aus lenkt Ihr den Blitz, der Euch zerschmettern sollte, auf Eurer Feinde Haupt.“

„Ein Ausweg der Verzweiflung,“ meinte der König sinnend, „und doch der einzige, wenn nicht neue Truglist mich umgarnt. Kommt heute Abend wieder, Freyhitz, mit Sereny will ich überlegen und dann entscheiden.“

„Mit dem Sereny?“ wiederholte Jago, „dann kenne ich schon jetzt den Bescheid. Mißtrauisch, furchtsam ist seine stets für Euch besorgte Seele, er wittert überall Gefahr, Verrath. Folgt Eurem Gefühl allein, hoher Herr, ohne lange mit Anderen zu berathen: sobald es dunkelt, verlassen wir auf schnellen Rossen verumumt den Palast und unerkannt die Stadt. Keiner soll wissen, wo Ihr geblieben seid; gönnt Euren Feinden den Triumph für kurze Zeit, daß Ihr hilflos und von Allen verlassen heimlich geflohen, desto glänzender werdet Ihr siegen und desto sicherer Jene überraschen. Selbst Euer Emmerich darf nichts erfahren, wenigstens eher nicht, als bis die Stadt hinter uns liegt.“

Schon blickte es hoffnungsfreudig auf in des Königs Auge. Seinem raschen, zum Ungewöhnlichen geneigten Sinne entsprach der Vorschlag Jago's. Daß der Plan dem vorsichtigen Freunde vorläufig ein Geheimniß bleiben sollte, mißfiel ihm selber nicht, wußte er doch, daß Emmerich's Meinung nimmer mit seines Herzens geheimstem Wunsch, sich die Königskrone um jeden Preis zu erhalten übereinstimmen konnte. Und mehr und mehr umspann das Wort des Verführers das willige Ohr des Königs, und

als die frühe Dämmerung mit ihrem Schatten nieder sank, verließen zwei Reiter in dunklen Mänteln, von einem einzigen Bewaffneten gefolgt, die Königsstadt.

An Jago Freyhil' Seite zog Ungarns Herrscher gen Siebenbürgen, der Ladung seines mächtigen Vasallen folgend. Verzweiflung allein konnte einen Entschluß wie diesen erklären, ein Verzweifelter hatte ihn gethan, wie der Ertrinkende nach einem Strohalm greift.

Für den getreuen Emmerich Sereny hatte Otto ein Brieflein zurückgelassen mit der Weisung für seinen Kammerdiener, letzteres erst am nächsten Morgen in des Grafen Hand zu legen. Ihn selber fand des jungen Tages Grauen weit entfernt; rasch, ohne Unfall gelangte Otto mit seinem Begleiter in's Nachbarland. An seines Gebietes Grenze harrete der mächtige Voivode, durch Jago benachrichtigt, seines königlichen Gastes. Mit Aufbietung glänzender Pracht empfing er Otto als Vasall, der seines Gebieters Kommen ehrt, aber bei allem Glanz, bei allen Versicherungen der Treue, von denen der Mund des Siebenbürgener Edlen, eines kleinen, listig blickenden Mannes an der Schwelle des Greisenalters, überfloß, war dem Könige nicht wohl um's Herz. Ihn war's, als sähe er stets das milde Antlitz seines Freundes Emmerich mit stillem Vorwurf im Blick. Zum ersten Male überkam ihn das Gefühl der Verlassenheit mit ganzer Macht, trotz aller Huldigungen, die seinem Ehrgeiz schmeichelten. Doch kein Zurück gab es für ihn, gewaltsam bannte er die Erinnerung von sich, weiter ging es zur Burg des Ladislaw, der mächtigen, den Stürmen der Feinde wie der Elemente Trotz bietenden Feste.

Und als der Zug, den König mit seinem Wirth an der Spitze, gefolgt von zahllosen Rittern und Reifigen, dem Thore nahte, das zum Empfange weit geöffnet war, da flatterte wie zum festlichen Willkommengruß auf des Thurmes höchster Spitze ein mächtiges Banner im Winde; empor blickte der König und mit einem Ruck hielt er sein Roß an, daß es sich hoch aufbäumte.

„Erklärt mir, Woiwode Ladislaw,“ sagte er mit lauter Stimme, indem er in die Höhe zeigte, „wie deutet Ihr mir dieses Banners Wappen und Farben? Sie sollten die meinen, die des Königs sein, denn so erheischt es Brauch und Pflicht, wenn ein Vasall seinen Herrscher in sein Haus führt. Ich sehe Ungarns Landesfarben, aber andere Zeichen als die meines Hauses sind beigefügt.“

Dicht an das Roß des Fragenden lenkte der Woiwode das seine, während das bewaffnete Gefolge Wirth und Gast dicht gedrängt umgab.

„Erklären will ich, was Euch zu wissen frommt,“ lautete die Antwort und bitterer Hohn klang aus den Worten des Woiwoden; „wohl ist Ungarns königliches Banner auf meiner Burg sichtbar zum Zeichen, daß ich Land und Leute zu Lehen trage von Ungarns Herrscher. Doch nicht Ihr seid dieser Herrscher, Otto von Bayern, als solchen habe ich Euch nimmer anerkannt. Jene Zeichen dort oben sind die Karl Roberts von Anjou, und ihm führe ich Euch zu als Beweis meiner Treue, als Unterpfand, das mir den höchsten Einfluß sichern soll, die erste Stellung an des Thrones Stufen. Ihr aber seid mein Gefangener!“

Fast keine Hand war in der Umgebung des Woiwoden,

die bei diesen Worten nicht am Schwerte ruhte, denn Jeder erwartete von Seiten des verrathenen Fürsten eine That der Gewalt, der Verzweiflung. Nichts jedoch erfolgte. Und als sich das edle Haupt schweigend beugte, da zuckte es in bitterer Beschämung durch das Herz manches Ritters. Jago v. Freyhitz aber war verschwunden, als fürchte er den Blick des von ihm verrathenen Mannes, doch Otto wandte nicht das Haupt. Kein Laut des Zornes oder der Klage kam aus seiner Brust, ein Seufzer nur, ein einziger, ein Name: „Emmerich!“

5.

Der Denz war gekommen, mit ihm erwartete Ungarn aus Welschland seinen neuen König, Karl Robert von Anjou, in dessen Namen ein Ausschuß des Adels, den Siebenbürgener Woitwoden Ladislaw an der Spitze, bis dahin das Land verwaltet hatte. Nur Wenige gab es im weiten Reich, die wider den Berufenen das Wort erhoben, Keiner das Schwert, am wenigsten für den entthronten Herrscher Otto, den behörten Mann, welchen einer Königskrone trügerischer Schimmer von seiner Heimath Frieden fort in die Ferne gelockt hatte. Im Volke nur ward seiner noch gedacht; die Deutseligkeit seines Wesens, seiner Erscheinung Hoheit hatte ihm der Menge Herzen gewonnen, aber die geflissentlich von seinen Gegnern verbreitete Kunde, König Otto habe in feiger Flucht sein Reich verlassen wollen, um von den Türken, den Erbfeinden der Christenheit, Beistand zu erlangen, mußte das Gefühl der Anhänglichkeit in Verachtung wenden, und erst als das Gerücht die Wahrheit ahnen ließ, als es sich

offenbarte, daß Trug und List ihn in die Gefangenschaft gelockt, da murrte das Volk und der gemeine Mann erköthete vor der That seiner adeligen Herren.

Doch das Volk hatte in Ungarn keine Macht und bloßes Mitleid öffnet keine Riegel der Gefangenschaft. Der Lenz war gekommen und noch immer verweilte Otto von Bayern in des Woiwoden Burg.

Freilich kein finsternes Verließ umschloß ihn, wie es im Volke hieß, sondern zwei Gemächer im hohen festen Thurm, an des Schlosses rechter Ecke bildeten, allerdings wohl verwahrt durch Stangen und Riegel, des gefangenen Herrschers Wohnung. Dürftig, doch nicht unwürdig war ihre Ausstattung, aber immerhin war es ein Gefängniß, das Otto umschloß, und, wie er selber sich bekennen mußte, nicht ohne seine eigene Schuld. Sein Ehrgeiz, das allzu gläubige Vertrauen hatte ihn im Sturm erregter Leidenschaft der wahren Freundschaft Warnungsstimme mißachten lassen.

Er hatte diesen begangenen Fehler gesühnt, davon zeugten die Silberfäden, die hin und wieder sich durch das volle braune Haupt- und Barthaar zogen, milder war der Ausdruck seiner Züge geworden, ohne ihrer Hoheit, ihrer Würde Eintrag zu thun, milder des verrathenen Königs Sinn; aber ungebeugt war sein Geist geblieben, ungebeugt seine Haltung Jenen gegenüber, denen seine Demüthigung eine Lust erschien.

Zu ihnen gehörte in erster Reihe Jago v. Freyhilz, dem in des Woiwoden häufiger Abwesenheit das Hüteramt des Schlosses und seines Gefangenen von Ladislaw übergeben war. Zu jenen Zeiten warf er dann die Maske vollends

ab, die er am Hofe zu Stuhlweißenburg getragen. Aus dem, wenn auch plumpen Gesellen, der dem Becher und einem derben Spaß hold, sonst aber ohne Trug und Arglist schien, war ein Wüstling geworden, dessen Freude es war, eines edlen Geistes trübe Stunden durch Rohheit und Lücke noch trüber zu gestalten.

Es ging zu Mittag, ein geschäftiges Leben herrschte auf den Höfen der Beste; wechselseitig riefen sich die Knechte zu, blankgeputzte Hellebarden leuchteten im Sonnenschein, dort wurden Pferde gestriegelt und gezäumt. Dazwischen erschallte vom Mittelflügel der Burg, dem Herrensitze, schmetternder Fanfaren Klang, und Rossesgewieher und Getrappel wie von ankommenden Reiterchaaren drang seit geraumer Zeit zu des königlichen Gefangenen Ohr.

Nicht achtete Otto auf all' das Lärmen; am einfachen Holztisch saß er und schrieb, dorthin richteten sich seine Worte, wohin des geläuterten Herzens ganze Sehnsucht ihn zog — nach Bayern. An Herzog Stephan, seinen Bruder und Vertreter, war der Brief gerichtet; ihn wußte er treu und treu sein angestammtes Land. Vergebens hatten beide das höchste Lösegeld für den Gefangenen geboten — wie konnte Gold dem Ehrgeiz des selber unermesslich reichen Woivoden genügen?

Ein Kiegel klirrte, die Thüre öffnete sich und ein Mann in der Tracht eines freien Dienstmannes, das Haar lang wallend, an der Linken das kurze Schwert, betrat das Gemach Otto's.

In den breiten, verwitterten Zügen des etwa Fünfzigjährigen lag ein Ausdruck der Gutmüthigkeit und Gerad-

heit, der dem slavischen Typus sonst wenig eigen. Und Stanislaus Hunjodz entstammte in der That keinem Slavenblut, von deutschem Stamm war er, eingewanderter Freisassen Enkel, und dieselbe Heimath wie den Fürsten, dessen Wächteramt ihm Jago Freyhlich übertragen, hatte seine Wiege in der zarten Kindheit Tage geschirmt — das Bayerland.

Otto wandte ein wenig das Haupt zur Seite, seine Blicke hellten sich auf, da er des Eintretenden ansichtig ward.

„Du bist's, Stanislaus,“ sagte er, in seiner Beschäftigung innehaltend, „ein Anderer pflegte sonst um diese Stunde hier zu erscheinen, sich zu vergewissern, daß seines elenden Verrathes Opfer noch vorhanden. Dein ehrliches Antlitz thut mir wohl wie die warme Frühlingssonne, die in mein Gemach scheint, als wolle sie den Gram von mir verschrecken.“

„Der Junker v. Freyhlich wird heute wohl Euch nimmer heimsuchen, edler Herr,“ meinte der Hüter. „Es herrscht gar reges Leben heute in der Burg und in der Halle schmausen und jubiliren sie schon seit dem Morgen. Aus Nah und Fern kommen die Gäste, die unser Gebieter geladen, denn Sendboten aus Welschland sind angelangt, gar erlauchte Herren, des Königs Nahen zu verkünden, als dessen Vasall sich unser Herr bekennt. Ehe der Mond gewechselt, ist er in Ungarn. Schon rüstet man zu seinem Einzug festlich in Stuhlweißenburg.“

„Und ich im Siegeszug des Triumphators!“ kam es über Otto's Lippen. „Darius vor Alexander — schlimmer noch — eher den Tod als diese Schmach.“

Näher an den Gefangenen trat der Wächter heran, ihm war das Selbstgespräch des Königs natürlich unverständlich geblieben.

„Schaut nicht so trübe, edler Herr,“ sagte er zutraulich; „in tiefster Seele leide ich, wenn ich Euch so sehen muß.“

„Du bist brav und bieder,“ entgegnete Otto freundlich, „manche gute Stunde verdanke ich Deinem treuen Sinn.“

„Ich möchte auch heute Euch eine freundliche bereiten, Herr,“ fuhr Stanislaus fort. „Seit gestern weilst ein vielbelobter Troubadour aus fränkischen Landen als Gast des Woiwoden hier. Von Burg zu Burg zieht der überall gern gesehene Sänger, und bei der Tafel soll er mit Gesang und Lautenspiel die edlen Herren unterhalten.“

Otto horchte auf. „Was soll mir der Troubadour?“ fragte er. „Will man mich etwa zum Zuhören in die Halle laden?“

„Das wohl nicht,“ meinte der Wächter, „doch weiß ich, wie Euch Gesang erfreut, wie gern Ihr's hört, wenn unten die Knappen ihre Weisen singen. Wie wäre es,“ — ein schalkhaftes Lächeln verzog das breite, gutmüthige Gesicht — „wenn ich, während die Herren nach der Tafel des Bechers Freuden zusprechen, Euch den Sänger brächte, daß er Euch aufheitere mit seinem Lied?“

Die Röthe freudiger Ueberraschung färbte des Königs Antlitz. „Hohe Freude danke ich Dir,“ rief er, „doch wird der Troubadour sich willig weisen, einem Gefangenen heimlicher Weise des Liebes Trost zu spenden? Wird er nicht den Zorn des Woiwoden fürchten, die Rohheit seines wüsten Günstlings Jago?“

„Wer achtet auf sein Kommen, wenn ich ihn in einem geeigneten Augenblicke zu Euch führe und dann Wache halte, jede Ueberraschung zu verhindern! Er ist aus gutem fränkischen Geschlecht, schon längst hat er der Jugend Jahre hinter sich. Ein Zufall führte mich mit ihm zusammen, ich zeigte ihm die Burg, von Euch redete ich, da wir am Thurm vorüber kamen. Und da ich ihn theilnahmsvoll sah, wagte ich meine Bitte um Euretwillen.“

Nach kurzem Aufenthalt verließ der Hüter des königlichen Gefangenen Gemach; eine Beute höchster Aufregung blieb Otto zurück. Eine Ahnung, so kühn, so abenteuerlich, daß er selber vor ihr erschrak, durchblitzte seine Seele, er wollte sie bekämpfen, seinen Geist in andere Gedanken zwingen, es gelang ihm nicht, unvollendet blieb das Schreiben an Herzog Stephan, seinen Bruder.

Während des ganzen Tages blieb der Gefangene von dem Besuch des Jago v. Freyhitz verschont. Der Junker mochte heute wohl wenig Zeit und Lust haben, sich aus den festlichen Hallen zu entfernen, in denen schon seit früher Morgenstunde die Becher kreisten und die Würfel rollten. Bis zu Otto's Ohr drang der wüste Lärm, sich steigierend, je mehr der Tag sich zum Ende neigte.

Dämmerung senkte sich rings über die Lande, des Tages reges Treiben verstummte in den Höfen, vom Mittelflügel der Burg her dagegen leuchtete es auf im Glanz der Fackeln — da drängte es sich zu üppigstem Genuß in den weiten Räumen und Gängen, und wer nicht mitgenießen durfte, wollte wenigstens schauen.

Einsam war es um des Gefangenen Wohnung gewor-

den und in ungeduldiger Erwartung harrte Otto, daß der alte hiedere Wächter sein Versprechen einlöse. Endlich — eben brauste aus der Ferne Jubelschall und schmetternder Fanfaren Klang herüber — naheten sich leise Tritte, vorsichtig wurde der Kiegel zurückgeschoben und flüsternd kündete die Stimme des alten Stanislaus: „Ich bringe ihn, sobald Gefahr droht, klopfe ich; auf dem Außengange halte ich Wache.“

Er verschwand und an seiner Stelle erschien der Troubadour auf der Schwelle. Das Licht der Dellampe, die an einer Kette von der Wölbung des Gemaches herniederhing und dem Raume kärgliche Helle spendete, beleuchtete die mittelgroße Gestalt des Eintretenden. Ein dichter Vollbart, silberstreifig wie das lang wallende braune Haupthaar, umrahmte das Antlitz, ein dunkler Mantel verhüllte vollständig seine übrige Tracht. Sein Instrument, die Laute, hielt er in der Rechten; so trat er mit tiefem, stummem Gruß dem Könige gegenüber.

Otto schaute ihn an und schaute wieder, er wollte bekannte Züge in diesem Antlitz finden und schalt sich selber thöricht darob.

Nun hub der Fremde mit lauter Stimme an zu reden, so daß der alte Stanislaus draußen jedes Wort vernehmen konnte; fremd klang seine Weise und doch durchschauerte der Ton dieser Stimme des Königs Seele. Der Sänger sprach seine Theilnahme an dem Geschick des Gefangenen aus und den Wunsch, durch seine Kunst ihm Erheiterung zu gewähren. Aber schon bei den ersten Worten war ein Bittelchen in des Königs Hand geglitten, das in lateini-

scher Sprache die Weisung enthielt, seiner Ueberraschung keinen lauten Ausdruck zu geben, und während der Troubadour weiter redete, langsam, un gelenk, wie der fremden Sprache Worte suchend, sank der Bart vom Antlitz, das künstliche Haar vom Haupte, von den Schultern der Mantel, mit Aufgebot seiner ganzen Willenskraft unterdrückte Otto den Freudenruf — Emmerich Sereny war's, von dem seit Monden keine Kunde an sein Ohr gelangte, der ihm gegenüberstand.

Nun griff der Troubadour in die Saiten seiner Laute, in feierlichem Rhythmus sang er mit gedämpfter Stimme, daß kein Laut nach außen in's Freie dringe und doch dem Ohr des Hüters auf dem Gange noch vernehmbar sei; wie ein Trost in Tönen klang es dem auf seinem Posten laufenden Stanislaus — verstehen konnte er freilich den Inhalt nicht, denn in lateinischer Sprache, der Weltsprache jener Zeit, waren die Worte. Desto besser verstand sie Otto. Emmerich aber sang:

„Keinen Augenblick verliere, willst Du nicht uns Beide verderben, Deine Rettung ist Bedingung der meinen. Sorge nicht um mich. Nimm Bart und Haar, mir äußerlich zu gleichen, in meinen Mantel hülle Dich, die Laute nimm und unter der Larve, die mich barg, verlaß diese Stätte. Gelingt es Dir, unbemerkt in den Hof zu gelangen, so wisse, daß hart am Thurme ein Pfortchen in's Freie führt. Im nächsten Dickicht wechsele Dein Gewand, doppelt ist der Mantel und das Nöthigste enthalten seine Taschen. Nimm dies Papier,“ fuhr er fort, „ein Wegzeiger Deiner Flucht ist dieses Blatt, zur Heimath weist es Dich, auf weiten

Pfaden freilich — jögere nicht," endete er dringend, „sieh Gottes Fügung in dem Glück, das leichter, rascher, als ich je gehofft, uns diese Stunde gönnt. Geschworen habe ich, über Dich zu wachen, geschworen Gott und mir — und ihr! Willst Du mich untreu machen?"

„Emmerich," flüsterte Otto, da der Sänger innehielt, als schöpfe er Athem zu einem neuen Liede, die Pause aber benutzte, um hastig an dem Gefangenen die angedeutete Umwandlung zu vollziehen, „frei — die Möglichkeit, der Schmach zu entrinnen, ohne des Selbstmordes Sünde auf mein Haupt zu laden, und doch, Dich zurücklassen, Dich, den Treuen, Geliebten, preisgegeben dem Grimm des Woiwoden, der Rohheit des elenden Freyhlig —"

„Sorge nicht und flieh," gab Emmerich ebenso hastig zurück, „für meinen Schutz ist gesorgt, Du aber schuldest Dich Deinem Lande und Deinem Hause!"

Mit geschäftiger Hand hatte er die Metamorphose vollzogen, das Barett drückte er auf seines königlichen Freundes Haupt, das durch den falschen Bart und Haarschmuck gänzlich unkenntlich gemacht war. Da wehrte Otto abermals dem Freunde.

„Und wollte ich auch Dein Opfer annehmen, da Du mir sagst, für Deinen Schutz sei gesorgt, so hält mich doch ein anderer Umstand zurück. Meine Flucht brächte sicherlich den wackeren Alten, der Dich zu mir geführt, in Noth und Bedrängniß — ich kann und darf sein Vertrauen nicht mißbrauchen!"

Er hielt inne, hastig kam es draußen über den Steingang, ein einzelner schwerer Tritt. Emmerich erschrak, auf

diesen Einwand seines Freundes war er nicht gefaßt gewesen; er kannte nur zu wohl Otto's unbeugsamen Sinn und wußte genau, daß er ihn unter solchen Umständen nicht zur Flucht bewegen würde. Emmerich nahm daher in diesem entscheidenden Augenblicke seine Zuflucht zu einer Nothlüge.

„Der alte Stanislaus weiß Alles,“ flüsterte er hastig, „doch soll dieses Einverständnis Dir selber aus Gründen, die Du später erfahren sollst, ein Geheimniß bleiben, handle also, als ob es gelte, seine Wachsamkeit zu täuschen.“

Schnell warf er sich nach diesen Worten auf Otto's Lager, im nächsten Augenblicke öffnete sich die Thüre und der Wächter trat in das nur vom Dämmererschein der Lampe erhellte Gemach. „So, nun ist's genug,“ sagte er, „vielleicht bringe ich ein anderes Mal wiederum den Sängersmann zu Euch in's Gemach, jetzt muß er fort. Nur schnell, denn ich weiß doch nicht, ob ich recht gethan, eigenmächtig, ohne den Herrn erst gefragt zu haben, so zu handeln. Kommt nun, Herr!“

Er berührte den Mantel des vermeintlichen Troubadours, um zur Eile zu mahnen. Otto's Blut wallte fieberhaft, wie ein Schwindel überkam es ihn — spielte dieser Mann wirklich eine Rolle, war diese plumpe, ehrliche Natur fähig, sie zu spielen?

„Geht“ — vom Ruhebette in der Nische her klang es und seiner eigenen Stimme Eigenthümlichkeit glaubte er zu hören — „geht mit meinem innigsten Dank!“

Völlig vom Schatten geborgen hatte Emmerich auf dem mit Otterfell bezogenen Lager Platz genommen und sich

mit dem leichten weißen Mantel zugedeckt, den Abends der König zu tragen pflegte, so daß von seinen Zügen fast nichts zu sehen war. Sein Herz pochte bis zum Zerspringen. Er wußte nur zu wohl, was schon in diesem Augenblick auf dem Spiele stand.

Doch Alles schien gut zu gehen und der Wächter nichts von der vorgenommenen Verwechslung zu ahnen. „Kommt!“ wiederholte er noch einmal, selber auf den langen, fast im Dunkeln liegenden Steingang voraustretend und dann hinter dem ihm folgenden vermeintlichen Troubadour das Gemach außen wieder verschließend.

Raum hatte sich die Pforte geschlossen, so stürzte Emmerich zu derselben hin, um starren Auges, athemlos zu lauschen; er hörte, wie die Tritte der beiden Männer sich entfernten, nun waren sie verhallt, Stille rings und Einsamkeit. Auf seine Kniee sank Sereny, empor hob er die Hände in brünstigem Gebet. „Schütze ihn, Allmächtiger,“ flehte er, „und Du, Keine, Holde, wenn Du noch nicht vergessen die erste süße Regung Deiner erwachenden Seele, bete für ihn in dieser Stunde!“

Eine Viertelstunde später hatte der Getreue, als er draußen die Tritte des Wächters nahen hörte, schnell wieder dieselbe Stellung angenommen, in der Stanislaus ihn vorhin gesehen. Mit dem Eintritte des Alten verbreitete sich ungewohnte Helle in dem nur mittelgroßen Raume, seine Hand trug eine brennende Wachsfackel, die er in einen zu diesem Zweck an der Mauer befestigten Eisenring steckte.

„Der Troubadour ist fort,“ sagte er während dieser Beschäftigung, indem er einen flüchtigen Blick nach dem Ruhebett im Hintergrunde warf; „als ich ihm gute Nacht bot am Ausgang des Ganges und ihm wies, wohin er sich zu wenden, sagte er mir, er wolle ungestört noch außerhalb des Burgringes ein Weilchen frische Luft schöpfen. Dabei drückte er meine Hand — ich fühl' es noch — das war ein Druck, der mehr nach dem Schwert schmeckte als nach der Laute, meine ich.“

Der Alte schwieg, als er warte er eine Antwort — sie erfolgte nicht.

Er hatte die Fackel befestigt und trat näher.

„Guch künde ich eine Botschaft, die Euch wenig freuen mag,“ fuhr er fort; „man bringt mir eben Nachricht aus der Herrenhalle. Des neuen Königs Abgesandte wollen Euch sehen — der Junker Freyhitz hat sie auf die Idee gebracht — seid ihres baldigen Kommens gewärtig und — einer bösen Stunde.“

„Ich bin's!“

Emmerich hatte sich emporgerichtet, ruhig stand er dem getäuschten Wächter gegenüber, jeden Augenblick eines Ausbruches roher Wuth gewärtig. Doch nichts dergleichen erfolgte zu seinem Erstaunen, vielmehr fragte Stanislaus nur, dem Grafen fest in's Auge sehend: „Was ist er Euch, daß Ihr Euch für ihn opfert?“

Diese unerwartete Gelassenheit machte den jungen Mann fast bestürzt. „Mein Freund,“ erwiderte er dann, „mein Fürst ist er! Ich habe geschworen, ihn zu retten und ihn seinem Lande und seinem Volke wiederzugeben.“

Der Wächter entgegnete: „Bayrischen Stammes bin auch ich und sage Euch: nicht werth ist Jener eines solchen Opfers, unedel ist sein Sinn, denn ich habe ihm vertraut und er hat mich durch seine Flucht betrogen. Auf ein gutes Wort wartete ich, es kam nicht, er freute sich meiner vermeintlichen Blindheit und schied schweigend. Hätte ich nicht an das Walten unseres Herrgottes geglaubt, es wäre ihm nicht so leicht geglückt, zu entkommen!“

Mit beiden Händen faßte Emmerich die harte schwielige Hand des Kriegsmannes. „Du thust ihm Unrecht, Stanislaus,“ sagte er bewegt, „ich habe ihn zur Flucht beredet, indem ich ihm vorspiegelte, Du seiest in's Vertrauen gezogen und würdest Dich aber ihm gegenüber — aus Gründen, die er später erfahren sollte, wenn Zeit dazu wäre — unwissend stellen und Deine Rolle als Wächter weiter spielen. Die Noth zwang mich zu dieser Unwahrheit, die ich jetzt mit meinem Leben zu sühnen bereit bin; nimmermehr aber hätte Otto sonst dies Gemach verlassen. Verzeihe Du mir und habe Dank, Du Wackerer; kommst Du aber nach Bayern, so wird Dir mein Herzog Otto nicht allein für sich, er wird Dir auch für Emmerich Sereny lohnen, wenn Du ihm dessen Gruß bringst.“

Mit sichtlicher Freude hatte der Wächter des jungen Mannes Mittheilung gelauscht. „Wer weiß, was unser Beider harret,“ erwiderte er. „Nun aber, es komme wie es wolle — jetzt reut es mich nicht, daß ich vorhin mein Auge schloß zu dem, was ich als Willen Gottes betrachtete. Hättet Ihr Euch an mich gedrängt, mit List oder mit Versuchung mich zur Untreue gegen meinen jetzigen

Herrn zu verleiten, nimmer hätte ich Euch zu dem Gefangenen gelassen! So aber, da ich selber es war, der Euch zu ihm führte, ohne zu ahnen, welche Verantwortung ich damit auf mich lud, und als ich vorhin bei meinem Eintritte den in mir plötzlich erwachten Verdacht bestätigt und die Vertauschung schon geschehen fand, da war's mir, als müsse es so sein, als sei ich ein Werkzeug in der Hand des Herrn. Ich stellte mich blind und ließ die Flucht geschehen."

Ein lautes Geräusch auf dem Gange draußen unterbrach seine Worte. „Sie kommen!“ sagte er hastig. „Jetzt gilt's, für unser Thun einzustehen mit Leib und Leben.“

Ein Durcheinander von Stimmen ertönte, rohes Lachen, Sporenklang und das Gerassel nachschleppender Säbel. Weit öffneten sich die Thüren des Gemaches, blendende Helle ergoß sich in das Innere desselben, sie stammte von den Fackeln in den Händen der Edelknaben, die dem Gebieter und seinen edlen Gästen voranleuchteten. Allen voran drängte sich Jago v. Freyhitz, er war in reichem Waffenschmuck, dem festlichen Tag zur Ehre, aber die unverkennbare Wirkung beginnender Trunkenheit, von der die verglasten Augen, das geröthete Antlitz Zeugniß ablegte, machte seine Erscheinung unhold und widerwärtig. Freilich war wohl keiner der Edlen von den Folgen des schweren Bechgelages frei geblieben — galt ein Mauth doch damals auch eher als Manneszier, denn als Manneschande — selbst der Wojwode hielt sich für verpflichtet, mit gutem Beispiel seinen Gästen vorzuleuchten.

„Erhebe Dich, Otto von Bayern,“ rief Jago mit lauter

Stimme, „um König Karl Robert's eble Boten zu begrüßen; sie sollen sich überzeugen, daß Jago Freylich wohl sein Hüteramt versteht und werth ist der Huld, des Lohnes der Majestät, wie seines edlen Herrn Ladislaw Gunst.“

Entgegen trat ihm Emmerich. „Selbst ihrer bist Du nicht würdig,“ sagte er mit klarer Stimme; „was Dein Verrath gesündigt, hofft meine Treue gutgemacht zu haben — Gott schütze Otto's, meines Freundes, meines Herzogs und Königs Pfad! Unschuldig ist jedoch — laßt mich es gleich hinzufügen — dieser wackere Alte hier an der Flucht des Königs, denn ich betrog ihn, wie ich Euch betrog. Als Troubadour lehrte Emmerich Graf v. Sereny bei Euch ein, im Herzen unter falscher Larve, falschem Kleid nur den einen glühenden Wunsch hegend, den hinterlistig ohne Recht gefangenen Fürsten zu befreien. Unter jener Maske gelangte ich an diese Stätte, und unter derselben glückte meinem Fürsten und Freunde seine Flucht. Statt seiner habt Ihr mich jetzt als Gefangenen!“

So innig, so edel klang Emmerich's Ton, so einfach würdig erschien seine Haltung, daß der Eindruck beider auf die Versammelten nicht ausblieb, ein Gefühl wie Nührung beschlich die Seelen, die ihm in ihrer weinseligen Stimmung wohl noch leichter zugänglich waren als sonst.

Nur Jago kannte keine Weichheit, in Scham und Leidenschaft erglühete sein Antlitz purpurn. Mit einem wüsten Fluch riß er den Dolch aus der Scheide, die an silberner Kette vom Gürtel des Wammes herniederhing, und hoch die tödtliche Waffe schwingend, machte er Miene, sich auf Emmerich zu stürzen, der ihn ebenso gefaßt erwartete, als

er vorhin dem erwarteten gerechteren Zornerguß des Stanislaus entgegengesehen. Aber die Hand des Woiwoden hielt des Junkers Arm.

„Halt ein!“ befahl Ladislaw, „kein Blut soll fließen an dem Tage, da meines Hauses Dach die Gesandten meines Königs birgt. Nicht dieser ist schuldig,“ fuhr er unter dem erwartungsvollen Schweigen der Anwesenden fort, auf Emmerich deutend, „was er gethan, ist ritterlich; er sehe, daß auch in Erdely der Edelmuth Schutz findet und Würdigung. Frei ziehe von hinnen, Emmerich Sereny, Jenem nach, den zwar kein ritterliches Wort zur Haft verpflichtete, der aber doch des Opfers unwerth ist, das Du ihm brachtest, da er Dich zurückließ, ungewissem Schicksal preisgegeben als Deiner Treue Lohn.“

Wie ein Traum dünkte Emmerich, was er vernahm; wohl merkte er aus Ton und Haltung des Woiwoden, welcher Stimmung die Regung der Gnade entfloß, und wußte, keine Zeit war zu verlieren, sollte sie ihm nützen. Tief neigte er sich bis zu des Woiwoden Hand, die er an seine Lippen führte.

„Bessere Troubadoure, wahrere als ich,“ sagte er, „mögen der Nachwelt Eure Großmuth preisen; Otto von Bayern aber scheltet nicht selbstfüchtig und feig. Er willigte nur ein zu fliehen, nachdem ich ihm — gezwungen zu dieser Nothlüge greifend — versichert hatte, für meinen Schutz sei gesorgt, und als ich ihn im Namen seiner treuen Unterthanen und seines Geschlechtes beschwor, mein — wie ich es hinstellte — durchaus gefahrloses Opfer anzunehmen. Hätte er die Wahrheit geahnt — nimmermehr hätte Otto

seinen Kerker verlassen, das schwöre ich Euch bei meiner Ehre!"

"Ich glaube Euch," sagte der Voivode, "aber Otto irrt sich, wenn er meint, mit der Flucht aus meiner Burg auch schon meiner weitreichenden Macht entronnen zu sein. Noch in dieser Stunde lasse ich ihn jagen wie ein Wild; er hat ein Recht, zu fliehen, ich aber mehr als je dasselbe, ihn zu fangen, und halt ich ihn, soll Keiner ihn mir stehlen, bis ich ihn in die Hand des Königs geliefert und er vor Karl Robert's Thron Verzicht gethan auf Ungarns Krone!"

"Mich laßt der Führer der Meute sein," rief Jago glühend, "die ich auf seine Spur hegen will. Ich brenne vor Begierde auf diese Jagd, und Gott sei ihm gnädig, lege ich die Hand auf ihn."

"Du?" rief der Voivode, bei des Junkers Worten vor Zorn bebend, aus. "Du," wiederholte er, "den ich zum Wächter bestellt, und der so lässig seines Amtes waltet, in grober Völlerei der Pflicht der Dankbarkeit vergißt, die er mir schuldet? Wem danke ich diese Stunde? Wem anders als Dir?"

Die Hände des Gescholtenen ballten sich krampfhaft zusammen, da sie nicht an das Schwert fassen durften, wechselnd überfloß Röthe und Blässe sein Antlitz.

"Vergiltst Du so, daß ich Dich gastlich aufnahm," fuhr der Voivode fort, "da Du verkommen und fast verhungert nach langem Wandern in meiner Burg ein Obdach heischtest und Brod von meinem Tisch? Weg mit Dir, gnade Gott Dir selber, findet Dich der nächste Morgen noch in Erdely!"

Er wandte sich zum Gehen, Jago's Hand, den Saum seines Mantels fassend, hielt ihn zurück.

„Vergib,“ sagte er flehend, und deutlich merkte Jeder, wie sauer ihm die geheuchelte Demuth ward, „treibst Du mich fort, wohin soll ich mich wenden?“

„Was kümmert's mich?“ rief Ladislaw, „vielleicht schlachten die Deinen in Breslau, kehrt Du als reuiger Sünder heim, dem verlorenen Sohn ein Kalb zum Willkomm. Fort,“ endete er, sich gewaltsam losreißend, „und Eines noch, hüte Dich, an Diesem“ — er wies auf Emmerich — „Deinen Grimm zu fühlen, Dein Kopf hastet mir für seinen! Er selber aber gehe bald, mein Blut ist erregt, wer weiß, ob ich morgen noch gesinnt bin wie heute!“

Damit wandte er sich und verließ das Gemach, das nun keines Riegels, keines Wächters mehr bedurfte. Mit ihm kehrten die Gäste zurück zu des Festes Hallen, kein Einziger unter ihnen hatte für Jago zu seinem bisherigen Schützer gesprochen.

Bermüdete ein Blick zu tödten wie ein Dolchstich, so hätte das funkelnde Auge des Verstoßenen sicher Emmerich Sereny's Brust durchbohrt, zu dessen Schutz die breitschulterige Gestalt des Hüters sich wie eine Brustwehr hingestellt. Drohend ballte Jener gegen den jungen Grafen die Faust, dann stürzte er unter wüsten Verwünschungen auf den Korridor hinaus.

Zu Emmerich aber trat jetzt der wackere Stanislaus. „Herr,“ sagte er, „hier darf Eures Bleibens nicht länger sein, wohin gedenket Ihr zu gehen?“

„Wohin? Auf Otto's Spur, zu seinem Schutz, den-

selben Pfad, auf den ich ihn gesandt, sich der etwaigen Verfolgung zu entziehen. Auf weitem Umweg zieht er heim zum Bayerlande, wenn es ihm gelingt, die Route einzuhalten, die ich ihm aufgezeichnet: die Walachei, des Polenfürsten Land muß er unerkannt durchwandern, und nimmer darf er rasten, ehe nicht sein Auge den Oderfluß erblickt und sein Fuß den Markstein vom Gebiete des glogauischen Herzogs Heinrich hinter sich gelassen. Der Herzog ist gerecht und gut, wie rings die Kunde geht; zu Breslau kann Otto zuerst sich frei entdecken, wenn es nöthig werden sollte."

"Zu Breslau?" wiederholte der Kriegsmann, „von dort stammt der Jago Freyhilf, dem herzoglichen Geschlecht soll er verwandt und von dort wilder Streiche halber und weil er einen Mann des Herzogs im Jähjorn erschlagen, geflohen sein. Er wird es kaum wagen, heimzukehren, wie unser Herr es im Spott ihm rieth!"

„Und wagt er's dennoch, so darf er mit Otto nimmermehr dort zusammentreffen," rief Emmerich. „Noch heute, in dieser Nacht eile ich seiner Spur nach, Gott wird mich lenken!"

„Und lenken, wenn Ihr eines niederen Mannes Geleite nicht verschmäht," sagte Stanislaus; „ich bin ein freier Mann, und frei ist meine Bahn. Des Lohnes willen thu' ich's nimmer, das weiß Gott, aber mein Herz hängt an dem edlen Herrn, der stets mild und gütig war zu mir — hängt nun an Euch, und eine Sehnsucht ist in mir rege geworden nach Deutschland, meiner Väter Heimath, die ich nie gekannt. Zieht Ihr gen Bayern, Herr, so nehmt mich mit. Ich will Euch treulich dienen!"

„Stanislaus“ — die weiche Natur Emmerich's kam zum mächtigen Durchbruch, mit beiden Armen umfaßte er des Kriegsmannes plumpe Gestalt — „Gott lohne Dir dies gute Wort. Für Deine irdische Zukunft laß mich Sorge tragen, erreichen wir glücklich das Vaterland.“

6.

Dem Schutze Gottes hatte Emmerich's Treue den flüchtigen Freund befohlen, und die Allmacht waltete auch in der That sichtbarlich über Otto von Bayern, sie lenkte sicher seinen Fuß und machte die Anstrengungen seiner Verfolger zu Schanden. Nicht ahnen konnte der Fürst, daß auch Derjenige seinen Spuren folgte, den er als seinen guten Engel pries; nicht wußte er, daß er in der unscheinbaren Tracht eines armen Freyharts (so nannte man die besitzlosen Adelligen, welche durch's Land zogen, um irgendwo angeworben zu werden) vor den Verfolgern, die den auf seine Ergreifung von dem Woiwoden Ladislaw ausgefekten hohen Preis verdienen wollten, fliehend, sich wie vor den Feinden so gleichzeitig auch vor seinem Emmerich verbarg, den mehr als einmal nur eine kurze Spanne des Raumes und der Zeit von ihm trennte.

Nun aber lag hinter Otto bereits die dringendste Gefahr; zum ersten Mal erblickte er des breiten Oberflusses klaren Spiegel, in den der Sonnenball eines Juninachmittags seine Strahlen sandte, daß die Fläche unter ihnen erglühete und aufleuchtete wie flüssiges Gold, zum ersten Mal drangen wiederum deutsche Laute an sein Ohr, des heutigen Schlesiens Grenze lag hinter ihm, wo damals die

Piaistenfürsten herrschten. Des mächtigen Geschlechtes Stamm hatte sich im Lauf der Zeiten zu kräftigen Zweigen gesondert, in Polen saß des Hauses Haupt, der dortigen alten Sprache und Sitte treu; der deutschen Weise war Herzog Heinrich, der Fürst des Landes Glogau, hold, und seiner Hauptstadt Breslau Thürme waren es, die dem ermatteten fürstlichen Wanderer, umwoben von einem Meer des Lichts, entgegenleuchteten wie ein Willkommensgruß.

Nun aber, von der Höhe zu Thal herniedersteigend, verschwanden sie, ein dichtes Gehölz nahm ihn auf, des Waldes Frieden kühlte des Ermatteten heiße Stirn, umsing ihn mit seinem Schatten.

Und der Ruhe bedurfte Otto von Bayern, eines Asyls, an dem er mit Sicherheit sein Haupt bergen durfte, einer Stunde, die ihn nicht zwang, wie die langen bangen Stunden der Wanderschaft hindurch, zu rasten mit wachendem Auge, die Hand am Schwert, in jedem Augenblick verrätherischen Ueberfalls gewärtig; er fühlte, der starke gewaltige Mann, wie die auf's Aeußerste angespannten Kräfte des Körpers wie des Geistes den Dienst zu versagen drohten.

Die Einsamkeit, die Stille um ihn herum that ihm unsäglich wohl. Durch das Geäste der hohen Bäume brach sich mild der Sonne Strahl eine Bahn, unbekümmert fangen ihm zu Häupten bunte Säger ihre Weisen, auf dem knorrigen Auswuchs einer riesigen Buche hatte der Herzog Bayerns seinen Sitz genommen, an den moosbewachsenen Stamm lehnte er das müde Haupt.

Da scheuchte ihn plötzlich ein Hilferuf in seiner Nähe wieder aus leichtem Halbschlummer empor. Nicht Wittels-

bacher Blut hätte in des Bayernfürsten Adern rinnen müssen, wäre der Ruf eines Schutzheischenden nicht ein Elixir für ihn gewesen, das, neue Kraft verleihend, jedes Ermatten plötzlich schwinden ließ. Das unter dem groben Wollenmantel verborgene Reiterschwert, das er um wenige Heller von einem wandernden Kriegsmann erworben, der Scheide entreichend, drang er durch das Gebüsch, der Richtung zu, woher der Laut ertönte, und in wenigen Augenblicken war er zur Stelle. Der Bedrohte war ein Mönch im Gewande des Minoritenordens, ein Ledertäschchen hing an seiner Seite, dessen sich zwei wüßt und verkommen aussehende Gesellen, dem Anschein nach vagabondirende herrenlose Landsknechte, mit Gewalt zu bemächtigen versuchten.

Das Donnerwort Otto's ließ sie sich von ihrem Opfer abwenden und sich auf den unerwarteten Gegner stürzen, in wildem Grimm, die bereits gesichert geglaubte Beute gefährdet zu sehen. Auf seine Kniee sank der Bruder, den Blick zum Himmel richtend in brünstigem Gebet für seinen Schützer; er gab ihn verloren, denn mit Dolch und Messer warfen sich die beiden Böfewichter dem einzelnen Manne entgegen.

Aber er kannte nicht des Wittelsbacher's Faust: im nächsten Augenblicke schon sank der wildeste der wilsten Bursche, aus einer schweren Wunde blutend, in das Moos, während sein Kumpan feig entfloß — aber auch von des Schützers Arm floß ein Blutstrom langsam hernieder, denn des hingestreckten Messer hatte des Herzogs Wamms geschlitzt und eine leichte Schramme in den Arm gerissen. Otto hatte ihrer nicht geachtet, aber entsezt deutete der Mönch

auf die Verletzung seines Schützers, den er als von Gott gesandt betrachtete; es war seit Jahren das erste Mal, daß in dem der Stadt so nahen Wäldchen ein räuberischer Anfall, auf einen Geistlichen zumal, gewagt ward. Allmonatlich war es das Amt des Bruder Bonifacius, eine kleine Summe Geldes zu erheben, die ein Stift zu Breslau seinem nahe bei der Stadt gelegenen Kloster als Zins schuldete, noch nie war er belästigt worden bis heute, wo nur das Dazwischenkommen Otto's ihn vor Vераubung und Mißhandlung geschützt hatte. In warmen Worten dankte der Mönch jetzt seinem Beschützer und beklagte, daß sein Edel-muth ihm gar selbst eine Verletzung zugezogen.

Otto lächelte. „Eure Sorge überschätzt die Bedeutung der kleinen Wunde,“ sagte er, „gern gebe ich mein Blut für jede Sache der Ehre, wie sollte ich's nicht mit Freuden dem Dienst der Kirche weihen.“

„Und im Namen der Kirche empfanget ihres Priesters Segen,“ rief der Mönch. „Auf Euer Haupt —“

Ein düsterer Schatten flog über des Fremdlings Antlitz „Segnet nicht ein Haupt, Bruder, von dem Ihr nicht wisset, ob es derselben Kirche Bann nicht belastet, in deren Namen Ihr redet; laßt uns lieber nach dem Glenden dort sehen, ob es noch Hilfe für ihn gibt.“

In derselben Absicht hatte sich der Mönch zu dem Re-gungslosen niedergebeugt; die Prüfung war kurz.

„Er ist dahin in seiner Sünden Blüthe,“ sagte er, „geronnen ist seiner Wunde Blut, der Körper erstarrt. Laßt uns für seine arme Seele beten. Die Klostersknechte sollen ihm ein Grab bereiten.“

Eine Stille, kurzer Andacht geweiht, entstand, dann fuhr der Mönch fort: „Nur eine kleine Strecke von hier entfernt liegt mein Kloster, ein wahrer Heiliger ist unser Prior Adalbert in Denken und Wandel; er würde mir zürnen, wollte ich meinen ritterlichen Schützer fürbaß ziehen lassen, ohne ihm in unserem Stift die Gastlichkeit gewährt zu haben und den Dank, den wir ihm schulden. Für diese Nacht laß' ich Euch nicht, Herr, Ihr seid der Ruhe bedürftig und der Schonung und Pflege für Eure Wunde, sei sie immerhin auch nur unbedeutend. Kommt mit mir!“

Er faßte in freundlichem Eifer des Fürsten Hand, Otto nahm sie nicht.

„Nicht hat mich eines frommen Stiftes Frieden umfangen,“ sagte er, „seit ich den Ort verließ, wo unverdient und schuldlos der Kirche Bann mich traf. Ich habe nie geheuchelt und werde es nie, wohl bin ich müde und ermattet bis zum Sinken, doch kein Kloster darf mir ein Asyl bieten, ehe ich nicht wieder entschüht bin; doch wird's nicht lange dauern,“ fügte er mit halbem Lächeln hinzu; „blickt mich nicht so entsetzt an, frommer Bruder, keine Blutschuld lastet auf diesem Haupt und von dem eigenen Willen hängt meine Lösung ab.“

Fest und lange blickte der Mönch in das edle Antlitz Otto's. „Ich glaube Euch,“ sagte er dann, „und an Euch. Kommt immerhin; ruht diese Nacht in meiner Zelle, und morgen sollt Ihr den Prior sehen und zu ihm sprechen. Dünkt er Euch des Vertrauens werth, mögt Ihr ihm mehr sagen als ich, ein schlechter Bruder, wissen darf und wissen mag.“

„Ich verehere ihn im Voraus,“ gab Otto ergriffen zurück, „da Ihr ihn also preiset.“ Er fühlte, daß er des Bruders Vorschlag nicht zurückweisen durfte, wollte er nicht zusammenbrechen, ehe er Breslau's Thore erreichte. So folgte der Schüger denn seinem Schützling, nachdem ihm der Mönch eine leinene Binde, die er bei sich führte, um den verwundeten Arm gelegt. Unterwegs nahm der Minorit das vorige Gespräch von Neuem auf. „Ihr dürfet ohne Bedenken zu Vater Adelbert reden,“ meinte er, „betrachtet doch selbst unser herzogliches Haus den Hochwürdigen als seinen treuesten Berather. Und alle Abende beinahe, sobald der Sommer über die Lande gekommen, wallfahrtet des Herzogs holde Tochter von der nahen Burg zu unseres Klosters Kapelle, dort ihre fromme Andacht zu verrichten, und manche feierliche Handlung des hohen Hauses fand an jenem heiligen Orte statt. Sogar der heutige Abend soll einer solchen Zeuge sein, und ist's Euch lieb, könnt Ihr den Herzog Heinrich sehen, wir erwarten ihn mit seinem holden, edlen Kinde. Der Mund des Volks nennt sie ‚Prinzessin Engel‘, weil sie, als Kind schon durch ein Gelübniß ihrer Mutter in die Ferne gesandt, als blühende Jungfrau über Nacht zurückgekehrt und mit ihr Trost und Heil für Armuth und Siechthum im Lande gekommen ist. Im Wohlthum liegt ihr ganzes Glück,“ fuhr er vertraulich fort, „ihre ganze Freude; nur Wenige haben sie heiter gesehen, seit sie wieder in der Heimath weilt; die holde Prinzessin ist natürlich viel umworben, doch konnte sich bisher Niemand ihrer Gunst erfreuen und wird's auch wohl künftig nicht, wie es heißt.“

Nur mit halbem Ohre hatte Otto auf des Bruders

Mittheilung gehört, der ihm durch sein Geplauder den Weg zu kürzen strebte. Die Kunde, daß er noch an diesem Abende Gelegenheit finden sollte, mit dem Fürsten zusammenzutreffen, dem gegenüber er sich offenbaren wollte, drängte jeden anderen Gedanken zurück. War es möglich, so wollte er vorerst möglichst unbemerkt und als der schlichte Wandersmann, dem das Minoritenkloster Gastlichkeit gewährt, des Pfaffenfürsten Antlitz schauen, um aus dem Neuzeren des Herzogs Heinrich zu schließen, ob ihn wirklich jene echte Fürstenhoheit ziere, die man an ihm rühmte und als deren Spiegel man seine Erscheinung bezeichnete.

Er sprach seinem Begleiter gegenüber das Verlangen aus, und Bruder Bonifacius war sofort bereit, ihm zu genügen. Keinem der Klosterleute war der Zutritt zur Kapelle des Stiftes untersagt, dort konnte der von Bonifacius eingeführte Wanderer den Herzog und seine holde Tochter sehen, konnte Zeuge der Handlung sein, die sich in den geweihten Räumen vollziehen sollte. Ein Verwandter des Hauses, wegen Blutschuld und Rohheit vom Haupte desselben vor langer Zeit verbannt, war reuig heimgelehrt und sollte an jenem Orte in feierlicher Weise losgesprochen und in den Kreis der Seinen wieder aufgenommen werden.

Wenige Minuten später lag bereits in einer weiten Richtung, die der dichte Wald wie ein Rahmen umgab, das Minoritenkloster vor dem fürstlichen Wanderer und seinem frommen Gefährten. Der Nachmittagsfonnenschein beleuchtete den stattlichen, von einer Mauer umgebenen Bau, mit seinen Höfen und Gebäuden. Zum Laienasyl führte der Bruder Bonifacius zunächst seinen Begleiter, an geistlichen

und dienenden Brüdern vorüber, die ohne jede Spur der Neugier dem fremden Wanderer Willkommen boten. Wohl ward es dem Ermatteten in dem Raume, in welchen ihn der Bruder geführt; der Friede, der lang vermißte, kam über ihn, wie ein linder Balsam das erregte Blut beruhigend. Zum ersten Mal empfand Otto das süße Gefühl des „Heims“ wieder, da sich ihm eine schmucklose, aber vor Sauberkeit leuchtende Zelle erschloß; zum ersten Mal die Wohlthat ruhigen Schlummers, da er auf des schlichten Lagers Kissen das Haupt barg und rasch der Schlaf das müde Auge schloß, so fest, daß er es kaum noch fühlte, wie die leichte Hand des Bruders seine kleine Wunde neu verband, ehe Bonifacius leise, um ihn nicht zu stören, das Gemach verließ.

Als Otto neu gestärkt erwachte, mochten Stunden veronnen sein. Die Sonne neigte sich zum Untergange, durch das schmale in Blei gefaßte Bogensfenster des kleinen Raumes drang ihr Licht bereits gedämpft, die Zelle in halbe Dämmerung hüllend. Hastig erhob sich Otto von seinem Lager, seiner Verletzung leichten Schmerz beachtete er kaum mehr; er glättete sein schlichtes Gewand, erfrischte Haupt und Hand aus dem gefüllten Wasserbecken, dann öffnete er die Thür und trat hinaus auf den weiten Gang, der von den eigentlichen Klosterräumen zu den Zellen der fremden Laien führte.

Hier herrschte Einsamkeit, geschlossen waren alle Thüren, keine menschliche Seele sichtbar, die er nach Bruder Bonifacius befragen konnte; schon schickte er sich an, den Flur zu verlassen, als er plötzlich aufhorchend den Schritt an-

hielt. Von der entgegengesetzten Richtung her drangen die Töne einer lateinischen Hymne, von wohlgeschulden Männerstimmen gesungen, an sein Ohr, er wandte sich um und sah durch die Spalten der hohen Pforte, die den Gang abschloß, es schimmern wie Kerzenlicht. Nun begriff er, warum es leer war in Höfen und Gängen. Schon weilte offenbar Alles dort in der Kapelle, wo in Gegenwart des Fürsten und seiner Tochter nebst ihrem Gefolge die vorhin erwähnte feierliche Handlung vor sich gehen sollte. Gewiß war Bruder Bonifacius inzwischen bereits in Otto's Zelle getreten, hatte es aber wohl nicht über sich vermocht, den erquickenden Schlummer des Gastes zu stören.

Zu der Pforte an des Ganges Ende wandte sich Otto; je näher er kam, je mehr überzeugte er sich, daß dieselbe unmittelbar in die Kapelle führe; möglichst geräuschlos öffnete er die Thür und trat ein.

Der abgegrenzte Raum, den er betreten, war bei besonderen Gelegenheiten, wie die des heutigen Abends, wo in Anwesenheit der Fürstlichkeiten ein gewisses Ceremoniell bewahrt werden mußte, zum Aufenthalt für die Klosterknechte und für diejenigen Fremden bestimmt, welche, mehr aus Menschenfreundlichkeit als gestützt auf Empfehlung oder bekannte Stellung, des Klosters Gastlichkeit genossen. Es waren ihrer nur wenige in diesem Augenblick, auch der anwesenden Dienstmannen Zahl gering, Alle richteten ihre ganze Aufmerksamkeit auf das, was am Altare vorging, und Keiner schien des Spätgekommenen zu achten.

Es bedurfte einer kleinen Weile, ehe Otto sein Auge an das in der Kapelle herrschende Licht gewöhnt hatte, so

daß er deutlich den Raum und die in demselben anwesenden Personen zu erkennen vermochte.

Der untergehende Sonnenball sandte seine Strahlen durch das große, bunt bemalte Bogenfenster des Chors und überfluthete das Innere des kleinen Gotteshauses mit einem Meer von Purpur und Gold, die Seitengänge, in welchen sich auch der Raum befand, den Otto betreten, in desto tiefere Schatten hüllend. Auf den Altären brannten Kerzen in hohen Silberleuchtern, vom Chor hernieder ertönte feierlicher Gesang. Dort waren die Mönche niederen Grades versammelt, die im Range höheren, darunter Bonifacius, standen zu beiden Seiten des Altars, und auf den Stufen desselben erhob sich im vollen Ornat seiner Würde die Ehrfurcht gebietende Gestalt des Priors Abelbert. Nur einen Augenblick ruhte des Gastes Auge auf dem ehrwürdigen, von hoher Milde zeugenden Antlitz des Priesters, das völlig zu dem Bericht des Bruders Bonifacius stimmte, im nächsten schon wandte es sich zu der Persönlichkeit, die begreiflicherweise Otto's Interesse am meisten in Anspruch nehmen mußte: zum Herzog Heinrich.

Zwei Stühle, kunstvoll aus Eichenholz geschnitz und mit der herzoglichen Krone geziert, waren vor den Stufen des Altars aufgestellt, auf ihnen hatten der Herzog und eine Dame von schlanker Gestalt — wie Otto schon durch des Mönches Mittheilung erfahren, war sie des Pfaffenfürsten Tochter — Platz genommen, auf niederen Stühlen saßen hinter der Prinzessin edle Frauen und ritterliche Männer; von niederer Stellung waren Jene, die stehend des Schiffes Hintergrund erfüllten — ein wirkungsvolles, farbenprächtiges Bild.

Herzog Heinrich's Tochter, in einem Gewande von himmelblauem Stoff, saß von Otto abgewandt, er vermochte daher ihre Züge nicht zu erkennen; desto besser aber konnte er den Herzog sehen. Der Beherrscher des Glogauer Landes war dem Greisenalter nahe, von nur mittelgroßer, zierlicher Gestalt; in seinen Zügen prägte sich mehr Klugheit und überlegende Bedächtigkeit aus, als jener Zauber, den milde Hoheit und wahrer Edelsinn verleiht, wie er weit vertrauenerweckender aus dem Antlitz des Priors am Altare leuchtete.

Eben jetzt nahm Vater Adelbert das Wort, da vom Chor her der Mönche frommer Gesang verstummte.

In ergreifender Weise sprach er in deutscher Zunge vom verlorenen Sohn, der reuig heimgekehrt zu der Seinen Herd und dem vergeben sei seiner Sünde Schuld um jener Reue willen. Wohl keines der Herzen gab es im gottgeweihten Raum, das ungerührt blieb bei des Priesters schlichter Rede, bis auf das eines Mannes, der dort seitwärts vom Altar allein auf niederem Stuhle saß, hinter einem der mächtigen Pfeiler, die das Gewölbe des Schiffes trugen, fast gänzlich den Blicken der Versammelten verborgen; er trug einen schlichten Waffenrock, ohne jeglichen Schmuck, denn er eben war der verlorene Sohn des Gleichnisses.

Nun aber erhob er sich auf des Priors Wink und stellte sich auf des Altars erste Stufe; ein unterdrücktes Murmeln ging durch die Versammlung, Otto aber mußte mit Mühe an sich halten, daß nicht ein lauter Ausruf der höchsten Ueberraschung seiner Brust entfuhr. Er erkannte sofort den am Altar Stehenden — der verlorene Sohn dort, der reuig heimgekehrt war — es war derselbe,

der erst zum Verräther an ihm ward und dann zum mitleidlosen Hüter, war Jago v. Freyhitz. Und dieser Name war es auch, der eben von des Priors Lippen ertönte. Milde, in väterlichem Tone sprach er zu dem Heimgekehrten, er bezog sich auf Jago's Angabe, daß er geläutert durch der Verbannung Strafe, in ehrenhaftem, ritterlichem Dienst die Zeit durchlebt, die seit jenem Tage verstrichen, da eignes Verschulden ihn aus der Heimath trieb; Verzeihung und neue Gnade der Seinen und der zürnenden Kirche sicherte er ihm zu, nur Eines begehrte er in beider Namen als Bürgschaft, daß nicht Täuschung die heilige Gerechtigkeit verhöhne, nicht Unwürdigkeit unverdientes Heil finde: den Eidschwur Jago's verlangte er, daß sein Wandel rein von jedem Flecken geblieben in der Fremde und keine unehrenhafte oder blutige That sein Gewissen drücke.

Und empor hob Freyhitz seine Rechte, des Eides Formel sprach er dem Prior nach, so kalt, so ruhig wie einen eingelernten Spruch, dem jegliche Bedeutung mangelt. Otto aber durchschauerte es ob dieses Trevels am Heiligsten, im Heiligthum verübt, zu Häupten schoß ihm das Blut und raubte ihm die Ueberlegung. Die empörte Ehre wollte ihr Recht, sie flammte empor in des Wittelsbacher's Seele, Alles vergaß er, jede Rücksicht, jedes Bedenken; aus dem Raume, in dem er sich befand, eilte er zu des Altars Stufen, so daß er allen in der Kirche Anwesenden sichtbar wurde. Hernieder riß er gewaltsam Jago's zum Schwur erhobene Hand, und mit mächtiger Stimme rief er, daß es von der gewölbten Decke widerhallte:

„Jago v. Freyhitz, Du bist im Begriff, einen Meineid zu schwören, denn elender Verrath entehrt Dich! Zum Judas bist Du geworden an dem Könige, dem Du die Treue gelobt, und der Dich anklagt vor Gott und Menschen, an mir, dem Könige Ungarns — Otto von Wittelsbach!“

Unbeschreiblich war die Aufregung, die diesen Worten folgte, nur die Erinnerung an die heilige Stätte und die Gegenwart des Herrschers hielt die Versammelten zurück, des Ceremoniells Schranken zu durchbrechen; selbst die Tochter des Herzogs hatte sich in höchster Erregung von ihrem Sitz erhoben, das Auge starr auf die trotz des ärmlichen Gewandes ritterliche Erscheinung an des Altars Stufen gerichtet, neben der Jago's schwächliche Gestalt sich in diesem Augenblick doppelt kläglich ausnahm.

Nur der Prior und Herzog Heinrich selber hatten ihre Besonnenheit zu bewahren gewußt, hoch hielt Vater Adelbert die Hände empor, um Stille und Fassung zu gebieten, der Fürst aber hatte seinen Platz verlassen und sich Otto und seinem Verwandten genähert.

„Geh ich mit Euch verhandle,“ nahm er zu Otto gewendet das Wort, „der Ihr plötzlich hier erscheint in schlichter Tracht und kühn im Heiligthum des Herrn eine sehr schwere Anklage auf dieses Mannes Haupt wälzt, vergönnt mir eine Frage an ihn selber: Jago v. Freyhitz,“ fuhr er in strengem Tone fort, sich an den ehemaligen Günstling des Woiwoden Ladislaw wendend, „im Namen Gottes, des Allwissenden, Allrichtenden, spricht dieser Mann die Wahrheit?“

Die erste kurze Betäubung, in die Otto's unerwartetes

Erscheinen Jago versezt, war rasch gewichen; ihm war klar, daß dieser Augenblick ein verderblicher für ihn werden mußte, vermochte er nicht durch seine Kühnheit der Gefahr zu begegnen; gelang ihm dies, dann hatte er ja wenigstens Frist gewonnen, sein weiteres Verhalten zu erwägen.

Nun hob er dreist das Haupt. „Ungarns König nannte sich dieser Mann in thörichter Verblendung,“ sagte er mit lauter Stimme unter dem athemlosen Schweigen der Versammlung, „und von Verblendeten gerufen, sezte er die Krone Ungarns auf sein Haupt. Das allein ist Wahrheit; nimmer gelobte ich ihm Eid und Pflicht, noch mein Lehensherr der Wojwode Ladislaw zu Erdely, dem ich in freier Wahl und ritterlicher Ehre diente. In Ladislaw's Auftrag weilte ich zu Stuhlweißenburg, mit scharfem Blick erspähend, daß nicht von dem, der wider des Volkes, wider der Kirche Willen sich Herrscher nannte, in nutzlosem Troz des heiligen Stephan's Krone, des Reichs Kleinodien außerhalb der Grenzen geborgen würden. Und da er solches heimlich zur Nachtzeit mit einem Genossen seiner niedrigen Gesinnung dennoch versuchte, da er verkleidet, beladen mit Ungarns Schätzen sich aus der Burg und der Königsstadt stahl, da folgte ich seiner Spur und nahm den Eingeholten gefangen, wie meine Pflicht es gebot. In ritterlicher Haft wurde er gegen Ritterwort gehalten. Trifft Einen Unehre, dann trifft sie ihn, denn in feiger Flucht hat er dies Wort gebrochen, wie ein Dieb stahl er sich durch die Mithilfe eines Verräthers aus meiner Huth, wie sich der im Bann Befindliche jetzt hier einschlich ohne Fug und Recht, wie ein Dieb an diese heilige Stätte.“

Ohne zu stocken waren die rechtfertigenden Worte von seinen Lippen geflossen, nun, da er ihnen nichts mehr hinzuzufügen hatte, blickte er mit der Miene des Triumphes um sich, gewiß, daß sie den Eindruck nicht verfehlt, den er beabsichtigt.

Sie hatten es in der That nicht, die hohe Theilnahme, die Otto's Erscheinung zuerst bei der Versammlung erregt, war erloschen, ein leises Geflüster ging von Mund zu Mund, mit beiden Händen aber barg die Prinzessin ihr Antlitz, als wolle sie kein Auge in ihren Zügen erkennen lassen, was in ihrem Inneren vorging.

Auf's Neue ergriff Otto das Wort. Nimmer würde in früheren Tagen, in den Tagen des Sturmes, der noch nicht durch bittere Erfahrungen gedämmten Leidenschaft sein Ton so ruhig geklungen haben, als es jetzt der Fall war.

„Daß mich und meinen Namen Verrath trifft, Undank und Lüge, deß' bin ich gewohnt. Mann's genug bin ich, der eigenen bedrohten Ehre mich zu wehren, sei's mit Wort oder Schwert, und auch zu schweigen habe ich gelernt im harten Drang der Zeit, die ich durchlebt, wird mir Unbill geboten aus dem Munde der Unwürdigkeit. Doch ehe ich mich bereit zeige, und sei es durch ein Gottesurtheil, Deiner Rede Falschheit zu beweisen, muß ich den Treuen schirmen und sein Gedächtniß, den reinsten, edelsten der Menschen und der Freunde, der meine Kiegel löste, hinter denen mich nimmermehr ein gegebenes Wort festhielt. Wehe Dir, Iago v. Freyhitz, daß Du, selber ein Verräther, das dem Freunde und Fürsten zugleich geweihte Opfer der Treue zu verunglimpfen wagst. Niemals

wäre Emmerich Serenty eines Feigen Freund, eines Unwürdigen — und da hier Keiner ist, der Zeuge sein kann und Bürge meiner Worte, so rufe ich Gott selber an, er richte zwischen Dir und mir und Emmerich!"

„Er richtet, Herzog Otto! Nicht Allen an dieser heiligen Stätte ist Serenty fremd, ich kenne ihn, wie Euch selber. Als Muster ritterlicher Ehre verehrt Euch das ganze Bayernland, so daß Ihr keines weiteren Zeugen bedürft; für Emmerich Serenty, den treuen Freund aus den Tagen meiner Kindheit, aber laßt mich Zeugin sein!"

Wie geblendet schaute Otto auf das liebliche, vom Glanz der Sonne licht umwobene Frauenbild, das plötzlich, wie dem übernächtigen Drang des Inneren folgend, an den Altar herangetreten war; wie eines Cherubs Stimme klang ihm der holden Fürstentochter Ton, erst zagend in jungfräulicher Befangenheit, dann laut und silberrein in heiliger Begeisterung. Derselbe Ton war's ja, der nimmer seinem Ohr entschwunden, der einst die Bitte: im Lande zu bleiben, an Bayerns Herzog gerichtet und ihn gewarnt hatte, des Ehrgeizes trügerischer Lockung zu folgen. Er sah es wieder, das liebliche, unvergessene Antlitz, in dessen Augen er gelesen, was ihn mit reiner, süßer Lust erfüllt an jenem Tage im Walde bei Landshut. Kein Zweifel mehr, es war kein Traum: jenes Mädchen, das spurlos entschwundene, das schlichte Kind, dem seine Liebe einen Thron geboten, und das ihn verschmäht, Otto hatte es wiedergefunden. Herzog Heinrich's Tochter, die allgeliebte, allgepriesene Prinzessin von Glogau, es war dieselbe Agnes, die ihm am Försterhaus den Labetrunk gereicht. Vor der fürstlichen

Jungfrau beugte der stolze ritterliche Mann das Knie; zu flüstern glaubte er, und doch klang, da er seine mächtige Erregung nicht beherrschen konnte, jede Silbe hörbar durch den Raum: „Agnes, mit Euch zog mein guter Engel aus meinen Landen, laßt ihn nun wieder heim mich führen, nachdem Gottes Hand selbst mich hieher geleitet, zu eigenem Heil, zum Segen von ganz Bayern!“

Von innerer Ergriffenheit übermannt hielt er inne und drückte den Saum des Kleides der Jungfrau an seine Lippen. Manches Auge selbst im Kreis der Männer ward feucht, und jedes Herz empfand es: es war ein hehrer, heiliger Augenblick, die Regung des Irdischen entwürdigte nicht die gottgeweihte Stätte.

Vater Adelbert hatte wenige leise Worte mit dem Herzoge von Glogau gewechselt, jetzt trat er vom Altar zu Otto und legte sanft die priesterliche Hand auf seine Schulter.

„Steht auf,“ sagte er milde, „Prior Adelbert nenne ich mich und reden möchte ich zu Euch.“

Otto erhob sich, ehrfurchtsvoll und fest zugleich begegnete sein Auge dem ernststen Blick des Priesters.

„Nicht über der Großen weltliche Händel zu richten darf meines Amtes sein,“ nahm er das Wort, „hierin möge Herzog Heinrich's Weisheit, die oft bewährte, entscheiden. Das aber ist mein Recht und meine Pflicht, den edlen Mann zu wahren vor niederem Verdacht, der freudig sein Leben eingesetzt hat, einen der Unseren zu schützen vor Rohheit und Raub. Nicht wie ein Dieb schlich dieser sich in unser Kloster, obwohl er Rang und Namen fürsorglich

verschwieg: derselbe Bruder, der ihm Rettung dankte, führte ihn als hochwillkommenen Gast in unser Asyl. Noch viel mehr aber würde ich ihn auch jetzt noch willkommen heißen, vermag er sich selbst besiegend das Wort auszusprechen, das den Kampf der Parteiungen enden und zu Ungarns innerem Frieden festen Grund legen wird, das Wort, das ihn zugleich mit unserer heiligen Kirche ausöhnt: die Verzichtleistung auf Ungarns Königskrone. Otto von Bayern," fuhr er mit laut erhobener Stimme fort, „als Gottes Hand bezeichnetest Du dies Walten, das Dich zu dieser Stätte brachte, erkenne seinen Willen in meiner Stimme, zu Deinem eigenen Heil und Frieden!"

Des Fürsten Auge leuchtete. „Ich ehre, ich erkenne ihn," erwiderte er. „Nicht eher, so gelobte ich einst im Troß, wollt' ich vom Throne Ungarns steigen, bis mich das Schicksal selber dazu zwänge, gegen Menschen aber wollte ich mein Recht mir wahren bis zum letzten Hauch. Ich bin besiegt," fuhr er fort und ein leises Beben stahl sich durch seiner Stimme Ton; „hier soll geschehen, was erst in meinem eigenen Lande als freier Fürst zu thun meine Absicht war. In Eure Hände, Herzog Heinrich von Glogau, lege ich mein Recht an Ungarns Krone nieder, und Ihr, hochwürdiger Vater, sollt es sein, der mir den Segen meiner Kirche, der versöhnten, kündet."

„Gern übernehme ich des Vermittlers Amt," nahm Herzog Heinrich das Wort, „laßt mich sorgen, Euch zu sichern, was Euch mit Recht gebührt vom Ungarlande, bis dahin bleibt mein Gast, in Ehren gehalten, wie es sich Eurem Range ziemt."

Otto's Auge leuchtete. „Nicht Gold, nicht Ehren begehre ich aus jenem Lande,“ erwiderte er; „ein Kleinod nahm ich mit mir, werthlos zwar in der Meinung des Adels, der mich erst trügerisch lockte und dann verrieth: des Volkes Anhänglichkeit. Nur einen Preis erheische ich für meine Krone, er ist des Opfers werth, und freudig bringe ich's für ihn: mein Freund und Retter Emmerich Sereny blieb in der Gewalt des Voivoden Ladislaw zu Erdely zurück, für seine Freiheit biete ich meine Thronentsagung.“

„Für Deines Heimathlandes Glück, Otto von Bayern, nicht für mich,“ erscholl im Ton des Jubels eine wohlklingende Stimme, „Emmerich Sereny ist frei, Deine Spur verfolgte er, Gott schützte ihn, wie Dich sein guter Engel schützte.“

An die Brust des treuen Freundes stürzte Herzog Otto, ihre Arme umschlangen, ihre Thränen mischten sich. Auch Emmerich Sereny, vom alten Stanislaus begleitet, hatte Breslau als Ziel der Tagesfahrt bestimmt, dort hoffte er Otto zu finden oder zu erwarten. Im Walde war er Kloosterknechten begegnet, die ihm erzählt hatten, daß sie eben einem Strauchdieb das Grab bereitet, den ein fremder Wanderer erschlagen, um den guten Bruder Bonifacius vor Raub und Gewalt zu schützen.

Ahnungsvoll hatte auch Emmerich darauf den Weg zum Minoritenstift eingeschlagen und war gleich nach seiner Ankunft in die Kapelle getreten. Er trat mit Stanislaus an seiner Seite ein, während Aller Aufmerksamkeit auf die Vorgänge am Altar gerichtet war, Niemand achtete daher

ihres Kommens, Niemand gewahrte auch, daß in demselben Augenblick Jago v. Freylich, wie ein Schatten verschwindend, sich durch die Sakristei stahl und durch ein Seitenpfortchen in's Freie eilte. Wohin er sich gewendet, ward Keinem kund, in seiner Heimath war er seit jenem Tag verschollen, doch ging die Sage, er sei als Renegat in türkische Dienste getreten.

Bald aber, ersehnt von seinem treuen Volk, zog Herzog Otto, des Kirchenbannes ledig, heim gen Niederbayern; Emmerich Sereny und Stanislaus, welcher von Otto an des wackeren Meisters Kaspar Stelle, der sich zur wohlverdienten Ruhe gesetzt, zum Forstmeister ernannt worden, waren ihm vorausgeeilt mit froher Botschaft. Den Seinen war Otto neu gegeben, ein Besserer noch als er geschieden, und war auch die stolze aber trügerische Königskrone von seinem Haupt geglitten, eine schönere brachte er dafür heim, des Lebens Krone: ein treues Weib! Agnes von Glogau, mit der Bayerns Herzog noch in Breslau seine Vermählung gefeiert hatte, war und blieb es ihm, und zugleich eine treue Mutter seines dankbaren Volkes.

Der Bawewitsch Alexei.

Eine Tragödie aus Rußlands vergangenen Tagen.

Von

Friedrich Zimmermann.

(Nachdruck verboten.)

Wenige Jahre, nachdem Peter der Große von seiner bekannten Studienreise in's Ausland zurückgekehrt, wurde in russischen Volkskreisen überall das Gerücht verbreitet, der jetzt regierende Herrscher sei gar nicht der wirkliche Zar Peter, sondern dieser sei vielmehr auf jener Reise im Auslande umgebracht worden und hinterher habe sich ein keizerlicher Ausländer, ein Deutscher, für ihn ausgegeben, der nun auch an seiner Statt herrsche. Diese phantastische Erfindung, die aber von Millionen im Reiche geglaubt wurde, wendete sich offenbar gegen Peter's bekannte Vorliebe für die Ausländer, gegen sein Hintwegsetzen über nationale Vorurtheile und kennzeichnete wohl am besten den Widerwillen und die Erbitterung, welche das ungestüme Vorwärtzdringen Peter's auf socialem und politischem Gebiete bei dem rohen und bigotten russischen Volke erregte. Die orthodoxen Geistlichen thaten das Ihrige, das Gefühl des Hasses zu schüren. Zahlreiche Aufstände an den Grenzen des Reiches mußten von Peter mit blutiger

Strenge unterdrückt werden und die Folterkammern und Schaffotte wurden nicht leer. Der geniale Revolutionär auf dem Throne war entschlossen, sein Volk zur Annahme europäischer Kultur zu zwingen, und der hartnäckige Widerstand, den man seinen Reformen in allen Kreisen der Bevölkerung entgegensetzte, mußte eine gewalthätige Natur, wie die seine, zu den extremsten Maßregeln treiben. Peter vergaß, daß unmöglich aus asiatischen Barbaren über Nacht civilisirte Europäer werden können, und warf schonungslos alle Hindernisse nieder, auf die er traf. Man fürchtete ihn daher so sehr, wie man ihn haßte. Es fragte sich nur, wer der Stärkere war, wem schließlich der Sieg bleiben würde: den Reformbestrebungen des großen Zaren oder den finstern, reaktionären Gewalten, die die große Masse des Volkes beherrschten. Bis jetzt hatte Peter überall die Oberhand behalten. Da sah er, während er im nordischen Kriege mit dem Schwedenkönig Karl XII. auf Tod und Leben rang, seine Pläne von einer Seite her bedroht, von der er wohl eher eine Förderung derselben hätte erwarten dürfen: sein Sohn, der Zarewitsch Alexei, an Geist und Körper seinem großen Vater unähnlich, war der Mittelpunkt geworden, um den sich alle unzufriedenen reaktionären Elemente sammelten.

Alexei, hervorgegangen aus Peter's erster Ehe mit Zewdofia Lopuchin, wurde am 18. Februar 1690 zu Moskau geboren. Das Verhältniß des Zaren zu seiner Gemahlin, die er bereits in seinem siebenzehnten Jahre aus konventionellen Rücksichten geheirathet, war bald ein äußerst gespanntes, ja feindseliges. Er hatte inzwischen intime

Beziehungen zu Anna Mons, der Tochter eines Weinhändlers aus der deutschen Vorstadt von Moskau, angeknüpft und wünschte wohl, sich seiner Gemahlin zu entledigen. Die arme Jewdofia wurde nach zehnjähriger Ehe plötzlich verstoßen, in ein Kloster gesteckt und gezwungen, als „Konne Helene“ den Schleier zu nehmen, zu damaliger Zeit in Rußland der gebräuchlichste Weg, sich unbequeme Gattinnen vom Halse zu schaffen.

Die Erziehung des zu der Zeit neunjährigen Alexei war bisher vollständig vernachlässigt worden, auch jetzt, wo er, von seiner Mutter getrennt, der Obhut seiner Tante Natalja Alexejewna übergeben wurde, geschah wenig oder nichts, ihn zu bilden. Der Zar war von seinen Kriegen und seinen Staatsgeschäften zu sehr in Anspruch genommen, um sich mehr als flüchtig mit seinem Sohne beschäftigen zu können, für den er, wie man annehmen darf, wohl auch keine besondere Zuneigung fühlte. In seinem elften Jahre endlich erhielt Alexei einen deutschen Erzieher Namens Neugebauer, der aber zum Unglück seines Bögling's bereits nach einem Jahr seines Amtes entlassen wurde.

Der diese Entlassung bewirkende Vorgang ist zu bezeichnend für die Sitten der damaligen Hofkreise, um nicht wiedererzählt zu werden. Neugebauer hatte den zwölfjährigen Zarewitsch getadelte, weil er beim Mittagessen, auf Geheiß eines Bojaren, die benagten Bratenknochen wieder in die Schüssel zurückwarf, wie das bisher am Hofe so der Brauch gewesen. Darüber entspann sich zwischen einigen Würdenträgern des Reiches und Neugebauer ein heftiger Wortwechsel, bei welchem sich Letzterer zu starken Ausdrücken

über die russische Barbarei hinreißen ließ, was seine Entfernung zur Folge hatte.

Jetzt bestimmte der Zar den Baron Guyssen zum Lehrer Alexei's, verhinderte aber selbst die Innehaltung und Durchführung des vorher mit aller Sorgfalt aufgestellten Erziehungsplanes, indem er Alexei zum Heere rief, um ihm Interesse für das Kriegswesen beizubringen. Hier wurde dem General Menschikow die Aufsicht über den Zarewitsch übertragen. Menschikow, der Günstling Peter's, war dem Thronfolger abgeneigt, und es wird erzählt, er habe ihn sogar einmal thätlich mißhandelt, ohne daß Peter dagegen eingeschritten wäre. So keimte der Gegensatz zwischen dem Günstling und dem Sohne des Zaren entpor, zugleich aber auch derjenige zwischen Peter und Alexei. Letzterer erwies sich als untauglich zum Kriegsdienst und wurde nach Moskau zurückgesendet. Leider verlor er bald darauf auch seinen zweiten Lehrer, den Baron Guyssen, welcher eine diplomatische Mission nach dem Ausland übernehmen mußte, und nun war Alexei vollständig altrussischen Einflüssen anheimgegeben. Unter beständiger Aufsicht und Führung seines genialen Vaters hätte er sich wohl anders entwickelt, als es durch den Umgang mit wüsten Trunkenbolden und orthodoxen Finsterlingen geschah, die ihn in Moskau umgaben und deren Einflüssen er von seinem fünfzehnten bis zu seinem zwanzigsten Jahre ausschließlich hingegeben war.

Rohe, wüste Gefellen von altrussischem Schlage wurden seine Freunde, orthodoxe Geistliche, die Peter's Zorn empfunden und den Sohn nun gegen den Vater aufhetzten,

seine Lehrer und Gewissensräthe. So wird es nicht Wunder nehmen, daß Alexei's Neigungen in allen Stücken denen des Zaren zuwiderliefen. Er hatte eine unüberwindliche Scheu vor Anstrengungen und Strapazen, die Wissenschaften interessirten ihn nicht, dagegen las er emsig in theologisch-mystischen Schriften und disputirte gern mit den Geistlichen über christliche Mysterien und Wundergeschichten. Er hat später selbst gestanden, daß ihn jene Leute, die in Peter den Antichrist sahen, im unmäßigen Trinken bestärkt, ihm jede ernste Thätigkeit zum Ekel gemacht und seinen Widerwillen gegen den Vater und dessen Neuerungen genährt hätten. Als Alexei einst seinem Beichtvater gestand, er wüßte seinem Vater den Tod, antwortete dieser: „Gott wird Dir vergeben, denn wir Alle wünschen ihm den Tod.“

So war der Thronfolger beschaffen, der nach Peter dem Großen die Regierung übernehmen sollte. Die große Masse des Volkes hing ihm an, in der Hoffnung, er werde zerstören, was sein Vater gebaut, werde asiatisches Barbarenthum wieder zur herrschenden Macht in Rußland machen. Es mußte sich zwischen dem feurigen, vorwärtstrebenden Peter, der seiner Zeit vorausseilte, und dem schlaffen, bigotten Sohne, dessen Augen rückwärts gerichtet waren, mit Nothwendigkeit ein unheilbarer Gegensatz herausbilden, der noch verschärft wurde durch Peter's heimliche Vermählung mit Katharina, der Tochter eines lithauischen Bauern, die, bei der Einnahme Marienburgs in russische Gefangenschaft gerathen, des Zaren Gunst in so hohem Grade zu gewinnen wußte, daß er sie zu seiner Gattin machte.

Unmittelbar nach dieser Heirath im Jahre 1707 wurde Alexei in's Ausland gesendet. Hoffte Peter, daß des Zarewitsch Denk- und Empfindungsweise noch durch neue Eindrücke und Anregungen geändert werden könne, oder wollte er nur den Sohn, der ihm jetzt doppelt peinliche Erinnerungen an seine erste Gemahlin Jewdokia erwecken mußte, auf einige Zeit entfernen — wer kann das entscheiden? Genug, Alexei reiste; für eine Aenderung seiner Gesinnungsart war es aber wohl schon zu spät. Der Zarewitsch sorgte dafür, auch im Auslande stetige Fühlung mit seinen Rathgebern zu behalten, und das Kulturleben Deutschlands machte keinen Eindruck auf ihn.

Doch war die Folge dieser Reise seine Vermählung mit der Prinzessin Charlotte von Wolfenbüttel, die am 14. Oktober 1712 in Torgau stattfand. Aber auch hierbei verhielt sich der Zarewitsch vollständig passiv, er fügte sich einfach den Bestimmungen seines Vaters, wie er das stets gethan. Energie ging ihm vollständig ab, nur heimlich intriguiren konnte er, aber nicht männlichen Widerstand leisten.

Das junge Paar reiste gleich nach der Vermählung nach Moskau, wo Alexei sofort seinen alten Lebenswandel wieder begann, ohne sich aus Rücksicht für seine feingebildete Gemahlin auch nur den geringsten Zwang aufzuerlegen. Häufig kam er schwer betrunken von seinen Gelagen heim, und während er seine rechtmäßige Gattin brutal behandelte, unterhielt er ein Liebesverhältniß mit einer finnischen Leibeigenen, Namens Affrossinja. Es ist als ein Glück für die edle Frau zu betrachten, daß sie bereits 1715, nachdem

sie dem Zarewitsch einen Sohn und eine Tochter geboren, starb.

Während der ersten Zeit von Alexei's Ehe hatte Peter nochmals versucht, ihn aus seiner Trägheit aufzurütteln und ihn zur Theilnahme an den Geschäften heranzuziehen. Umsonst! Alexei wußte durch allerlei feige Manöver solche lästige Zumuthungen von sich abzuwehren. Um nicht zeichnen lernen zu müssen, schoß er sich in die Hand. Er nahm krankmachende Arzneien und legte sich zu Bett, nur, um seinen Vater nicht auf dessen Reisen begleiten zu müssen. Und doch rechnete dieser Schwächling auf die dereinstige Herrschaft und hielt mit seinem Beichtvater und seinen Freunden häufige Berathungen über die nach seiner Thronbesteigung zu ergreifenden Maßregeln: die Anhänger seines Vaters sollten gespießt, die alten Gebräuche wieder eingeführt werden. Von einer eigentlichen Verschwörung war aber dabei keine Rede, denn Alexei's Temperament verwies ihn auf eine passive, zuwartende Haltung. Er litt und grollte im Stillen.

Peter dagegen war nicht gewöhnt, die Dinge an sich herankommen zu lassen. Er wollte die Errungenschaften eines ganzen arbeitamen Lebens nicht nach seinem Tode durch einen unwürdigen Nachfolger zerstört wissen. Schon einmal, als Alexei 14 Jahre alt war, hatte er gedroht, den Sohn nicht als Nachfolger anzuerkennen, wenn er den auf ihn gesetzten Erwartungen nicht entspräche. Jetzt war seine Geduld erschöpft — es mußte zu einer Krisis kommen.

Am Tage nach der Bestattung der Kronprinzessin erhielt Alexei ein Schreiben von seinem Vater. Der Zar,

hieß es darin, erachte seinen Sohn als unfähig zur Führung der Regierungsgeschäfte; Alexei sei böse, eigensinnig und ungehorsam. Entweder solle er sich bessern oder er werde vom Vater des Thronfolgerechtes verlustig erklärt werden.

Am folgenden Tage gebar Katharina dem Zaren einen Knaben, Peter Petrowitsch. Dieses Ereigniß mußte natürlich auf Peter's Handlungsweise von ungeheurem Einfluß werden, denn nun war Alexei nicht mehr der einzige Sohn — es war noch ein zweiter Thronfolger da.

Alexei's unkluges Benehmen bei dieser Gelegenheit diente dazu, den Zaren noch mehr aufzubringen. Anstatt Reue zu zeigen, erklärte er in kurzen Worten, er habe Abneigung gegen die Geschäfte und bitte, auf seine Thronrechte verzichten zu dürfen.

Diese heuchlerische Verzichtleistung, die der Zar mit Recht den zweideutigen Rathschlägen von Alexei's Freunden zuschrieb, verfehlte durchaus die beabsichtigte Wirkung. Mit heftigen Worten erklärte Peter, er glaube nicht an die Verzichtleistung seines Sohnes. Entweder solle dieser sich ändern oder Mönch werden. Falls Alexei seine Entscheidung nicht schnell träge, welchen Weg er einzuschlagen gewillt sei, so würde er, der Zar, mit ihm wie mit einem Bösewicht verfahren.

Wieder waren es die Geistlichen, die Alexei's Handlungsweise bestimmten. „Die Mönchskutte sei ja dem Menschen nicht auf den Leib genagelt,“ meinten sie, „nach dem Tode Peter's würde sich schon Alles finden.“ Alexei ließ sich überreden und theilte seinem Vater mit, daß er bereit sei, in's Kloster zu gehen.

Damit war die traurige Angelegenheit an einer Ruhepause angelangt. Die politische Lage zwang den Zaren zu einer Reise an die europäischen Höfe, und vor seinem Scheiden ermahnte er Alexei nochmals, sich zu bessern, indem er ihm einige Monate Bedenkzeit bewilligte. Noch hätte sich vielleicht Alles zum Guten wenden können, wäre Alexei nicht ein zu erbärmlicher Charakter gewesen. Anstatt die Worte seines Vaters zu beherzigen, dachte er nur daran, wie es wohl möglich zu machen sei, des Zaren Befehle durch schlaue Kniffe zu umgehen. Während er aber die nöthigen Maßnahmen mit seinen treuen Freunden besprach, traf ihn wie ein Blitzstrahl ein Brief des Zaren, der jedenfalls Nachricht von den Plänen seines Sohnes erhalten hatte. Der Brief, aus Kopenhagen datirt, enthielt den Befehl, sofort dorthin zu kommen oder unverzüglich in's Kloster zu gehen.

Da faßte Alexei den Entschluß, zu fliehen. Ohne sich Jemand anzuvertrauen, brach er in Begleitung seiner Geliebten Affrossinja auf, angeblich um, wie ihm befohlen, nach Kopenhagen zu reisen, statt dessen aber begab er sich nach Wien zu Kaiser Karl VI., dessen Schutz er anflehte. Diese thörichte Handlung besiegelte sein Verderben, denn Alexei mußte wissen, daß dem Charakter seines Vaters gegenüber fortgesetzter Ungehorsam gleichbedeutend mit Untergang und Tod für ihn war.

Peter bot denn auch Alles auf, die Spur des Flüchtlings aufzufinden. In St. Elmo bei Neapel, wo der Zarewitsch vom deutschen Kaiser verborgen worden, erreichten ihn endlich die russischen Emiffäre und der gewandte

Diplomat Tolstoi wußte ihn zur Rückkehr zu bewegen. Die unbegreifliche Verblendung Alexei's, seine Muth- und Hirnlosigkeit traten jetzt, wo ihm seine getreuen Rathgeber fehlten, auf das Kläglichste zu Tage. Alexei zitterte, als Tolstoi erklärte, Peter würde sich seiner Person unter allen Umständen zu bemächtigen wissen. Derselbe Mensch, der in Wien kniefällig gebeten, ihn vor dem Zorn des Vaters zu schützen, der den österreichischen Staatsmännern wiederholt erklärt hatte, man dürfe unter keinen Umständen Peter's Worten trauen, war bereit, sich jetzt der Gnade desselben zu überantworten. Ein Brief Peter's, worin dem Sohne im Falle der Rückkehr Strafslosigkeit zugesichert wurde, entschied Alles: Alexei lief seinem Verhängniß entgegen.

Er bildete sich ein, Peter werde ihm gestatten, seine Geliebte Affrossinja zu heirathen und in Zurückgezogenheit mit ihr zu leben. Es sollte aber ganz anders kommen, und Alexei's Freunde, weniger verblendet als er, sahen zu spät, welchem Tropf sie ihre Hilfe geliehen. Der Fürst Wassily Dolgoruky rief im Zorn: „Der Zarewitsch ist ein Dummkopf; anstatt der Hochzeit mit Affrossinja wird die Pest über ihn kommen!“

Am 31. Januar 1718 traf Alexei in Moskau ein, am 3. Februar schon fand im Kreml eine feierliche Versammlung statt, in welcher er ohne Degen erschien und für immer auf seine Thronrechte verzichtete. Peter verzieh ihm darauf unter der Bedingung, daß er alle seine Rathgeber und Anhänger namhaft mache. Wie bei dem haltlosen Charakter Alexei's nicht anders zu erwarten, ging

dieser sofort auf die gestellte Bedingung ein, und nun begann einer jener Monstreprozesse, an denen die Regierungszeit Peter's so reich ist. Zwar ergab derselbe keinerlei Verbrechen, sondern nur hochverrätherische Wünsche und Aeußerungen, indessen handelte es sich für Peter auch hauptsächlich um Unterdrückung des Prinzips, das Alexei's Freunde vertraten, nicht um Bestrafung für begangene Missethaten. Jede kleinste feindselige Aeußerung, die einmal vor Jahren gethan worden, wurde Grund zur Einkerkung, und die Folterknechte hatten wieder vollauf Arbeit.

Einer der Ersten, die verhaftet wurden, war der Kirchenfürst Dossidei. Er sagte dabei zu den Geistlichen, die ihn der Insignien seiner Bischofswürde entkleiden mußten: „Ich allein bin diesmal hereingefallen. Ihr, die Ihr ebenso denkt wie ich, kommt durch.“ Dossidei wurde gerädert, der General Glebow wurde gespießt. Duzende von Gefangenen wurden geknüttet, verstümmelt, gespießt, unter unfäglichen Martern umgebracht.

Während dieser Zeit hatte man Alexei nach dem eben aufblühenden Peterssburg gebracht, wo er sich durch unsinniges Trinken zu betäuben suchte. Seine Geliebte hielt man in der Peterpaulsfestung eingekerkert.

Es scheint, daß Peter erst im Verlaufe des Prozesses zu dem furchtbaren Ausgange hingedrängt wurde, den diese Tragödie nehmen sollte. Wahrscheinlich wollte er, da er die Gefahr, welche durch Alexei seinen Reformen drohte, noch immer fürchtete, unter jeder Bedingung seine Schöpfungen über seinen Tod hinaus sicherstellen. Er brach das gegebene Wort — er entschloß sich, den eigenen Sohn

zu tödten. Der Sohn war roh, unfähig, von schlechten Rathgebern verführt, aber es blieb doch immer der Sohn. Freilich mag der Umstand bei Peter schwer in's Gewicht gefallen sein, daß Alexei, wenn er am Leben bliebe, kaum so weit unschädlich gemacht werden könnte, um nicht doch einmal nach Peter's Hinscheiden mit Hilfe der Reaktionspartei des Vaters Werke zu zerstören.

Man brachte im Mai 1718 Alexei in die Peterpauls-festung. Zugleich wurde ein aus hundertundsiebenundzwanzig geistlichen und weltlichen Würdenträgern zusammengesetztes Gericht konstituirt, das der Zar aufforderte, das Urtheil zu sprechen und ja nicht etwa zu glauben, ihm, dem Zaren, könne ein hartes Urtheil mißliebig sein. Er schwor bei dem Namen Gottes, daß Niemand sich wegen seines Richterspruches zu fürchten habe.

Was nun folgt, ist so unnatürlich und gräßlich, daß sich das moderne Gefühl sträubt, es für wahr hinzunehmen. Der unglückliche Alexei wurde am 19. Juni 1718 im Gefängnisse gefoltert; er erhielt fünfundzwanzig Knutenhiebe, deren einer schon unter Umständen tödtlich sein konnte, und bekannte darauf, er habe seinem Vater den Tod gewünscht. Das war aber nicht genügend, ihm den Prozeß zu machen, man wünschte daher schwerere Verbrechen von ihm zu vernehmen. Am 24. Juni erhielt er abermals fünfzehn Knutenhiebe. Während er sich unter dem Marterinstrument wand, bekannte er, an den Metropolit von Kiew einen Brief geschrieben zu haben, um das Volk in Kleinrußland aufzuwiegeln.

Jetzt lag endlich ein schweres zugestandenes Verbrechen

zu Tage, und am selben Abend noch fällte das Gericht das Todesurtheil. Wie viel dazu die Beeinflussung durch den grausamen, unerbittlichen Zaren mitgewirkt haben mag, läßt sich nicht entscheiden. Ebenso ist man auch über die Art und Weise des Todes Alexei's im Dunkeln. In den Protokollen der Garnison der Peterpaulsfestung findet sich nur folgende Notiz: „Am 26. Juni 1718 Morgens acht Uhr versammelten sich Seine Majestät, Fürst Menschikow u. s. w. (folgen die Namen einer Anzahl von Würden-trägern). Es fand die Folterung statt. Um elf Uhr entfernten sich Alle. An demselben Tage, Nachmittags sechs Uhr starb der Zarewitsch Alexei im Gefängnisse.“

Ob derselbe hingerichtet, ob er an den Folgen der dritten Folterung gestorben, bleibt ungewiß, doch hat das Letztere große Wahrscheinlichkeit für sich. Durch die letzte Folterung am 26. Juni, nach Fällung des Urtheiles, ersparte man sich wohl die Hinrichtung. Alles, was man sonst wohl über die Todesart Alexei's erzählt hat, ist Fabel oder Vermuthung. Die damaligen offiziellen Nachrichten, denen selbstverständlich absolut kein Glauben beizumessen, erklärten, Alexei sei, nachdem er die Tröstungen der Religion empfangen und sich mit seinem Vater ausgesöhnt, an einem Schlagflusse gestorben.

Diese gräßliche Tragödie erregte in Europa gerechtes Entsetzen. In Rußland selbst folgte dem Todten die allgemeine Theilnahme des Volkes, das sich nur schwer an den Gedanken gewöhnen konnte, in ihm die letzte Stütze seiner reaktionären Hoffnungen verloren zu haben, und die gläubige Menge ist in der Folge noch mehrmals von

Schwindlern, die sich für den angeblich nicht getödteten, sondern noch rechtzeitig entkommenen Zarewitsch ausgaben, betrogen worden. Der letzte falsche Alexei, der unter der Regierung der Kaiserin Anna im Jahre 1738 auftauchte, war ein Arbeiter, Namens Minikty, aus einem Dorfe bei Kiew gebürtig. Das Volk strömte ihm zu, ein Geistlicher leistete seinem Unternehmen Vorschub. Es gab noch einmal einen Prozeß in russischem Styl: der Prätendent und der Geistliche wurden gespießt, die Anhänger gerädert, gehentt, geköpft, geviertheilt, verstümmelt.

So sollte der Schatten Alexei's noch zwei Jahrzehnte nach seinem Tode das Reich Peter's beunruhigen. Doch der theuer erkaufte Sieg blieb dem Zaren. Das Kulturprinzip, mit Strömen Blutes, mit entsetzlichen Greueln aufrecht erhalten, behielt die Oberhand. Wir schauern zurück vor dem Barbarismus, der uns aus diesen Bildern entgegentritt, und mit desto größerer Genugthuung mag uns Kinder einer anderen, besseren Zeit der Gedanke erfüllen, daß die Möglichkeit solcher Vorkommnisse vorüber, daß der Civilisation nicht mehr durch Grausamkeit und Unmenschlichkeit eine Gasse gebrochen zu werden braucht, und daß das Rechtsbewußtsein bei Fürsten und Völkern heutzutage eine höhere Macht ist als die Willkür eines Despoten, der keinen weiteren Richter seiner Thaten kennt als sich selbst.

Im kaiserlichen Rom.

Von

Dr. G. Schmidt-Weissenfels.

(Nachdruck verboten.)

Nero, der frevelhafteste der römischen Kaiser, ließ im Juli des Jahres 64 unserer Zeitrechnung zu seinem Vergnügen Rom an allen vier Ecken anzünden und bewunderte das Schauspiel der rasenden Feuersbrunst aus der Ferne, indem er dabei Verse über den Untergang Troja's deklamirte. Acht Tage währte der Brand; fast zwei Drittel der Riesenstadt sanken in Trümmer und Asche. Das alte Rom, wie es sich in der Zeit der Republik eng zusammengebaut hatte, verschwand damit und auf seinen Ruinen erhob sich dann das neue, das kaiserliche, mit seinen Prachtbauten in Marmor, wie deren schon Augustus, der eigentliche Begründer der kaiserlichen Herrschaft, aufführen ließ. Herrliche Tempel und Bäder erstanden und die reichen Römer verschwendeten in den Bauten ihrer Landhäuser und in der Anlage ihrer Gärten ungeheure Summen. Der Unternehmungsgeist führte in den neuen Straßen umfangreiche Miethshäuser auf, in denen oft zehn und zwanzig Familien ihre Wohnungen nahmen. Wuchs doch die Einwohnerzahl noch immer durch den massenhaften Zug aus den eroberten Provinzen des Reiches, so daß im Beginn

des zweiten Jahrhunderts nach Christo an drei Millionen Menschen in Rom mit seinen weithin sich ausdehnenden Vorstädten lebten. Die öffentlichen Bauten entsprachen in ihrer Umfänglichkeit den Ansprüchen einer so großen Bevölkerung. Der Zuschauerraum des zu Thierkämpfen und Fechterspielen bestimmten Kolosseums gab 100,000 Menschen Platz; die Bäder des Titus bildeten ein ganzes Stadtviertel; Kaiser Trajan erbaute das riesige Forum, den Markt mit der bewundernswürdigen Säulenhalle, in dessen Mitte sich die 120 Fuß hohe, im Inneren ersteigbare Säule erhob, um welche sich die Reliefs mit den Darstellungen der Thaten dieses Kaisers im dacischen Kriege hinausschlangen. In noch riesigeren Verhältnissen ließ Hadrian, der bis 138 regierte, am Tiberstrand sich bei Lebzeiten sein thurmgekröntes Grabmal errichten, welches trotz aller Zerstörungen und Abtragungen in seinem Kern noch heute die citadellenartige Engelsburg bildet. Würdig der Größe und Macht des römischen Reiches, war seine Hauptstadt auch die schönste der damaligen Welt. Sie war, was Paris heute unter den Großstädten Europa's ist, und in vieler Hinsicht gleich das Leben im alten kaiserlichen Rom demjenigen, wie es sich in ewiger Mannigfaltigkeit im modernen Paris entfaltet.

Schon früh wogte das lärmende Treiben in den Straßen. Menschen aller Farben, die Unzahl der Sklaven drängten sich zu den Läden und Marktstellen, um ihre Einkäufe für das Tagesbedürfniß zu machen. Dazwischen mischte sich dann bald der hohe Beamte, der Richter, der Senator, die in farbiger Toga, meist baarhäuptig, in ledernen Stiefeln bis zur nackten Wade, würdevollen Schrittes sich nach den

Gebäuden begaben, wo sie ihres Amtes zu walten hatten. Öffentlich waren die Gerichte und das Volk aller Stände drängte sich zu deren Verhandlungen, vor Allem, um die dort auftretenden Redner zu hören. Denn noch immer, wie zur Zeit Cato's, Cäsar's und Cicero's, stand die Redekunst hoch in Ehren beim römischen Volk und wurde im kaiserlichen Palast wie vor dem Staatsrath oder auf dem öffentlichen Forum geübt. Große Verbrechen gaben ja fortgesetzt noch der juristischen Kunst und Beredtsamkeit bei Anklage und Vertheidigung kräftige Nahrung; zahlreiche Civilprozesse wurden durch die verwickelten Verhältnisse eines Reiches hervorgerufen, welches sich über drei Welttheile erstreckte und wo die alten Ordnungen durch die neuen Gesetze in's Wanken geriethen. Es gab eigene Rednerschulen, gewöhnlich von berühmten Meistern des Wortes gehalten, in denen die jungen Advokaten und Staatsmänner ausgebildet wurden, indem man ihnen Vorträge zur Aufgabe stellte, als wenn sie Angeklagte verschiedener Art zu vertheidigen hätten. Das mußte gemeinhin mit viel theatralischem Pathos geschehen, und insofern glichen diese Redekünste, denen man auch in den Schulen beiwohnen konnte, vielfach einer dramatischen Aufführung.

Wirkliche Theater Vorstellungen fanden ebenfalls schon früh am Morgen statt und wurden stark besucht. In Zeiten einer kleinen politischen Aufregung that man dies schon, um, ganz abgesehen vom Stück, welches poffenartig und voller Anspielungen auf die öffentlichen Fragen war, der Stimmung einen Ausdruck zu geben. Trat ein mißliebiger Mann in's Theater, um auf seinen Sitz zu gehen,

so empfing man ihn mit Zischen und Pfeifen; wer wohlgelitten war, wurde dagegen mit Beifallsklatschen begrüßt. Ebenso wurden Stück und Schauspieler ausgetrommelt oder mit Ruhe angehört, um schließlich beklatscht zu werden. Zum guten Ton gehörte es, bei solchen Gelegenheiten sich als ein Parteimann zu zeigen, der Farbe bekennt.

Unterdessen wurde auch in dem einen oder anderen Tempel mit Pomp und Feierlichkeit von den Priestern im Verein mit den vestalischen Jungfrauen den Göttern geopfert. Noch herrschten dieselben; die große Menge war noch unberührt von der in kleinen Gemeinden gepflegten Christenlehre, doch wurde in den gebildeteren Kreisen auch schon über Venus, Bacchus und Amor und selbst über den Donnerkeil schleudernden Jupiter heimlich gespottet und die alte Religion mit Gleichgiltigkeit angesehen. Die Frauen aber suchten in ihrem Drange besonders nach mystischem Kultus ihre Zuflucht bei religiösen Abenteurern aus dem Morgenlande, die damals nach Rom und den anderen Städten Italiens kamen, um mit ihren magischen Künsten Anhänger zu werben. Kaum gab es einen alten, mit geheimnißvollen Bräuchen umgebenen Kultus im Orient, der nicht in Rom während des zweiten Jahrhunderts seine Priester, ja seine Tempel hatte und heimlich oder offenkundig betrieb worden. Besonders erfolgreich war das Bestreben ägyptischer Priester, für ihre Religion die römische Welt zu gewinnen und dem dasselbe Ziel erstrebenden Christenthum den Rang abzulaufen. Sie hatten ihren Zisdienst namentlich bei der Frauenwelt in Rom in Aufschwung gebracht und derselbe trat schon ganz unverhüllt mit großer

Pracht in glänzenden Prozeffionen auf, seine Bettelpriester durchzogen werbend das Land bis nach Gallien hin. Das Egypterthum brachte, gerade wie die Christenlehre, dem sinkenden Heidenthum den Unsterblichkeitsglauben entgegen, für den zunächst die weibliche Welt eine lebhaftere Empfänglichkeit zeigte. Nebenbei ließ man in diesen Kreisen auch noch die alten Nugurn mit ihren Orakeln ihre Geschäfte machen, weil „Furcht und Hoffnung die Menschen bewegt“, und Magier und Sterndeuter beuteten den Aberglauben namentlich in den feinen Häusern aus.

Nach der ersten größeren Mahlzeit des Tages um zwölf Uhr, einem Gabelfrühstück, entsprechend dem Dejeuner der Franzosen, standen die Cirkusspiele auf dem Programm, deren es ja nur allzu häufig und bei allen festlichen Gelegenheiten in besonderer Großartigkeit gab. Bald waren es die geschulten Fechter, die Gladiatoren, welche die herbeigeströmte Menge durch ihre Kämpfe auf Tod und Leben in die leidenschaftlichste Aufregung versetzten; bald ließ man schwere Verbrecher oder Christen mit wilden Bestien oder auch diese allein unter einander ihren blutigen Ringkampf bestehen und verfolgte mit Spannung die letzten Zuckungen der Opfer. Es gab auch vollständige Seegefechte, da die Arena des Kolosseums künstlich unter Wasser gesetzt werden konnte, wie überhaupt in dem Boden derselben zahlreiche Maschinen angebracht waren, mittelst deren z. B. ein wirklicher Wald emporgehoben wurde mit allerhand wildem Gethier, welches hungrig und vorher gereizt dann unter den Büschen und Bäumen auf einander losfuhr, um sich zu zerfleischen. Dieser grausame Sport rief

hunderttausend Menschen aller Stände herbei und bildete immer, wie bei den Wettrennen in unserer Zeit zumal in England, die Veranlassung zu Wetten zwischen Männern wie Frauen, in denen oft ganze Vermögen, Land- und Stadthäuser, Hab und Gut mit Leichtfinn und Leidenschaft eingesetzt wurden.

Einer besonderen Vorliebe erfreuten sich die Wagenrennen; bei einem derartigen Schauspiel war ganz Rom auf den Beinen, Gütten und Paläste standen leer, während in tobender Menge Bornehm und Gering sich durch die Straßen nach dem Schauplatz der Festspiele hinwälzte, zumal wenn, wie meistens, der kaiserliche Hof an solchem Tage die Fülle seines Glanzes öffentlich entfaltete. Dann waren die Straßen, durch welche er mit dem großen Festzuge seinen Weg nahm, mit Blumenwinden geschmückt und alles Volk hatte sich in die schönsten Kleider gehüllt. Von eigens dazu erbauten Tribünen herab schauten Diejenigen der Prozeßion zu, welche im Kolosseum keinen Platz mehr erhalten hatten.

Solch' ein kaiserlicher Festzug zu einem Cirkuspiel ward von einer Schaar junger Mädchen eröffnet, denen zunächst die Musikbänden, Kriegsmärsche blasend, folgten. Hinter ihnen schritten in faltenreichem Ueberwurf die Priester und Augurn, den Olivenstab in den Händen. Schöngeputzte Knaben trugen die Opfergeräte den prächtig ausgeputzten weißen Stieren voran, welche jedesmal vor einem Cirkuspiel in der Arena zu Ehren der Diana, des Pluto oder Jupiter Latiaris, dem Beschützer von Latium, verbluten mußten. Dann folgten auf einem Prunkwagen der Aedil,

der Stadthauptmann, mit einundzwanzig jungen Rittern aus den edelsten Familien Roms, ferner in ihrer pompösen Amtstracht die Senatoren und die Edlen der Stadt mit ihrer Dienerschaft und endlosem Gefolge.

Erst dann kam der Hof, dessen Nahen Tubabläser der jubelnden Menge verkündeten. Prätorianische Leibgarden auf schweren Rossen in Kriegsrüstung hielten den Weg vor dem Andrängen des Volkes frei. In einer Sänfte von goldbesticktem Purpur, die schwarze Sklaven trugen, saß der Kaiser in der purpurnen Toga, in der Rechten den Adler, das Zeichen seiner Macht, um die Stirne das goldene Diadem. Bittschriften pfl egte man ihm zuzuworfen und die Pergamentrollen, auf denen sie geschrieben waren, lagen auf den kostbaren Teppichen unter seinen Füßen in der Sänfte. Von vier Schimmeln gezogen kam danach der mit Elfenbeinschnitzereien verzierte Wagen der Kaiserin, Sklavinnen umringten sie, Sklaven trugen eine eiserne Schüssel mit dem heiligen Feuer voran; die vestalischen Jungfrauen schritten neben ihrem Gefährt. Dahinter folgten dann die anderen Wagen des Hofes, ein buntes Troß von Dienern, welche Münzen unter die Menge zu werfen hatten; den Beschluß machten die Erzbilder der Götter, getragen von Priestern, umgeben von Flötenspielern und Bläsern. Weiße Tauben wurden dabei fliegen gelassen und je nach der Richtung und Art ihres Fluges deutete man den Verlauf des Festes als einen glücklichen oder nicht.

Festlich geschmückt war dann auch das riesige Kolosseum selber, in welches der Zug durch ein bestimmtes Thor ein-

trat. Weihrauchfeuer loderten ringsum, Kopf an Kopf, vier Stockwerke hoch, in ungeheuren eirunden Kreisen harzte die Menge dieses Augenblickes, da der kaiserliche Einzug erfolgte, und Jubelgeschrei erdröhnte zu seiner Begrüßung. Alle Sitze in dem gewaltigen Amphitheater waren von Stein, aber bequem; jede Stufe hatte hinter sich eine Lehne von sechs Zoll Höhe, dann erst folgte die nächste Sitzreihe, so daß für die Füße der hinten Sitzenden ein Ruheplatz blieb, ohne daß der Vordermann berührt wurde.

Zunächst der Arena war die Loge des Kaisers, zu welcher von außen ein besonderer Prachtingang führte; daneben befanden sich, den ganzen innersten Ring umfassend, die Plätze der Vestalinnen und der Senatoren. Darüber waren sieben Reihen für die Ritter und ihre Familien, dann dreißig Reihen für die Bürger vorbehalten. Die Frauen saßen oben auf einer bedeckten Gallerie und über deren säulengestütztem Dach, auf dem obersten Kranz des 150 Fuß hohen Bauwerkes, gab es noch einen breiten Stehplatz für die niedere Volksklasse, die Sklaven ausgenommen, die keinen Zutritt erhielten.

Das Schauspiel begann mit den Gebeten der Priester und Opferdeuter in der Arena, und unter dem Beil des hohen Pontifex fielen die Stiere am Fuße der Altäre. Dann, nachdem die Arena wieder gesäubert war, öffneten sich die Thore der Gelasse, in denen die Wagenrenner harzten, und in wilder Jagd rasten sie mit ihren Biergespannen durch die Bahn. Ein Jeder von ihnen trug eine bestimmte Farbe, und je mehr das Wettrennen die Geister erregte, desto mehr feuerte das Geschrei und der

Zuruf aus dem Zuschauerraum die um den Preis ringenden Kosselenter an, die in kurzen Tuniken ohne Aermel auf ihren kleinen zweiräderigen Wagen standen, einen langen feinen Stachelstock schwingend. Der Sieger wurde dann feierlich vor die Loge des Kaisers geführt, der ihm eine mit Gold gefüllte Börse, schöne Gewänder und einen goldenen Ring, sowie den Palmzweig reichen ließ, worauf er sich stolz unter dem Beifallruf der Menge mit seinem Gespann aus der Arena durch das besonders dazu bestimmte Triumphthor entfernte.

Fanden solche Spiele nicht statt, so war in der guten Jahreszeit ein Ausflug in die Umgebung der Stadt ein beliebtes Vergnügen der Patrizier. Im Sabinergebirge gab es romantische Schluchten und Thäler; die weite Campagna war noch walddreich und nicht so kahl, öde und ungesund durch ihre Ausdünstungen wie heute, wo die zahlreichen Heerden silbergrauer Rinder das dürftige Gras abweiden. Die Frauen besuchten um die Nachmittagszeit gern die Gräberstätten, wo theure Anverwandte in steinernen Sarkophagen ruhten; denn man bestattete zur Kaiserzeit wieder die Todten, anstatt sie, wie vordem, zu verbrennen und ihre Asche in Urnen in besonderen Hallen und Nischen aufzustellen.

Außerordentliche Bedeutung im kaiserlichen Rom hatten die öffentlichen Bäder. Der abgehärtete Römer der Republik kannte nur kalte Bäder im Fluß oder Meere; mit anderen, verweichlichenden Sitten kam dann von Griechenland auch das warme Bad nach Italien. Die Kaiser ließen es sich angelegen sein, große öffentliche Bade-Anstalten

zu bauen, mit allem Luxus auszustatten und sie dem Volke zu schenken; auch Vornehme und Reiche ahmten diese Freigebigkeit nach, so daß es in den italischen Städten, vor Allem in Rom, bald genug Gelegenheit gab, unentgeltlich ein Bad zu nehmen. Nur dem Wärter, einem Staatsflaven, der auch Seife und wohlriechende Oele lieferte, reichte man ein Trinkgeld.

Solche Thermen oder heiße Bäder, ausgestattet mit sich überbietendem Luxus, wurden in Verbindung mit Sälen zum Turnen und Ballspielen gebracht, in denen man nach dem Bade sich vergnügte; oder es gab förmliche Bildergalerien und Skulpturmuseen dabei, oder Bibliotheken, in denen die neuesten Werke der Dichter und beliebtesten Redner in mehreren Abschriften zu finden waren, dergleichen die Papyrusrollen, auf welche die Schreiber damals die politischen und sonstigen Neuigkeiten niederschrieben und als Zeitungen verkauften.

Wie wohlmeinend diese Sorge um die Reinlichkeit und Gesundheit des Volkes auch war, welches ohne Unterschied des Standes Gebrauch von den Bädern machen konnte, so bildeten sie doch ein übermäßig benutztes Reizmittel für die Schlemmer und Lebemänner, die oft halbe Tage lang sich darin aufhielten. In einer Zeit, wo die Körperarbeit dem Sklaven und der Krieg dem Miethsoldaten übertragen war, brauchte man das tägliche Bad, um bei dem faulen Genußleben sich Appetit zu machen, die matten Lebensgeister wieder aufzufrischen. Man ging während des Bades durch eine Reihe von Stationen, welche denen entsprechen, wie sie in den türkischen oder römischen Bädern in unseren

modernen Hauptstädten eingerichtet sind. Hatte man sich in der Vorhalle, wo häufig syrische Tänzerinnen sich sehen ließen, unter frischen, großblättrigen Pflanzen und beim Sprudeln der Fontäne abgekühlt, so betrat man im Bademantel zunächst einen mäßig erwärmten Raum, künstlerisch mit Gemälden und Statuen geschmückt. Danach das Schwitzgemach, wo auf marmornen Lagern, in weiße Decken eingehüllt, die Badenden sich von den Sklaven kneten und striegeln ließen. Nach einer Abwaschung in heißem Wasser ging es in das Kühlzimmer, wo man in ein Schwimmbassin kalten Wassers sprang und sodann auf Polstern sich von all' diesen Anstrengungen ausruhte. Tag und Nacht waren diese Thermen offen, ein Eldorado aller Müßiggänger, neben einer Wohlthat auch eine Verlockung für Viele, ihre Kräfte in scheinbarer Auffrischung zu erschöpfen.

Eine Weltstadt, die den Anziehungspunkt der Genußmenschen aus allen Völkerstämmen unter der römischen Herrschaft bildete, mußte, wie die Wiege des Luxus, so auch die der Entartung und Sittenlosigkeit werden. Was von den Mahlzeiten der Römer jener Tage erzählt wird, zeigt, wie ungeheuer verschwendet wurde, um dem sinnlichen Genuß des Gaumens das Außerordentlichste zu bieten. Die Gastmähler eines Lucullus, deren eines oft ein stattliches Vermögen kostete, wozu Fische, Geflügel und Meerthiere nebst Früchten eigens aus weiten Fernen beschafft wurden, sind sprichwörtlich geworden, und die reichen Prasser überboten sich in diesem verschwenderischen Luxus bis zum Neufßersten. Die Hauptmahlzeit der Römer entsprach dem Diner der Franzosen. Sie versammelte Abends

die Familie; sie wurde von den Familienlosen in den öffentlichen Garfücken gewöhnlicher oder feiner Art genommen und von den Lebemännern am liebsten in kleiner Gesellschaft bei sich oder bei einem geschmacksverwandten Freunde. Auf weichen Polstern lag man da um die niedrigen reichbesetzten Tafeln herum und ließ sich von hübschen Kranzwinderinnen, von griechischen Sklavinnen, die Schale mit edelstem Weine reichen, duftige Blumen um Haupt und Brust legen, wie es Sitte bei Gastereien war. Flötenspiel füllte die Pausen zwischen jedem Gange aus und währte nach dem Essen fort, wenn man zum eigentlichen Gelage überging, bei welchem unter Scherzen, Lachen und Streiten der kredenzte Wein von Sicilien und den griechischen Inseln die Köpfe erhitzte und trunken machte. Bis tief in die Nacht währten solche Orgien und die Schwelger kehrten oft beim Morgensohnenglanz erst in ihre Wohnungen zurück, um bis zur neuen Gasterei den Tag und das müßige Leben zu verschlafen.

Die Ringelnatter.

Naturgeschichtliche Skizze

von

Richard Schulz.

(Nachdruck verboten.)

Ein anmuthiges Wiesenthal breitet sich vor uns aus. Die den Lauf des Flusses auf beiden Seiten begleitenden Berge treten zurück, um erst später sich wieder zu nähern und das im Hintergrunde sichtbare kleine Städtchen mit einem Kranze bewaldeter Höhen zu umschließen. Nicht dem Flusse folgen wir, sondern dem kleinen Bächlein, das träge und langsam durch die Wiesen dahinschleicht, um sich erst kurz vor der Stadt mit dem Flusse zu vereinigen. Vorher breitet es sich aber zu einem sumpfigen Teiche aus. Erlenstämme erheben sich am Uferrande, Weidengestrüpp steht dazwischen, Niedgräser wachsen in Büscheln beisammen, und weiterhin bilden schwankende Rohrstengel und lispelnde Schilfgräser ein für das Auge undurchdringliches Dickicht, das sich bis tief in die Wiese hinein erstreckt. Ribize erheben sich und umkreisen uns in schwirrendem Bogen, dabei fortwährend ein langgezogenes „Kiwit, wo bliv ic!“ ausstoßend. Hier und dort fliegt ein wildes Entenpärchen auf, um schwerfällig nicht gar weit davon sich wieder niederzulassen. Das Wasser selbst

wird von zahllosen Teichhühnern belebt, die blitzschnell untertauchen, um erst weit an einer anderen Stelle wieder den Kopf aus dem Wasser zu heben.

Dieser kleine Bruch ist als ein Lieblingsaufenthalt unserer Ringelnatter weit und breit bekannt. Selten wird man an einem sonnigen Sommertage an seinem Ufer entlang gehen, ohne nicht hier und dort eine zu bemerken. Die kleine Insel in der Mitte des Teiches, hier Werder genannt, wird namentlich als Aufenthaltsort von ihnen geschätzt. Dort liegen sie stundenlang im Sonnenschein, schlängeln suchend durch das Gras, stürzen sich in das Wasser, um wieder an das Ufer zu kommen und das Spiel von Neuem zu beginnen.

Es ist ein interessantes Schauspiel, den Bewegungen einer sich unbeobachtet glaubenden Ringelnatter zu folgen. Dort liegt eine fest zusammengerollt, nur der Kopf ist etwas gehoben und wendet sich, neugierig umherschauend, nach allen Seiten. Die dunklen Augen mustern jedes Grashalmchen, jedes Blümchen, und dabei ist auch die zweigespaltene Zunge in fortwährender Thätigkeit. Da bewegt sich ein Grashalm, sofort zieht die Natter sich zusammen, doch so, daß der Hals in einem Bogen gestreckt ist, um sofort hervorschießen zu können. Die Zunge wird weiter als im Zustande der Ruhe herausgestreckt, dabei der Kopf auch wieder allmählig mehr nach vorn geschoben. Ein kleiner Käfer hatte die Schlange in solche Aufregung versetzt. Er entfaltet jetzt seine Flügeldecken und schwirrt davon, während die Natter den Kopf erhebt, um ihm mit ihren Blicken zu folgen. Jetzt liegt sie wieder in stiller

Behaglichkeit, da wird abermals ihre Ruhe gestört. Ein feister Grasfrosch hüpfet wenige Schritte von ihr vorüber und guckt mit seinen Glok Augen sorglos umher. Die Aufmerktsame hat ihn sogleich bemerkt. Sie hebt und senkt den Kopf, schiebt ihn vor und zieht ihn wieder zurück, lockert ganz leise den zusammengerollten Körper und schlängelt sich geräuschlos ihrem Opfer entgegen, dessen ganze Aufmerksamkeit eine Fliege gefesselt hält. Der Frosch scheint die Entfernung zu messen und zu überlegen, ob der Sprung nach ihr gelingen könnte. Unterdeß schleicht die Feindin immer näher. Sie duckt sich und drückt den Körper fest an den Boden, bleibt jeden Augenblick stehen, um sich aber sogleich wieder vorwärts zu schieben. Jetzt hüpfet der Frosch nach der Fliege, springt aber zu kurz und schaut verblüfft dem davonfliegenden Vederbissen nach. Dieser unerwartete Sprung treibt die Schlange zur Eile an. Jetzt ist sie wenig mehr als einen Fuß von dem braunen Gefellen entfernt, da gewahrt dieser sie, aber ehe er den rettenden Sprung unternehmen kann, hat ihn die Natter schon gepackt und hält ihn an dem einen Hinterbein fest. Wie wehrt sich der arme Schelm! Er zappelt und quackt jämmerlich, während sich die Schlange bemüht, ihn zum Verschlingen bequemer zu fassen. Namentlich hat sie es auf den noch freien Hinterfuß abgesehen, der Frosch aber stößt mit demselben um sich und sucht sich frei zu machen. Sieh, es ist ihm gelungen, aber schon hat ihn die Natter wieder gepackt und diesmal beim Kopfe. Langsam zieht sie ihn trotz seines Sträubens in den Schlund hinab, nur die Beine streckt der Aermste noch heraus und schlägt mit

denselben verzweifelt umher. Endlich sind auch sie verschwunden. Noch ein paar Schluckbewegungen, und die Beute ist der Verdauung preisgegeben. Die Schlange späht aufmerksam umher, ob sich nicht etwa noch ein zweiter solcher Lefterbissen zeige, da sie jedoch nichts bemerkt, schlängelt sie sich wieder auf den alten Ruheplatz zurück. Doch nicht lange liegt sie hier in träger Unthätigkeit. Geräuschlos gleitet sie nach dem Wasser hin und nimmt ein kühlendes Bad, denn sie ist eine ausgezeichnete Schwimmerin. Den Kopf hält sie meist über dem Wasser, während der Leib schlängelnde Seitenbewegungen ausführt, die sie ziemlich schnell vorwärts bringen. An einem Schilfstengel hält sie an, taucht an ihm hinab bis auf den Grund, schwimmt nahe an demselben ein Stück weiter und hebt sich dann wieder bis zur Oberfläche empor. Wenige Sekunden später ist sie schon wieder am Ufer. Hier hat der sengende Sonnenstrahl das flache Wasser förmlich heiß gemacht, ihr aber scheint dieser Umstand gerade behaglich und sie bleibt darin liegen, nur Kopf und Hals streckt sie öfter bis auf das Ufer hinaus.

Die Ringelnatter ist in ganz Europa, mit Ausnahme der Inseln Sardinien und Irland, nicht selten, ebenso ist sie in einem großen Theile Vorderasiens und dem Nordwesten Afrika's heimisch. Bevorzugt werden von ihr die sumpfigen Uferländer der Bäche, Flüsse und Seen, doch ist sie auch öfter weitab von jedem Wasser aufgefunden worden. In den Alpen findet man sie noch auf Bergalden, die über 1600 Meter absolute Höhe haben, auch in anderen Gebirgen, dem Riesengebirge, Ural, Kauka-

fuß zc. ist sie in bedeutenden Höhen anzutreffen. In manchen Gebieten ist sie so häufig, daß man sie nicht übersehen kann, anderwärts wird sie wieder nur selten bemerkt, obgleich alle Boden- und anderen Verhältnisse ihren Gewohnheiten zu entsprechen scheinen. Wo die Ringelnatter gefannt wird und wo man sich von ihrer Harmlosigkeit überzeugt hat und sie nicht verfolgt, da kommt es nicht selten vor, daß sie in der Nähe der menschlichen Behausungen ihren Wohnsitz aufschlägt. Kompost- und Düngerhaufen, Maulwurfshügel und Rattenlöcher bieten ihr dort Zufluchtsorte, selbst in die Gebäude schleicht sie sich und besonders gern sucht sie in den Ställen der Hühner und Enten Unterkunft. Mit letzteren Thieren lebt sie namentlich in großer Freundschaft, selbst auf dem Rücken schwimmender Enten hat man sie bemerkt, ohne daß diese den „blinden Passagier“ abzuwerfen sich bestreben. In den russischen Bauernhäusern ist die Ringelnatter ein häufiger Gast, wie Fischer versichert. Aberglaube hat sie hier vor Verfolgung gefeit, und da man zudem ihre völlige Unschädlichkeit erkannt hat, so läßt man sie ungehindert ihren Weg gehen.

In Deutschland wird die Ringelnatter fast überall verfolgt. Unwissenheit und die uns anerzogene Schlangenfurcht sehen in ihr einen Feind, der vernichtet werden muß. Der Landmann hält es für seine Pflicht, jede in den Bereich seines Armes kommende Natter todzuschlagen, denn sie ist es ja, die seiner Meinung nach den Kühen und Ziegen die Milch aussaugt und dadurch seine Einnahmen schmälert. Viele Menschen können von dem Begriffe

„Schlange“ den der „Giftigkeit“ nicht trennen und verfolgen aus diesem Grunde das durch freundliche Behandlung leicht einen gewissen Grad von Zutraulichkeit annehmende Thier.

Wer sich nur die Mühe nimmt, die Ringelnatter genauer anzusehen, wird sicher zugeben müssen, daß sie eines der schönsten Kriechthiere ist. Namentlich kurz nach der Häutung erglänzt der Körper im schönsten Metallblau. Zwei Reihen dunkler Flecke ziehen sich auf dem Rücken entlang, nach unten zu verläuft jederseits ein weißlicher Streifen, von dem sich die dunkle Bauchseite vortheilhaft abhebt. Der eigentliche Schmuck unserer Schlange und das sichere Kennzeichen, durch das sie sich von allen anderen Schlangen unterscheiden läßt, sind die beiden halbmondförmigen Flecke in der Schläfengegend, welche beim Männchen von gelblicher Farbe, bei dem Weibchen rein weiß sind. Diese Flecke haben gewiß die Sage von dem Schlangenkönig, der mit goldener Krone umherläuft und dem alle anderen Nattern unterthan sind, hervorgerufen, denn wenn die Natter im Grase zu entfliehen sucht und nur von Zeit zu Zeit den Hals etwas höher streckt, daß die hellen Flecke sichtbar werden, so kann bei nicht genauem Hinsehen leicht eine solche falsche Vorstellung wohl erzeugt werden, namentlich, wenn das Auge durch Furcht getrübt wird.

In der Gefangenschaft hält die Ringelnatter sehr gut aus und gewährt durch ihre ewige Beweglichkeit viel Vergnügen. Ich halte in einem großen, fast einen Quadratmeter Bodenfläche bietenden Glaskasten, der im Sommer an einem sonnigen Fenster in der Nähe meines Arbeits-

tisches steht, regelmäßig neben Eidechsen zc. einige Ringelnattern. In kurzer Zeit gewöhnen sie sich an die Nähe des Menschen und treiben unbekümmert um sein Gehen oder Kommen ihr munteres Spiel. Jede Natter, die ich in diesen Kästen sehe, erwählt sich gleich am ersten Tage einen bestimmten Ort, an den sie zur Nachtruhe und oft auch in den heißesten Nachmittagsstunden sich zurückzieht. Die eine betrachtet eine Tuffsteingrotte als ihr Eigenthum, eine andere schlüpft regelmäßig in das Innere einer kleinen geschlitzten hölzernen Burg, eine dritte hat sich die hervorragende Fels Spitze des Wasserbassins ausersehen. Alle leben in größtem Frieden und in Eintracht, statten sich auch bei Tage Visiten in ihren Behausungen ab, doch niemals verbleiben sie die Nacht über bei einander. Gewöhnlich ruhen sie die ganze Nacht hindurch. Naht man sich mit Licht, so kommen sie zuweilen hervor, zeigen sich aber bedeutend furchtsamer als bei Tage.

Mit den Eidechsen halten sie enge Freundschaft. Noch nie ist es vorgekommen, daß eine Natter sich an ersteren vergriffen hätte, und ich glaube aus diesem Grunde, daß die Angabe der meisten zoologischen Lehrbücher, Eidechsen bilden mit die Nahrung der Ringelnatter, eine unbegründete ist. Die Eidechsen, auch wenn sie eben gefangen worden, bezeigen niemals irgend welche Furcht, sondern lagern sich vielmehr gern auf den Rücken der zusammengerollten Natter. Frösche dagegen wittern in ihr sogleich die Feindin. Ein aus Laich in meinem Aquarium erzogener zweijähriger Wasserfrosch, der also noch niemals eine Natter gesehen, wußte sich vor Angst nicht zu lassen, als

ich ihn in das Vivarium setzte. Ein verzweifelter Sprung brachte ihn auf das Gerüst, an dem sich ein Epheu emporrannte, aber auch dies rettete ihn nicht. Die Natter folgte ihm langsam nach, ohne ihn aus den Augen zu lassen. Mehrmals öffnete der Frosch das Maul, ohne einen Klage-laut hervorzubringen. Unverwandt glockte er die immer näher rückende Feindin an. Schon war sie ganz nahe, da wagte er erst den Sprung nach dem Wasserbassin, an dessen Grunde er sich zu verstecken suchte. Ohne sich zu überstürzen, ließ sich die Schlange vom Gerüst herab und eilte ihm nach. Jetzt scheuchte ich sie zurück, um den mir durch zweijährigen Besitz liebgewonnenen grünen Gesellen zu retten. So viel ich beobachtet, macht die Ringelnatter zwischen Thau- und Wasserfröschen keinen Unterschied, selbst Kröten verzehrt sie mit demselben Wohlgefallen, so lange sie noch klein sind. Bietet man ihr große und kleine Frösche gleichzeitig, so wählt sie lektere regelmäßig zuerst. Das Verschlucken der großen Beute macht ihr viele Mühe und mattet sie sichtlich ab. Fische werden von allen Nattern äußerst gerne gefressen. Ich setze öfters fingerlange Weißfische in das Wasserbassin des Glaskastens und sogleich beginnt auf sie die Jagd. Aber trotzdem das Becken nur 30 Centimeter lang, 20 Centimeter breit und 10 Centimeter tief ist, dauert es ziemlich lange, ehe die Schlange eine Beute erwischt. Sie führt alle Schwankungen zu langsam aus, so daß die flinken Fischlein unter, über und neben ihr durchschlüpfen. Im Freien dürfte nach diesen Thatsachen wohl nur höchst selten ihr ein Fischlein zur Beute fallen, und von einem Schaden, den die Ringelnatter im Fischteiche anzurichten im

Stande wäre, kann schon gar nicht die Rede sein. Wassermolche dagegen verfehlt die Schlange fast nie, scheint sie aber nicht gerade zu den Lederbissen zu zählen, obwohl sie bei Hunger keine Art verschmäht. Nur an dem großen Feuersalamander, der in einer dunklen und feuchten Ecke des Vivariums sein stilles Wesen treibt, hat sich bisher noch keine Natter vergriffen; ich kann es aber nicht verbürgen, daß dies bei großem Appetit nicht doch geschehen würde. Junge, noch unbefiederte Spazern, Mäuse, allerlei Kerbthiere, Eier und was ich sonst noch den Ringelnattern geboten, haben sie stets verschmäht, obwohl sie allen Bewegungen der Thiere die größte Aufmerksamkeit schenkten.

Wasser ist den Nattern, trotzdem Lenz es niemals in dem Magen getödteter Ringelnattern gefunden haben will, zum Trinken unumgänglich nothwendig. Um mich hievon zu überzeugen, habe ich dasselbe nur vierzehn Tage lang den Thieren entzogen. Sie nahmen während dieser Zeit keine Nahrung zu sich, liefen unruhig hin und her und klemmten sich in jede Ritze, um einen Ausweg zu suchen. Jetzt füllte ich ihnen das Bassin, und sofort konnte ich alle drei das erquickende Naß mit dem größten Behagen einschlürfen sehen. Fast zwei Stunden lang gingen sie nicht vom Wasser fort, stürzten immer wieder hinein, um die langentbehrte Wohlthat des Bades zu genießen. Milch haben meine Ringelnattern nie genommen, darum kann ich alle Mittheilungen, die hierüber laut geworden sind, nicht ohne Weiteres glauben.

In den Winterschlaf sind meine Nattern erst gefallen,

als die Temperatur des Zimmer weniger als 6 Grad R. betrug. Es war dies kurz vor Weihnachten der Fall, doch hatten sie schon seit Anfang November jede Nahrung zurückgewiesen. Mitte Februar waren sie bereits wieder erwacht. Im Freien dürfte die Natter bei milder Witterung wohl noch im November munter sein, Ende März wird sie meistentheils schon wieder gesehen. Die Liebeszeit der Ringelnatter fällt in den Mai. In der Gefangenschaft ist es bisher noch nicht gelungen, sie zu verpaaren. Ende Juli, oder auch noch später, findet man die 20 bis 30 einzelne Eier zählenden Eischnüre in Laubhaufen, in feuchtem Moos und an Orten, die eine Zeit lang mäßige Feuchtigkeith bewahren und wo die Eier doch der Sonnenwärme ausgesetzt sind. Die einzelnen Eier haben die Größe von Taubeneiern, gleichen ihnen auch in Gestalt und Farbe, unterscheiden sich aber durch die häutige, nicht feste Eischale. Alle Eier hängen wie die Perlen einer Schnur zusammen. An der Luft trocknen sie, wenn sie nicht feucht liegen, in kurzer Zeit ein, im Wasser gehen sie aber auch zu Grunde, und diesen beiden Umständen schreibt Brehm die Beeinträchtigung der Vermehrung dieser Schlangengattung zu, welche sonst eine außerordentliche sein müßte. Höchstens drei Wochen sind nöthig, um die Jungen ausschlüpfen zu lassen, sie sind dann ungefähr 15 Centimeter lang, haben aber bereits scharfe Zähne, so daß sie also eine selbstständige Lebensweise zu führen im Stande sind. Die Mutter bekümmert sich nicht im Geringsten um ihre Nachkommenschaft, die von Kerb- und Weichthieren sich ernährt. Die jungen Nattern verkriechen sich wohl schon

frühzeitig zum Winterschlaf, um erst im nächsten Frühjahre die Lebensweise ihrer Eltern sich anzueignen.

Alle sechs bis acht Wochen häutet sich die Ringelnatter. An meinen gefangenen habe ich gewöhnlich drei Häutungen während des Sommers beobachtet. Die erste findet Mitte Mai statt. Die Schlange zeigt sich zwei bis drei Tage vorher schon unruhig, namentlich verliert das Auge von seinem gewöhnlichen Glanz. Den eigentlichen Gang der Häutung habe ich noch nie beobachtet; letztere geht in den ersten Morgenstunden vor sich, und jedesmal fand ich beim Aufstehen den Vorgang schon vollendet. Die alte Haut reißt in der Gegend des Maules entzwei, so daß die Schlange im wahren Sinne des Wortes „aus der Haut fahren“ kann. Sonst ist dieselbe an keiner anderen Stelle verletzt. Das neue Kleid zeichnet sich durch Glanz und Frische der Farben aus, namentlich erscheinen die halbmondartigen Flecke bei den männlichen Nattern in dem schönsten Schimmer. Nach der Häutung ist die Fresslust regelmäßig wieder reger.

Feinde hat die Ringelnatter eine nicht geringe Zahl, und allen voran steht der Mensch. Grundlos ist sein Haß, denn das harmlose Thier vermag ihm nicht den geringsten Schaden zuzufügen. Abgesehen davon, daß der Natter Giftzähne völlig fehlen, vermögen ihre anderen Zähne nur unbedeutende Wunden zu schlagen, so daß man furchtlos jede Ringelnatter angreifen kann. Regelmäßig sucht sie zu entfliehen, und nur, wenn ihr kein Ausweg mehr bleibt, setzt sie sich zischend zur Wehre, beißt aber auch dann nur in den seltensten Fällen. In der Angst entleert sie ihre

Stinkdrüsen und verbreitet dadurch einen unangenehmen Geruch. Gefangene gewöhnen sich diese Unart mit der Zeit fast vollständig ab. Sie bewegt sich ziemlich schnell fort und bringt sich dadurch nicht selten in Sicherheit. Langbein Storch holt sie meist bald ein, vergreift sich aber nur an jüngeren Thieren. Alte, deren Länge 1½ Meter erreicht, dürften ihm nicht ganz harmlos erscheinen. Gewöhnlich sind übrigens die Ringelnattern viel kleiner, da nur wenige allen Gefahren entgehen, bis sie völlig erwachsen sind.

Wenn auch die Ringelnatter meist solche Thiere verzehrt, die wir zu den nützlichen zählen, weil dieselben schädliche Schnecken und Käfer wegfangen, so muß für die Natter doch die Bitte um Schonung ausgesprochen werden, denn sie ist eine wirkliche Zierde unserer heimischen Flur, und Jeder, der sich durch grundlose Furcht nicht abhalten läßt, ihr Thun und Treiben näher zu beachten, wird seine Freude an ihr haben. Vielleicht tragen auch diese Reizen dazu bei, dem viel verfolgten Geschöpf neue Freunde zu gewinnen.

Die drei W - Minister des preussischen Staates.

Historische Skizze

von

F. v. Zobeltig.

(Nachdruck verboten.)

Friedrich Wilhelm der große Kurfürst hatte nach glorreicher Regierung die Augen geschlossen und sein Sohn Friedrich, ein schwächlicher, engbrüstiger, doch geistig geweckter Prinz, den Thron Brandenburgs bestiegen. Der greise Oberpräsident v. Schwerin und der junge Doktor Eberhard Danckelmann hatten die Erziehung des Prinzen geleitet und Beide dazu beigetragen, seine Vorliebe für Wissenschaft und Kunst zu erhöhen und zu pflegen. An Danckelmann, der dem jungen, leicht empfänglichen Fürsten durch sein frühzeitiges ausgebreitetes Wissen gewaltig imponirte, hatte sich Friedrich besonders angeschlossen. Danckelmann war es nebenbei gewesen, der Friedrich zweimal das Leben gerettet hatte: einmal bei dem angeblichen Vergiftungsversuch durch die Stiefmutter 1680, und sieben Jahre später bei einem Streckflusse, wo er gegen den Willen der Aerzte dem Kurprinzen zur Ader zu lassen befohl. Danckelmann allein war schließlich die

Veröhnung Friedrich's mit der Stiefmutter nach dem Tode des großen Kurfürsten zu danken. Es waren dies Alles Thatsachen, die den gelehrten Herrn intimer mit dem neuen Herrscher verbanden. Dandelmann wurde in Folge dessen mit seinen sechs Brüdern, die gleich ihm bereits hohe Aemter im brandenburgischen Staatswesen bekleideten, 1695 in den Reichsfreiherrnstand erhoben und erhielt den Rang eines Premierministers Kurfürst Friedrich's III. Nicht mit Unrecht nannte man ihn den Colbert Brandenburg's. Er mit seinen Brüdern — die Plejaden, das Siebengestirn oder die sieben Planeten, wie sie im Volksmunde hießen — herrschte unumschränkt, aber der Staat kam bei diesem Regiment nur gut fort. Dennoch sollte Dandelmann's schnelles und hohes Glück nur von kurzer Dauer sein.

Schon im Jahre 1682 war ein pfälzischer Edelmann, Johann Kasimir v. Kolbe, als Oberstallmeister und Geheimrath der Pfalzgräfin von Simmern, Marie von Odranien, Schwester der Gemahlin des großen Kurfürsten, mit seiner Gebieterin zum Besuche am Berliner Hofe erschienen. Verschiedene Gründe verhinderten den damaligen Kurprinzen, den welterfahrenen, eleganten und amüsanten Hofmann schon damals an seine Person zu fesseln; erst nach dem Tode der Pfalzgräfin, der mit dem des großen brandenburgischen Herrschers beinahe zusammenfiel, kam Kolbe gänzlich nach Berlin. Dandelmann selbst begünstigte den gewandten Höfling, der ihm geeignet erschien, die Stelle eines sogenannten lustigen Rath's bei seinem Herrn einzunehmen; auf seine Veranlassung wurde Kolbe 1690 zuerst

Hauptmann von Oranienburg, dann Schloßhauptmann von Berlin und endlich 1696 Oberstallmeister mit dem gleichzeitigen Titel eines Oberkammerherrn. Dandelmann sah leider zu spät ein, daß der „lustige Rath“ des Kurfürsten mit keiner anderen Absicht umging, als ihn zu stürzen und sich an seine Stelle zu setzen. Und in der That — eine geeigneterer Persönlichkeit, des Kurfürsten Gunst in hervorragendster Weise auf sich zu ziehen und sich zum Günstling desselben zu erheben, konnte es nicht geben wie Kolbe. Kolbe war nach jeder Richtung hin das gerade Gegentheil Dandelmann's. Letzterer ein durch und durch rechtschaffener Charakter, offen bis zu rücksichtsloser Schroffheit, peinlich und ehrlich in den größten Kleinigkeiten, dabei von großem, oft verlegendem Stolze und von einer biderben Rauheit des Wesens, die nur zeitweilig einer düsteren Melancholie wich — Kolbe dagegen ein leichtblütiger Elegant, ein ausgeprägter Sanguiniker, geschmeidig, glatt und einschmeichelnd, aristokratisch vornehm, äußerlich gebildet und geistreich, unbekümmert um die Wahl seiner Mittel, wenn es sich um die Ausführung irgend einer Nothwendigkeit handelte, mit einem Worte ein Hofmann nach Versailles Muster vom reinsten Wasser. Kurfürst Friedrich liebte solche parfümirten Elegants um seine Person; so feindlich er sonst dem französischen Herrscher gegenüberstand, so sehr bemühte er sich, in äußerer Prachtentfaltung, in ostentativem Repräsentiren, in höfischer Geschmacksentwicklung es ihm gleich zu thun. Und gerade diese Neigung für Prunk und Glanz und Machtvollkommenheit, die schon in dem zehnjährigen Knaben bei der Begründung

des von ihm, dem Kinde, gestifteten Ordens „de la générosité“ hervortrat, und der wohl lediglich allein die Erhebung Brandenburgs zu einem Königreiche Preußen zu danken ist, verstand der neue Günstling in geschickter Weise zu nähren und auszubeuten. Dandelmann's Sturz wurde auf das Feinste eingefädelt; Kolbe wußte in dem Herzen des Kurfürsten die Eitelkeit, die dessen ganzes Leben und Denken charakterisirte, noch mehr anzufachen und ihn auf seinen Minister eifersüchtig zu machen. „Dandelmann will den Kurfürsten spielen; ich werde ihm aber zeigen, daß ich der Herr bin!“ In diesen historischen Worten Friedrich's sprach sich das Verdammungsurtheil Dandelmann's aus. Der Wackere wurde in Spandau festgesetzt, nach der Geburt des ersten Enkels Friedrich's aber begnadigt; er lebte darauf mit ziemlich hoher Pension in Cottbus und starb 1722 im achtzigsten Jahre — ein gebeugter, verbitterter Menschenfeind.

Obwohl der Feldmarschall Johann Albrecht v. Barfuß zuerst an die Stelle Dandelmann's trat, nahm doch jetzt schon Kasimir v. Kolbe den vornehmsten Platz in der Gunst des Herrschers ein. Barfuß hielt sich aber nicht lange, und noch im Laufe des Krönungsjahres 1701 wurde Kolbe zum Premierminister ernannt, nachdem ihm vorher bereits außer seinen beiden Hofämtern die General-Oekonomie-direktion, die Oberhauptmannschaft aller Schatullenämter, das General-Postmeisteramt und das Marschallamt von Preußen übertragen worden war. Durch Häufung aller dieser Posten stieg sein Gehalt allmählig bis schließlich zu der ansehnlichen Höhe von 124,000 Thalern jähr-

lich, und im Jahre 1704 wurde Kolbe mit seiner Gemahlin auf Betreiben des Kurfürsten durch den Kaiser Leopold sogar in den Reichsgrafenstand derer von Wartenberg erhoben. Er stand jetzt auf der Höhe seiner Macht. Zwar versuchte der von ihm verdrängte Barfuß schon im folgenden Jahre mit Hilfe des Hofmarschalls v. Wensjen und der Grafen Dohna, Dönhoff und Lottum, den Allmächtigen zu stürzen, doch erreichten sie sämmtlich bei diesem Versuche nichts Anderes als ihre eigene Verbannung. Auf Antrag Wartenberg's trat für Barfuß, dem bisher noch immer die Verwaltung des Militär-Departements überlassen worden war, der General-Feldmarschall Reichsgraf Alexander Hermann v. Wartensleben ein, und an die Stelle des Oberhofmarschalls Grafen Lottum der Reichsgraf August v. Wittgenstein. Diese drei Grafen herrschten nunmehr allein im jungen preußischen Königreiche; das Volk nannte sie die Triumvirn oder, da ihre Namen sämmtlich mit einem W begannen, die „drei Wehen“ des Landes, und diese Bezeichnung verdienten sie mit Recht, denn durch ihre autokratische Verwaltung, die Verschwendung, zu der sie den prachtliebenden Kurfürsten und späteren König veranlaßten, sowie durch die maßlose eigene Bereicherung mit fiskalischen Geldern drückten und schädigten sie das Land in einer Weise, daß der Staat dem Ruine, das Volk der Verarmung entgegentrieb.

Wie Kolbe-Wartenberg, so waren auch Wittgenstein und Wartensleben keine Brandenburger. Beide stammten aus Westphalen. Wittgenstein sank im Laufe der Zeit ganz zu einer Kreatur des Premierministers herab, er

war ein hartherziger, hochfahrender, eigennütziger Mann, dessen ganzes Sinnen und Trachten auf Zusammenscharren von Reichthum gerichtet war. Trotz seiner grenzenlosen Bornirtheit verstand er es sehr wohl, sich reichliche Nebenquellen zu schaffen, so daß sein ursprünglich auf 10,000 Thaler normirtes Gehalt im Laufe der Zeit wohl kaum geringer war als das seines Lehrmeisters und Protectors. Er war der Astrologie und Alchemie sehr ergeben und gehörte in erster Reihe zu denen, die durch den 1709 gehängten unglücklichen Goldmacher Grafen Ruggiero düpiert wurden. Im Gegensatz zu ihm war Wartenleben eine zwar gleichfalls beschränkte, doch durchaus gutmüthige Natur, ein Mann, der sich leicht leiten ließ und deshalb wie Wittgenstein gar bald ein gefügiges, biegsames Werkzeug in den Händen Wartenberg's ward. Ein Schwiegersohn von ihm war der Graf Ratte, der Vater des Jugendfreundes Friedrich's des Großen.

Neben den „drei Weh's“ standen nur noch die beiden Minister Ilgen und Fuchs in gleichem Etat. Rüdiger v. Ilgen, Minister für die auswärtigen Angelegenheiten, war das Faktotum Wartenberg's. Er war ein rastloser Geschäftsmann und ein hoch intelligenter Kopf, der sich ohne Connexionen noch lange nach dem Sturz des W-Ministeriums bis in die Regierungsepoche Friedrich Wilhelm's I. hinein seine Stellung zu wahren wußte. Paul v. Fuchs leitete bis 1704, seinem Todesjahre, die Justiz- und geistlichen Sachen; an seine Stelle trat der gewandte Lebemann Ludwig v. Prinken. Alle übrigen Minister mußten während der Regentschaft der drei Reichsgrafen weichen.

Trotz aller Vorsichtsmaßregeln Wartenberg's hatte sich doch in Bälde eine einflußreiche Partei am Hofe gegen ihn und seine Creaturen gebildet. An der Spitze dieser Partei stand anfangs die philosophische Königin Sophie Charlotte, später der Kronprinz Friedrich Wilhelm mit seinen Günstlingen, dem General v. Grumbkow und dem Fürsten Leopold von Anhalt-Deßau; ihnen gesellte sich der schlaue Ilgen bei. Die schiefe Stellung, in die der Graf zur Königin gerathen war, wurde für ihn verhängnißvoll durch das freche und prätentivöse Auftreten seiner Gemahlin. Katharina Gräfin Wartenberg war die Tochter eines Schiffers und Weinküfers Rickert zu Emmerich im Herzogthum Cleve. Ein Kammerdiener des großen Kurfürsten, Namens Biedekap, lernte die schöne Katharina auf einer Reise seines Herrn nach Cleve kennen, heirathete sie und brachte sie mit nach Berlin. Hier zog sie bald die Aufmerksamkeit des Grafen Wartenberg, damals noch Herrn v. Kolbe, auf sich, dessen Gattin sie nach dem 1696 erfolgten Tode Biedekap's wurde. Ihre beiden Kinder aus der Ehe mit Biedekap wurden zu Reichsfreiherrn v. Aspach erhoben; die Tochter verheirathete sich mit einem Kammerherrn Grafen v. Schlieben. Die Gräfin Wartenberg war ein bodenlos ränkelsüchtiges, stolzes, eitles und dabei bis zur empörendsten Underscämtheit freches Weib — Eigenschaften, mit denen sich ihre sprichwörtlich gewordene Unwissenheit um so weniger vertrug. Trotzdem die Königin Charlotte ihren Insolenzen meist nur durch imponirende Hoheit zu begegnen pflegte, trieb die Gräfin die Taktlosigkeit doch oft so weit, daß selbst die Majestät sich von der

Kreatur beleidigt fühlen mußte. So hatte sie einst die Unverfrorenheit, sich in einem Cirkel bei Sophie Charlotte, die ihr erst auf langes Bitten von Seiten ihres Gemahls Zutritt in ihren Gemächern gestattet hatte, von ihrem eigenen Kammerdiener den Kaffee serviren zu lassen. Als die Königin sie deshalb zur Rede stellte und ihr drohte, sie aus dem Zimmer zu weisen, rief sie unter brutalem Gelächter aus: „Das möchte ich doch einmal sehen!“ — Bei der Taufe der Prinzessin Sophie Wilhelmine, der späteren Markgräfin von Baireuth und bekannten Memoirenschreiberin, gerieth sie mit der Gemahlin des holländischen Gesandten v. Lintelo sogar in thätlichen Konflikt, weil diese ihr den Vorrang streitig machen wollte. Die Gräfin beklagte sich später darüber beim Könige, und dieser wußte es durchzusehen, daß die holländischen Staaten ihren Gesandten anwiesen, dessen Gattin solle der stolzen Wartenberg Abbitte leisten. Pölnitz erzählt, sie habe es sogar fertig bekommen, der Herzogin von Holstein ihren Rang für die Summe von 10,000 Thalern, die natürlich der König bezahlen mußte, abzukaufen. Die Königin Charlotte rächte sich einmal dadurch an der unleidigen Person, daß sie dieselbe bei Gelegenheit eines großen Hoffestes in Lübelburg französisch anredete, eine Sprache, welche die Gräfin nicht verstand. Trotzdem aber blieb der Einfluß des Wartenberg'schen Paares unerschüttert, und in der 1708 von Friedrich erlassenen Hof-Rangordnung wurde demselben der Rang vor allen nicht regierenden Fürstlichkeiten zugesichert.

Ein Vorfall, der sich bei dem russischen Gesandten

von der Linth ereignete, und an dem auch wieder die Gräfin mit ihrer maßlofen Eitelkeit ſchuld war, gab endlich den Anstoß zum Sturze der Wartenbergs. Im Winter 1710 wurde bei dem Gefandten zu Ehren der durch Berlin reisenden Gemahlin des ruffifchen Ambassadeurs bei den Generalstaaten, Herrn v. Matuoff, ein Diner gegeben, bei dem die Wartenberg auch den Rang vor der Fremden verlangte und, als ihr dies von Linth in höflichster Form abgeſchlagen wurde, einfach nicht erschien. Frau v. Matuoff beklagte ſich aber beim Könige über die Impertinenz der Gräfin, und dieſer, der Zar Peter um keinen Preis verlegen wollte, veranlaßte, daß dieſesmal die Wartenberg Abbitte leiſten mußte. Jetzt trat plößlich der pensionirte Hofmarſchall v. Wensfen mit der Anklage hervor, Wartenberg habe Gelder unterſchlagen. Zu gleicher Zeit berichteten Grumbkow und Ilgen, Erſterer auf Wunsch des Kronprinzen, Letzterer aus eigener Initiative, um ſich bei der vorauszuſehenden Umwälzung aufrecht zu halten, dem Könige, daß die Gräfin von holländiſcher Seite beſtochen werde und in einem Liebesverhältniß zu dem engliſchen Gefandten Lord Raby ſtehe, der, durch ſie unterrichtet, über alle Vorgänge am Berliner Hofe nach London und auch nach Paris genauen Rapport abſtatte. Damit war über die Wartenbergs der Stab gebrochen. Ilgen mußte dem Grafen die Siegel abfordern und ihm des Königs Ungnade ankündigen; dann erhielt dieſer den Befehl, ſich mit ſeiner Gemahlin nach Wolterſdorf in Preußen zu begeben. Wartenberg gehorchte, nachdem es ihm trotz allem Vorangegangenen doch noch gelungen war, vom Könige eine gnädige Audienz be-

willigt zu erhalten. Seine auf Millionen geschätzten Mobilien und Effekten, sowie die ein Kapital von 500,000 Thalern repräsentirenden Diamanten seiner Frau nahm er mit. Später zog das Ehepaar nach Frankfurt a. M., wo es, durch eine Pension von 24,000 Thalern unterstützt, auf großem Fuße lebte. Woltersdorf, sowie den Monbijou-Garten, den Friedrich 1705 der Gräfin geschenkt hatte, und das von dem Hofbaumeister Andreas Schlüter — einem Mann, dessen Sturz zu Gunsten des schwedischen Avantüriers Baron Cosander von Goethe auch den Intriguen der Wartenberg zu danken war — erbaute Palais an der langen Brücke kaufte der König dem Grafen ab. Wartenberg starb im März 1712 und wurde auf Friedrich's Wunsch unter fürstlichem Gepränge in Berlin bestattet. Die Gräfin führte ihr abenteuerliches und üppiges Leben weiter. Ueber ihren Aufenthalt in Paris schreibt die Herzogin von Orleans: „Sie führt ein toll Leben. Keine ehrliche Dame sieht sie mehr an, ein schändlicher Leben kann man nicht leben, als sie führt, wird von aller Welt veracht und verlacht.“ Sie starb 1734 im Haag.

Mit Wartenberg zusammen stürzte auch Wittgenstein, der direkt von dem Kronprinzen der Veruntreuung von Geldern angeklagt worden war. Der feige Höfling schob alle Schuld auf Wartenberg. Doch dieser hatte sich, wie der Geschichtschreiber Behse mittheilt, vom Könige eine Decharge geben lassen, laut welcher für „alle Unrichtigkeiten in den Rechnungen, Versäumnisse und Vernachlässigungen der kurfürstlichen Interessen nicht er, der Oberkämmerer, sondern die Subalternen zur Verantwortung gezogen werden sollten.“

Wartenberg war durch dieses Schriftstück also gedeckt; Wittgenstein dagegen wurde unter den Verwünschungen des aufgeregten Volkes durch den General v. Tettau nach Spandau abgeführt, wo er über ein halbes Jahr in Haft blieb. Er wurde dann nach Zahlung einer größeren Strafsumme wieder in Freiheit gesetzt und trat später in kurpfälzische Dienste.

Auch Wartensleben, der an dem durch die drei Minister angerichteten Unheil eigentlich die geringste Verantwortung trug, wurde von seinem Posten als Kriegsminister entlassen; er gehörte jedoch bis zu seinem Tode als Generalfeldmarschall der preussischen Armee an. Die Stellung eines Premierministers ging nach Wartenberg's Sturz gänzlich ein. Das Oberkämmeramt erhielt der frühere „grand maitre de la garderobe et de la maison royale“, Paul Anton v. Ramecke; für Wittgenstein trat der schon erwähnte Baron v. Prunzen ein, und die Kriegssachen übernahm der Gemahl der Oberhofmeisterin der Kronprinzessin Sophie Dorothea, Johann v. Blaspiel. Damit war das berüchtigte W-Ministerium aufgelöst, das durch die rücksichtslos autokratische Verwaltung Wartenberg's für Volk und Land in der That nichts Anderes gewesen war als ein „dreifaches Weh“.

In der Redaktion einer New-Yorker Zeitung.

Skizze

von

Aug. Scheibe.

(Nachdruck verboten.)

Wer in New-York nach Mitternacht den Platz passirt, welcher von Broadway nach City Park Hall führt, wird zwischen den übrigen in tiefem Dunkel liegenden Gebäuden einige bemerken, deren obere Etagen so hell erleuchtet sind, daß die Fenster wie Reihen in der Luft hängender Laternen aussehen. Auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume zusammengedrängt stehen hier die Paläste, in welchen die großen Zeitungen der Metropole, „Tribüne“, „Herald“, „Sun“, „World“ und „New-York Times“ das Licht der Welt erblicken; die erleuchteten Lokale sind die der großen Morgenblätter, welche ihren nach Neuigkeiten durstigen Lesern mit dem Frühstück servirt werden.

Weißer Dampf wolken steigen sowohl von den Dächern dieser Gebäude, wie aus den Trottoirgittern empor, welche die Fenster der in den Kellergeschossen liegenden Druckereien bedecken, und Bürgersteig und Straßenpflaster erzittern unter den dröhnenden Schlägen der Pressen, welche die eine Seite

der Zeitungsbogen bereits bedrucken, während die andere noch in der Zusammenstellung begriffen ist und für später einlaufende Beiträge und Neuigkeiten aufgespart wird. Wo aber etwas von der inneren Hitze der Lokale durch Steinplatten und Gitter nach außen dringt, da liegt gewiß einer der armen kleinen Zeitungsträger, welche die Vollendung des Blattes erwarten, und schläft, in Schmutz und Unschuld zusammengeringelt, den Schlaf des Gerechten. Auch auf den Treppenstufen liegen die Jungen verstreut und selbst der eiligste und wichtigste Mitarbeiter sucht an den armen Parias vorbeizukommen, ohne sie aufzuseuchen. Telegraphenboten, Laufburschen, welche Zeitungen oder Briefe von der Post geholt haben, Berichterstatter über zu später Stunde abgehaltene Versammlungen, über Theatervorstellungen u. s. w. eilen die Treppen auf und ab, und in einem kleinen Bureau des Erdgeschosses sitzt ein verschlafener Expedient, welcher, bis der Druck der letzten Seite der Zeitung begonnen hat, Annoncen für den Inseratenthail annimmt.

Auch wir betreten eines dieser Gebäude, steigen die hohen Treppen hinauf, welche nach den Redaktionszimmern führen, und treten nach vorheriger Meldung durch einen Aufwärter in dasselbe ein.

In einem niedrigen, mit Tabakrauch gefüllten Zimmer, das mit zahllosen Gasflammen erleuchtet ist, sitzen an einer Menge von kleinen Pulten emsig beschäftigte, Cigarrenrauchende Männer, deren Bleistifte oder Federn mit Blitzesschnelligkeit über das Papier dahingleiten. Auf den Pulten einiger liegen Zeitungen aus allen Ecken und Enden der

Welt. Ein Bursche eilt von einem dieser fleißigen Arbeiter zum andern, um die fertigen Blätter in Empfang zu nehmen und sie in den kleinen blechernen Behälter zu werfen, der sich an einem Gestell in der Mitte des Raumes befindet und durch eine mechanische Vorrichtung bald zu dem darüber liegenden Saale emporschießt, bald wieder herabkommt, um neues Futter für die Setzer, die da oben in gleicher angestrebter Thätigkeit sind, in Empfang zu nehmen. Von Zeit zu Zeit ruft ein blaß und nervös aussehender Herr, welcher eine leinene Blouse trägt, dem einen oder andern mit Feder und Stift beschäftigten Herrn mit scharfer Stimme einige Worte zu, wie vielleicht: „Anna Dickson zusammendrängen“ — „Peter Fooper streichen“ — „General Grant um die Hälfte kürzen“ u. s. w.

Dieser Herr ist der dienstthuende Nachtredakteur, momentan der unbeschränkte Beherrscher des Ganzen und Vermittler zwischen den Mitarbeitern und den Setzern. Um drei Uhr Morgens muß das letzte Stückchen „Satz“ in den Händen der Drucker sein und von Mitternacht bis dahin ist das Redaktions-Bureau einer großen amerikanischen Morgenzeitung in einem Zustande nervöser Aufregung und Thätigkeit, von welcher man sich kaum einen Begriff zu machen vermag.

Mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit blicken sich die Schreibenden über ihre Pulte. Es ist wohl keiner unter ihnen, der diese Nacht weniger als eine der enggedruckten Riesenspalten geliefert hat, von denen jede gegen zweitausend Worte enthält; mehrere haben zwei oder drei dieser Spalten hergestellt und Alle sehen blaß und überarbeitet aus. Einer

von ihnen hat die fortwährend eingehenden telegraphischen Depeschen in Empfang zu nehmen, zu ordnen und mit Ueberschriften zu versehen; der Zweite macht zu den wichtigsten Depeschen redaktionelle Bemerkungen; der Dritte tabelt in einer Recension das neue Stück, das an dem Abende gegeben wurde; der Vierte unterwirft die Schilderung eines furchtbaren Mordes der nochmaligen Durchsicht; der Fünfte übersetzt die stenographischen Niederschriften einer diesen Abend gehaltenen Rede; der Sechste legt die letzte Hand an einen wohlüberlegten Artikel über eine wichtige Kammerdebatte in Frankreich, und der Siebente ist in die Schilderung der Wettfahrt mehrerer Ruderclubs vertieft. Der kleine Blechbehälter fliegt schneller auf und nieder und der Nachredakteur wird in dem Maße nervöser und gebieterischer, als der Zeiger der großen Wanduhr vorwärts schreitet. Das Manuscript, welches seitensweise in den Seher-saal hinaufgeschickt wurde, kehrt abgesetzt in langen nassen Korrekturfahnen zurück, und nun beginnt ein nochmaliges Sichten und Zusammenstreichen. Artikel, die stundenlanges angestrenktes Arbeiten und Nachdenken gekostet haben, werden mit einigen Rothstiftstrichen auf wenige Zeilen reduziert, nicht weil sie zu ausführlich oder nicht wichtig genug wären, sondern einfach, weil Ueberfluß an Material und deshalb nicht genug Raum vorhanden ist — ganz entgegen der landläufigen Ansicht des Laien, welcher meint, der Redakteur habe Mühe, die Spalten seiner Zeitung zu füllen — und in manchen Fällen wird auch noch dieser kleine Rest eines Artikels ausgemerzt, zu dem das Material fleißig und mühsam zusammengetragen wurde, um einer, vielleicht

noch Morgens halb drei Uhr eintreffenden wichtigeren Neuigkeit Platz zu machen.

Endlich ist die Redaktion des Blattes geschlossen. Der Nachtredakteur und sein Assistent verschwinden, um in den Sekerräumen die Herstellung der Formen und den Stereotypabguß derselben zu erwarten, denn noch immer kann ein dabei vorkommender Unfall andere Arrangements und ihre Anwesenheit nöthig machen, und die Männer an den Pulken rüsten sich zum Ausbruch, um sich in den untergeordneten Restaurationen der Nachbarschaft wiederzufinden, in welchen man Kaffee und andere einfache Erfrischungen zu billigen Preisen verkauft. Während des Tages verkehren in diesen Lokalen hauptsächlich Zeitungsträger und Stiefelpuzer, gegen Abend und die Nacht hindurch werden sie von dem Personal aller Klassen frequentirt, welches mit der Herstellung der Zeitungen in der verschiedensten Weise zu thun hat, und nach Schluß der Redaktion vereinigen sich hier gewöhnlich die Journalisten in Gruppen an den kleinen Tischen, um einen bescheidenen Imbiß einzunehmen, ehe sie sich nach Hause verfügen. Eine lebhaftere, geistreichere Unterhaltung ist von ihnen nach der Arbeit, die sie vollbracht haben, kaum noch zu verlangen, aber doch hat so manches geflügelte Wort hier seinen Ursprung gefunden und mancher Mann, dessen Name zur Weltberühmtheit gelangt ist, hat hier sein Butterbrod und seine Tasse zweifelhaften Kaffee's verzehrt. Wenn diese Arbeiter des Geistes sich daheim zur Ruhe legen, wird ihre Zeitung bereits ausgegeben. Tausende kaufen sie und lesen sie — und nur Wenige wissen, welcher ungeheure Aufwand von

geistiger und körperlicher Anstrengung nöthig war, um sie herzustellen.

Der Moment, wo die Arbeit für jede tägliche Nummer dieser Riesenblätter beginnt, von denen wir eben eines vollenden sahen, ist schwer zu bestimmen, denn in dem Augenblicke, wo die letzte Spalte einer Nummer geordnet wird, sind die Spezial-Korrespondenten in London, Paris, Petersburg, Berlin und Wien längst wieder in Thätigkeit für die folgende. Sie sind auf Eisenbahnen und Dampfschiffen, zu Pferde, auf den Rücken von Kameelen und Eseln und mit Hilfe noch manches anderen Beförderungsmittels unterwegs, schließen sich jeder neuen Entdeckungsreise an, wohnen der Ausgrabung verschütteter Städte, wie den Debatten aller großen Parlamente bei, unterhalten sich mit Premierministern und anderen berühmten Persönlichkeiten, kurz sie sind überall und man kann von ihnen nicht nur mit Recht wie dereinst von dem Könige von Spanien sagen, daß die Sonne in ihrem Reiche niemals untergeht, sondern hinzufügen, daß sie die Augen im Interesse ihrer Zeitung Tag und Nacht offen haben.

Die Abtheilung für die Angelegenheiten des Inlandes und die Lokalneuigkeiten beweist am besten, wie ausgebildet das System ist, nach welchem diese großen Blätter hergestellt werden und gerade in Bezug auf die Organisation dieser Abtheilung übertreffen die New-Yorker Zeitungen alle anderen der Welt.

Der Redakteur dieses Departements, in der Regel ein gut besoldeter, für sein Fach besonders befähigter Mann, wird von einer Anzahl meist junger, ehrgeiziger Leute unter-

stürzt, welche ihre Laufbahn als Journalisten von der Pike auf, d. h. als lokale Reporter (Berichterstatter) beginnen. Das ehemals gerade in diesem Berufskreise so häufig vorkommende geniale Zigeunerthum ist so ziemlich ausgestorben. Hin und wieder taucht wohl noch eine jener fragwürdigen Eristenzen auf, die ihre eigentliche Heimath nur im Bier- oder Kaffeehause haben, aber im Allgemeinen ist der heutige Reporter ein gesitteter, auch in seiner äußeren Erscheinung tadelloser junger Mann von guten Manieren. Die Klage über die Frechheit und Zubringlichkeit jener Berichterstatter, welche berühmte Leute nur zu dem Zwecke aufsuchen, um Artikel über die gehabte Unterredung zu schreiben, der sogenannten „Interviewer“, ist ohne Zweifel berechtigt. Man kann es dem Politiker oder Finanzmanne, welcher von einem hartnäckigen Reporter von Ort zu Ort verfolgt und wohl gar um Mitternacht in seinem Hause überfallen wird, nicht verdenken, wenn er die Sitte für eine lästige Unsitte erklärt; aber es ist immerhin Behn gegen Eins zu wetten, daß der Reporter seine Rolle schwerer empfindet als der Belästigte. Für den Letzteren liegt darin ein viel zu großes Kompliment, als daß er sich nicht in den meisten Fällen geschmeichelt finden sollte, und sicherlich liebt keiner der auf diese Weise Heimgesuchten den Bericht seines Interviewers ohne ein Gefühl befriedigten Stolzes.

Die Summen, welche die großen New-Yorker Zeitungen auf den inländischen Theil und die lokalen Neuigkeiten verwenden, sind sehr groß. Die Redakteure dieser Abtheilung erhalten wöchentlich 50—100 Dollars, jeder ihrer Assistenten 30—40 Dollars, während die Reporter mit

25—30 Dollars pro Woche bezahlt werden. Die großen Blätter besitzen für dies Departement meist einige dreißig solcher fest angestellten Berichterstatter, und die Zahl der Mitarbeiter, welchen die einzelnen Artikel bezahlt werden und die oft mehr verdienen als der bestbezahlte angestellte Mitarbeiter, ist wenigstens ebenso groß. Außerdem liefern hervorragende wissenschaftliche und belletristische Schriftsteller zahlreiche Beiträge, welche außerordentlich hoch honorirt werden.

Die Haupt- und Unterredakteure dieses Departements pflegen gegen zehn Uhr Morgens in ihren Bureaus zu erscheinen, wo ihre Mitarbeiter — mit Ausnahme derjenigen, welche den Nachtdienst hatten — sie bereits erwarten. Die Morgenblätter liegen auf den verschiedenen Pulten und aus ihnen gehen vielfach Anregungen und Fingerzeige für die Aufgaben des Tages hervor. Eine Zeile in einem sonst unbeachteten Artikel gibt dem Hauptredakteur oft die Idee zu einer längeren Abhandlung, ein Inserat lenkt seine Aufmerksamkeit auf Gegenstände und Vorkommnisse, die ihm sonst entgangen wären, und sein Instinkt für interessante Neuigkeiten wird nur von seiner Lokalkenntniß übertroffen. Ihm sind nicht nur alle höheren und niedrigen Beamten und sonstigen wichtigen Persönlichkeiten bekannt, er weiß auch mit derselben Sicherheit zu sagen, wo sie wohnen und wann und wo sie zu sprechen sind, ebenso wie er anzugeben vermag, in welcher Gegend der ungeheuren Stadt das kleinste, unbekannteste Gäßchen liegt. Ein Empfehlungsbrief von ihm verschafft dem Ueberbringer Zutritt zu der Zelle des verurtheilten Mörders wie in das Haus des berühmtesten Geistlichen, des größten Eisenbahnmagnaten

und des populärsten Volksredners. Er weiß nicht nur, welche Persönlichkeit in irgend einer Sache irgend eine Auskunft zu geben vermag, sondern ist auch sofort im Stande, zu sagen, in welchem Club, welcher Kirche, welchem Billardzimmer, welchem Geschäftslokal sie zu jeder Stunde des Tages zu finden ist.

Nach etwa einstündiger Arbeit sind die Aufgaben des Tages an die Mitarbeiter vertheilt und um elf Uhr befinden sich Alle in voller Thätigkeit. Der eine Reporter wohnt jetzt dem Leichenbegängniß eines berühmten Mannes bei und berichtet in der nächsten Stunde über ein Festessen, ein Wettrennen oder Wettrudern, während seine Kollegen vielleicht in Gesellschaft von Detektivbeamten einem Kassen-diebstahl nachspüren, sich Zutritt zum Präsidenten des Obergerichtshofes verschaffen, in Gemeinschaft eines professionellen Spielers am grünen Tische sitzen, berühmte Staats- oder Finanzmänner „interviewen“, in Begleitung von Wohlfahrtsbeamten die ungesunden Kellerwohnungen eines ärmlichen Stadttheiles in Augenschein nehmen, im Wohnzimmer eines kranken Millionärs Erkundigungen einziehen oder einer religiösen Konferenz beiwohnen. Der Reporter ist überall; keine Zurückweisung entmuthigt ihn, keine Schwierigkeit schreckt ihn ab oder ermüdet seine Geduld, aber nichts ist auch im Stande, ihn zu befriedigen, als die größtmögliche Vollständigkeit seines Artikels. Gewisse Unterabtheilungen des Departements befinden sich ausschließlich in den Händen besonders dazu engagirter Mitarbeiter. Einer derselben ist z. B. Tag und Nacht im Hauptbureau der Polizei stationirt, um sich sofort in Besitz aller

Nachrichten über Verbrechen, Feuer und andere Unglücksfälle zu setzen. Ein kleines Fahrzeug mit einem oder mehreren Reportern an Bord, kreuzt fortwährend im Hafen, um die ankommenden Schiffe und Dampfer zu erwarten, u. s. w.

Aber mit der eben beschriebenen allmorgendlichen Aus- sendung seiner Reporter ist die Arbeit des Redakteurs dieser Abtheilung nicht abgeschlossen. Er muß den ganzen Tag auf seinem Posten bleiben, um über seine Mannschaften zu disponiren, und häufig schickt er nach der ersten Arbeitsvertheilung noch dreißig bis vierzig ausgewählte Leute nach den verschiedensten Theilen des Landes und der Stadt. Der Telegraph meldet vielleicht Mittags, daß an der Küste von Jersey ein Dampfschiff gestrandet ist, und sofort macht sich ein Reporter nach dem Schauplatz des Unglückes auf den Weg. Ist im Augenblicke keine Reisegelegenheit vorhanden, so bringt ein Extrazug oder ein apart dazu gemiethetes Dampfschiff ihn an Ort und Stelle, und in der denkbar kürzesten Zeit sind sowohl die geretteten Passagiere wie der Kapitän, die Mannschaft, überhaupt Jeder auf- gesucht und ausgeforscht, welcher möglicher Weise eine Aus- kunft über das Unglück zu geben vermag. Der Bericht- erstatter weiß wohl, daß es ihn seine Stelle oder doch das Vertrauen seiner Redaktion kosten würde, wenn sein Be- richt weniger vollständig wäre als der eines anderen Blat- tes, und Regen, Sturm, Nebel oder Kälte, denen er oft in leichter Kleidung ausgesetzt ist, dürfen ihn nicht schrecken. Seine Finger sind steif gefroren, aber Bleistift und Notiz- buch müssen in Thätigkeit bleiben. — Und hat er alle Notizen gesammelt, die sich im Augenblicke erlangen lassen,

so eilt er nach dem nächsten Telegraphenbureau, um den Berichterstatlern anderer Blätter womöglich um eine Nasenlänge zuvorzukommen. In Eile ordnet er seine oft von Regen und Sprühwasser verwaschenen, in einzelnen Brocken aufgelesenen Notizen, slicht ein, was er über die Vorgeschichte des Schiffes, seine Ladung, die Höhe der Versicherungssumme u. s. w. erfahren konnte, sendet jeden Satz, sowie er fertig ist, ab, und wenn der von den Nachtredateuren revidirte Bericht im Morgenblatte erscheint, ist er ein Muster von Vollständigkeit. Der Reporter schreibt im Omnibus wie in der Droschke, im Eisenbahncoupé wie im Passagierzimmer, im Gepäckwagen, auf einem Koffer sitzend, wie auf der ersten besten Tonne im Güterschuppen und inmitten des betäubendsten Lärmes.

Viele Menschen haben keine Ahnung von der komplizirten Thätigkeit, welche zur Herstellung einer großen Zeitung nöthig ist, sondern sind der Meinung, dieselbe werde von einer einzigen Persönlichkeit geschrieben, welche Alles selber liest und mit Jedermann selber spricht, und dieser landläufigen Anschauung kommt der Tagesredakteur am nächsten. Derselbe empfängt und öffnet alle eingehenden Postsendungen und vertheilt das, was sie bringen, an die verschiedenen Departements, deren jedes unter einem Subredakteur steht und seinen besonderen Kreis von Mitarbeitern hat. Die großen New-Yorker Blätter, von denen wir hier sprechen, haben außer den schon genannten ihre besonderen Redakteure für politische, landwirthschaftliche, wissenschaftliche, dramatische, literarische und finanzielle Angelegenheiten. An der Spitze des Ganzen aber steht der

Chefredakteur, welcher die politische Richtung des Blattes bestimmt und vertritt, gelegentlich einen Leitartikel über wichtige Tagesfragen schreibt und dem die geistige Leitung des Ganzen obliegt.

Der offiziellen Arbeitsstunden dieses Chefredakteurs sind nur wenige, aber seine Stellung ist die schwierigste von allen, denn die Verantwortlichkeit für jede Aeußerung des Blattes fällt auf seine Schultern. Er hat niemals eine wirklich freie Zeit. Ein Privattelegraph verbindet das Bureau mit seiner Privatwohnung und Fragen und Antworten fliegen den ganzen Tag hin und her. Die Druckerjungen wissen ihn mit den Korrekturfahnen im Ballsaale, im Theater und bei der interessantesten Unterhaltung zu finden — und zieht er endlich die Gardine seines Bettes zusammen, so wird sein Schlaf gewiß mehr als einmal von dem Klingeln der kleinen Maschine verscheucht, durch welches der Nachtreddakteur die Bestimmung des Chefs über die Behandlung spät eingegangener Tagesneuigkeiten einholt, mögen sie die Demission eines Ministers, eine Niederlage der Engländer in Afghanistan, eine Rede Gambetta's oder ein geflügeltes Wort Bismard's betreffen.

In seinem Sprechzimmer, wo der Chefredakteur Nachmittags zwischen zwei und drei Uhr zu treffen ist, wird er von einer Menge von Leuten erwartet, die ein ihnen sehr wichtig scheinendes Anliegen an ihn haben. Philanthropen, welche das Blatt für irgend eine unausführbare, weltbeglückende Idee interessiren möchten, Erfinder und Entdecker der wunderbarsten Maschinen und Theorien, unbeschäftigte Journalisten, welche eine Anstellung, Leute

aller Art, welche Empfehlungen verlangen, aber selten bekommen u. s. w. Einige dieser Bittsteller werden an die Subredakteure geschickt, die große Mehrzahl einfach abgewiesen und nur einige Wenige angenommen. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß es leichter ist, bei dem Präsidenten der vereinigten Staaten eine Audienz zu erhalten, als bei dem Chefredakteur eines der großen New-Yorker Blätter. Der Einfluß eines solchen Mannes ist ein sehr großer und alle Welt buhlt um seine Gunst. Hohe Regierungsbeamte, hervorragende Künstler, Schriftsteller und wissenschaftliche Größen, Richter, Advokaten und Geldmänner bemühen sich, gut mit ihm zu stehen, denn er kann ihnen Allen nützen und schaden.

Mit den hauptsächlichsten Mitarbeitern seines Blattes steht der Chefredakteur mündlich oder durch seinen Privatsekretär in Verbindung. Er gibt ihnen die Themata für Abhandlungen der verschiedensten Art, läßt ihnen Fingerzeige über die Behandlung einzelner Fragen zukommen, macht Anmerkungen zu fertigen Manuscripten und bestimmt, was von den 60—70 Spalten, welche in der Regel gegen Abend gesetzt sind, während das Blatt meist nur 48 brauchen kann, stehen bleiben oder abgelegt werden soll. Ehe nicht der Nachtreddakteur, welcher in jedem wichtigen Falle seine Befehle einholt, das Redaktionslokal verlassen hat, ist der Chef seiner nächtlichen Ruhe nicht sicher, und das Blatt wird häufig ausgegeben, ehe sein oberster Leiter fest eingeschlafen ist.

Mannigfaltiges.

Eine seltsame Schmuggelaffaire. — Einer der tapfersten und befähigsten Generale Napoleon's I., Jean Baptiste v. Bessières, Marschall von Frankreich, Herzog von Istrien, der sich durch militärische Verdienste vom gemeinen Soldaten zu so hohem Range emporgearbeitet hatte, wurde in der blutigen Schlacht bei Lützen am 1. Mai 1813 von einer Kanonenkugel in die Brust getroffen und augenblicklich getödtet. Napoleon war sehr betrübt über den Verlust dieses Getreuen, der schon während der Feldzüge in Egypten und Italien sein Begleiter gewesen war, und befahl, daß man die Leiche einbalsamiren, in einen provisorischen Sarg legen und nach Frankreich schaffen solle, um sie dort später in einem prachtvollen Mausoleum feierlich beizusetzen. Bessières war bekannt als einer der längsten Männer der französischen Armee. Für die einbalsamirte Leiche wurde also ein ungeheuer großer sargähnlicher Kasten angefertigt und derselbe, als Alles bereit war, auf einen mit dem herzoglichen Wappen des Todten geschmückten Wagen gesetzt, den ein Adjutant des Generals und ein Gardehusar als Ehrenwache begleiten sollten. In langsamer Fahrt näherte sich dieser Leichenzug dem Rheine. Einige Meilen voraus aber tauchte plötzlich dort ein anderer ganz ähnlicher Zug auf — ein wappengeschmückter Wagen mit einer großen schwarzen Kiste darauf und ebenfalls geleitet von zwei Reitern, die gekleidet waren in die Uniformen eines Adjutanten und eines Gardehusaren. Es waren diese Leute aber verwegene rheinische Schmuggler, welche früh-

zeitig genug Kenntniß erhalten hatten von den Dispositionen über den Transport des Leichnams des Marschalls Vessières, um daraufhin einen ebenso kühnen wie originellen Schmugglerplan zu entwerfen. Der große sargähnliche Kasten auf ihrem Wagen und die starken Seitenwände des Gefährts selbst enthielten die kostbarsten und mit dem höchsten Zoll belegten englischen Waaren, deren Werth sich auf mehrere hunderttausend Franken belief und die wahrscheinlich schon lange vorher nach Frankreich eingeschmuggelt werden sollten, ohne daß man bisher eine Möglichkeit gefunden, die Wachsamkeit der Douaniers (Grenzsteuerbeamten) zu überlisten, bis endlich die Leichenüberführung des Marschalls den Schmugglern die gewünschte Gelegenheit zum Versuch einer Ueberlistung der Zollbehörden darbot. Der vornehm aussehende angebliche kaiserliche Adjutant und Führer des Leichenzuges wurde in einigen Ortschaften, welche er auf seinem Wege passirte, mit Auszeichnung und militärischen Ehren empfangen. Vorspannpferde, freie Tafel u., Alles, was er bedurste, wurde für ihn auf öffentliche Kosten besorgt, besonders in den Orten, wo französische Garnisonen sich befanden. Der falsche Adjutant sprach fließend französisch und wußte sich vortrefflich zu benehmen, so daß er Jedermann täuschte. Den lästigen Fragen und Erkundigungen der Offiziere wußte er geschickt auszuweichen, indem er seinen tiefen Schmerz über den jähen Tod des Helden vorschützte, um ihre Einladungen unauffällig abzulehnen. „Schonen Sie meine Betrübniß, die meine Zunge lähmt,“ sprach er bei solcher Gelegenheit einmal mit bewegter Stimme. „Alles was ich Ihnen zu sagen vermag, ist, daß eine Kanonenkugel des Marschalls Herz zerschmetterte, so daß er todt vom Pferde stürzte!“ Der Zug kam endlich vor der Zolllinie des Rheines an und wurde angehalten in Rheintassell, Mainz gegenüber, welches damals dem französischen Kaiserreiche einverleibt war. Hier wollte der Chef des Hauptzollamtes den Wagen untersuchen und bat zu diesem Behufe höflichst den falschen Adju-

tanten, er möge doch die Güte haben und den fargähnlichen Kasten für einen Augenblick öffnen lassen, damit der Kontrolleur hineinschauen könne, wie es seine Amtspflicht erheische. Der falsche Adjutant gerieth darüber in die höchste Aufregung und drohte, daß er den seine Befugniß in so taktloser Weise überschreitenden Zolldirektor bei dem Marschall Kellermann und sogar bei dem Kaiser selbst verklagen würde. „Das ist ja ein wahrer Greuel!“ schrie er zornig. „Also die Asche eines auf dem Felde der Ehre ruhmvoll gefallenen Helden soll entweicht werden von schändlichen Zöllnerhänden! Der Kaiser soll von dieser Brutalität Kenntniß erhalten! Nur mit meinem Leben soll man mir den Sargschlüssel entreißen!“ . . . Es mußte aber doch etwas Auf fallendes in dem Betragen des falschen Adjutanten gewesen sein, denn die Zollbeamten hatten allerdings Verdacht gegen ihn geschöpft; vielleicht trug dazu auch die enorme Größe des fargähnlichen Kastens bei, welchen bedenklichen Umstand der Führer desselben durch die allbekannte stattliche Länge des Marschalls zu erklären suchte. Schließlich aber, nach mehrstündigem Streite, setzte er doch seinen Willen durch. Es gelang ihm vermittlest seiner großartigen Redensarten und heftigen Drohungen den Chef des Zollamtes einzuschüchtern. Man erlaubte ihm mit seinem Wagen unvisitirt die Zolllinie zu passiren. Doch bald sollte ihn und seine Begleiter die Rache der Zöllner erreichen! Während der Zeit nämlich, als der falsche Leichenzug die breite Schiffbrücke passirte, welche bei Mainz über den Rhein führte, traf der wirkliche Leichenzug des Marschalls mit dem wirklichen Ehrengelichte in Rheinkassel ein. Es scheint, daß der Zug einen anderen Weg verfolgt hatte, als die Schmugglerbande, denn der wahre Adjutant vernahm mit nicht geringem Erstaunen von den Zollbeamten die seltsame Mär, daß soeben bereits ein angeblicher Leichenkondukt des Marschalls Besitzers die Zollgrenze passirt habe. Unverzüglich setzte er mit den Douaniers den Schmugglern nach, die vergeblich Reißhaus zu nehmen

suchten, sobald sie die Gefahr erkannten. Sie wurden noch auf der Brücke ergriffen, wo der wahre Adjutant in seiner Wuth den falschen bald umgebracht hätte. Die werthvollen Schmuggelwaaren wurden konfisziert und die Kontrebandisten mit harter Gefängnißstrafe belegt. F. 2.

Bukarest und seine Entstehung. — Bukarest, die Hauptstadt von Rumänien, dehnt sich in der fruchtbaren walachischen Tiefebene, zu beiden Seiten des Flüsschens Dembowiza, soweit aus, daß man glauben sollte, sie zählte mindestens eine halbe Million Einwohner, während sie nur 25,000 Häuser und 230,000 Einwohnern hat. Immerhin aber gehört Bukarest zu den eigenartigsten Städten des Kontinents. Ueber die Entstehung der Stadt erzählt man sich folgende Sage: Vor langer Zeit — man weiß nicht mehr, in welchem Jahre — lebte in dem Städtchen Warna am schwarzen Meere ein außerordentlich reicher armenischer Kaufmann, der eine bezaubernd schöne Tochter, Namens Guzla, hatte, die in ihrem sechzehnten Jahre die Perle des Orients genannt wurde. Große Sorge bereiteten dem Kaufmann seine Schätze, die er vor der Habgier der Großen des Reiches kaum zu sichern wußte, noch besorgter aber machte ihn die Zukunft seiner Tochter. Obwohl umschwärmt von Bewerbern der angesehensten Art, sollte sie doch keinem ihre Hand reichen, von dem es nicht gewiß war, daß er sie nur aus Liebe heirathe. Da erschreckte man den Alten eines Morgens mit der Botschaft, daß seine Tochter über Nacht verschwunden sei. Der Kaufmann war außer sich. Daß sie nicht allein entflohen sein konnte, schien ihm klar, aber mit wem und wohin? Er sann und sann, bis er ein Füllen seiner arabischen Stute Bukar wiehern hörte. Er eilte in den Stall und siehe da, sein Lieblingspferd war ebenfalls verschwunden. Ohne Zweifel, seine Tochter hatte es zur Flucht benutzt. Flugs rief er seinen Hausverwalter, um ihm seine Geschäfte zu übertragen und dann der Entflohenen nachzusehen. Allein der Hausverwalter

war auch verschwunden. Jetzt war Alles klar, mit ihm, dem sie sich immer so hold gezeigt, war sie auf und davon gegangen. Der Armenier that einen fürchterlichen Schwur, daß er nicht ruhen und rasten wolle, als bis er die Flüchtigen aufgefunden hätte. Und er machte sich auf, sie zu suchen. Um zu erkunden, nach welcher Richtung sie sich gewendet, nahm er das Füllen mit, denn er meinte, das Thier werde die Spur seiner Mutter, die ja der Entflohenen als Reitpferd diene, am leichtesten finden. Es schlug auch sogleich in vollem Galop die Richtung nach Nordwesten ein. Der Kaufmann folgte und kam so nach einigen Tagen an die Donau. Hier aber verschwand auch das Füllen und war nirgends mehr zu sehen. Traurig wollte der Armenier schon wieder umkehren, als er einen Fischer bemerkte. Diesem klagte er sein Schicksal. Der Fischer aber tröstete ihn und sagte, das Füllen sei durch den Fluß geschwommen, zugleich erbot er sich, den Kaufmann überzufahren. Es geschah, und als der verlassenere Vater am jenseitigen Ufer eine Strecke in's Land hineingewandert war, hemmte ein wohlbekanntes Gewieher seine Schritte, er stutzte, ging der Stimme des Pferdes nach und stand plötzlich vor einem überraschenden Bilde. An einen Baum gebunden sah er sein Lieblingspferd Bugar, das wiedergefundne Füllen liebkosend, unter dem Laubdach des Baumes aber liebkosten sich zwei Andere, es war seine Tochter Guzla und ihr Geliebter. Anfangs erwachte sein Zorn und er schickte sich an, mit bewaffneter Hand gegen die Ungehorsamen einzudringen, aber die Tochter eilte dem Vater entgegen, umschlang seine Kniee und flehte um Gnade. „Diesen oder Keinen!“ lautete ihr Begehrt, dem der Vater sich endlich nicht länger zu widersetzen vermochte. Zur Erinnerung an das Wiederfinden ließ er an der Stelle, wo er Guzla mit seinem Hausverwalter angetroffen, ein Haus bauen, an welches sich, da die Gegend sehr fruchtbar war, bald mehrere angeschlossen, bis ein Städtchen daraus erwuchs, das man zu Ehren der ara-

bischen Stute Bukar-Aske (Bukar's Stadt) nannte, woraus mit der Zeit Bukarest geworden ist. B.

Ein Autograph. — Der berühmte Hornvirtuose Vivier in Paris erhielt eines Tages von einer Gräfin des Faubourg St. Germain eine Zuschrift, worin er befragt wurde, wie viel er verlange, um bei einer Soirée die Gäste der Gräfin durch sein Talent zu unterhalten. Vivier antwortete und verlangte 1000 Francs; man schien das zu theuer zu finden und Vivier bekam keine weitere Antwort. Einige Zeit darauf befand er sich in einem andern Salon, blätterte in einem auf dem Tisch ausgelegten Autographen-Album und fand darin seinen Brief an die Gräfin. Der Künstler lachte über die schlaue Art, sich Autographen zu verschaffen, und sagte zur Hausfrau, die den Brief des Virtuosen von der ihr befreundeten Gräfin als Autograph für ihr Album geschenkt erhalten hatte: „Es thut mir leid, daß die Gräfin mir nicht gesagt hat, sie wüßte ein Autograph von mir zu besitzen, denn da ich dies nicht wußte, so ließ ich diese Antwort von meinem Hausmeister schreiben, der gerne eine Gelegenheit wahrnimmt, seine schöne Handschrift zu zeigen.“ E.

Militärische Namen und ihre Entstehung. — Die Bezeichnungen für die Waffengattungen u. s. w. sind zwar Jedermann geläufig, aber von nur Wenigen dürften Herkunft und ursprüngliche Bedeutung mancher derselben bekannt sein. Hier einige Beispiele: Husar ist ursprünglich eine ungarische Waffengattung, die zuerst um die Mitte des 15. Jahrhunderts von Kroaten gestellt, dann aber in Folge zunehmender Verwilderung von rein ungarischem Adel ersetzt wurde, welcher letzterer in reicher glänzender Nationaltracht auftrat. Da nun bei diesem Aufgebot von je 20 Häusern ein Reiter gestellt werden mußte, so nahm die daraus gebildete Truppe mit der Zeit den Namen Husaren an, da im Ungarischen husz zwanzig bedeutet. 1547 erschienen sie zum ersten Male unter Karl V. in der Schlacht bei Mühlberg. —

Die Bezeichnung Dragoner kommt zuerst zur Zeit Heinrich's IV. von Frankreich vor und rührt wahrscheinlich von dem französischen Worte dragon (Drache) her, welches Thier die ersten Dragoner in ihrem Feldzeichen führten. — Grenadier oder Granatier war in der alten Kriegskunst ein Granatenwerfer (italienisch grenada). Die erste Compagnie derselben wurde 1634 bei der Belagerung von Regensburg gebildet, als General Lars Ragge zu diesem Dienst Freiwillige aufforderte, denen er eine bedeutende Solderhöhung gewährte. — Der Name Ulanen (Uhlanen) ist wahrscheinlich tatarischen Ursprunges, indem die Tataren ihre leichte Reiterei, mit der sie fortwährend die polnische Grenze unruhigten, Ulanen (d. h. Wadere, Tapfere) nannten und die Polen dann ihrer leichten Reiterei denselben Namen beilegte. Die polnischen Ulanen waren demzufolge die ersten in Europa; 1790 und 1791 folgte dann die Einrichtung derselben in Oesterreich und Preußen. — Die Infanterie, von jeher der Kern und Hauptbestandtheil aller Armeen, leitet ihren Namen von dem spanischen Wort Infanteria her, weil man darunter ursprünglich die Leibgarde spanischer Infanten verstand. Andere behaupten freilich, das Wort hinge mit dem altgermanischen fant, d. h. junger Mensch, dann Knecht, Fußknecht, zusammen. Im Gegensatz dazu erhielt die Kavallerie ihren Namen von dem italienischen cavallo, d. h. Pferd. — Corporal ist verstümmelt aus dem französischen caporal, wörtlich: Hauptmann (italienisch capo, Kopf). Bekanntlich wurde Napoleon I. in den italienischen Feldzügen scherzweise von seinen Soldaten le petit caporal (der kleine Hauptmann) genannt. — Der Zapfenstreich endlich, womit wir diese Uebersicht abschließen wollen, soll seinen Namen daher führen, daß durch dieses Signal die Soldaten des Abends aus den Schenken in ihre Quartiere gerufen wurden. Dabei kommt die altdeutsche Gewohnheit in Betracht, wonach die Polizeibeamten zur bestimmten Stunde in die Schenkstuben traten und über die Zapfen der

Fässer einen Strich mit der Kreide machten, worauf nichts mehr ausgeschenkt werden durfte. W.

Feuerpassion. — Der Herzog von Southerland war so sehr dafür eingenommen, bei einem ausbrechenden Feuer als einer der Ersten auf dem Platze zu sein und Hilfe zu leisten, daß er sich privatim jedes Feuer telegraphisch melden ließ. Einen Vorgänger in dieser Passion hatte er, zur Zeit Karl's II. von England, in Lord Craven, der für den Fall eines Feuers stets ein gesatteltes Pferd im Stalle stehen hatte und Denjenigen belohnte, der ihm zuerst den Ausbruch eines Feuers anzeigte. Einst fragte der König, als ihm ein großes Feuer gemeldet wurde: „Ist Lord Craven dabei?“ — „D!“ entgegnete ein Höfling, „er war auf dem Platze, noch bevor das Feuer ausbrach, und wartete darauf.“ R.

Landseer's Hund. — Als der Historienmaler Charles Landseer sein bestes Gemälde: „Der Vorabend der Schlacht von Edge-Hill“, dem er seine Ernennung zum Akademiker verdankte, beinahe vollendet hatte, lud er seinen Bruder, den berühmten Thiermaler Sir Edwin Landseer ein, dasselbe zu besichtigen und sein Urtheil darüber abzugeben. Sir Edwin meinte, es wäre ein sehr gutes Gemälde, aber „wie schön würde sich ein Wachtelhund in jener Ecke da machen.“ — „Wenn Du es für gut findest, so male mir doch einen,“ entgegnete Charles. Flugs ergriff der Maler den Pinsel und malte in die von ihm bezeichnete Ecke einen schönen alten englischen Wachtelhund. Das Gemälde wurde ausgestellt und bewundert, namentlich der Wachtelhund, aber der Gemäldehändler, der es kaufte, legte als praktischer Geschäftsmann dem Hund Sir Edwin's mehr Werth bei als dem ganzen übrigen Gemälde. Er schnitt deshalb den Hund heraus, verkaufte ihn als Einzelbild und ersetzte ihn durch eine gute Kopie. Als Sir Edwin einige Jahre später das Bild wieder sah, erklärte er mit Emphase: „Ich will mich hängen lassen, wenn ich je diesen Hund

gemalt habe!“ Das Gemälde wurde nun eingehender geprüft und der Betrug entdeckt. Der aus dem Bilde geschnittene echte Hund wurde Ende 1878 auf einer Auktion für 900 Mark verkauft.

Amerikanische Industrie. — In der Kunst, anscheinend werthlose Abfälle nutzbar und gewinnbringend zu machen, gehen die Amerikaner allen übrigen Nationen voran. Altes Leder z. B. wird auf verschiedene Weise verwendet. Löst man es mit Dampf und gewissen Säuren auf, so lassen sich Druckwalzen für Rattendruckereien daraus machen. Noch einträglicher aber soll es sein, das Leder in kleine Stücke zu zerschneiden, mit einem flüssigen Kitt zu mischen und dann zu einer Masse zusammenzupressen, der man jede zu dem beabsichtigten Zwecke erforderliche Dike geben kann. Die Schuhfabrikation von Massachusetts verbraucht solches Leder massenhaft. In diesem Staate hat man aber noch eine andere Methode, Lederabfälle nutzbar zu machen. Man zerreibt sie nämlich zu Pulver und mischt dasselbe zu gewissen Gummistoffen, so daß eine Art flüssiger Lederstoff entsteht. Dieser Brei wird zum Trocknen gebracht und dann in Tafeln gerollt. Diese Masse soll völlig wasserdicht sein und wird in Amerika mit Vorliebe zu Fußbekleidungen, Dachbedeckungen und Wandüberzug in feuchten Gebäuden benutzt.

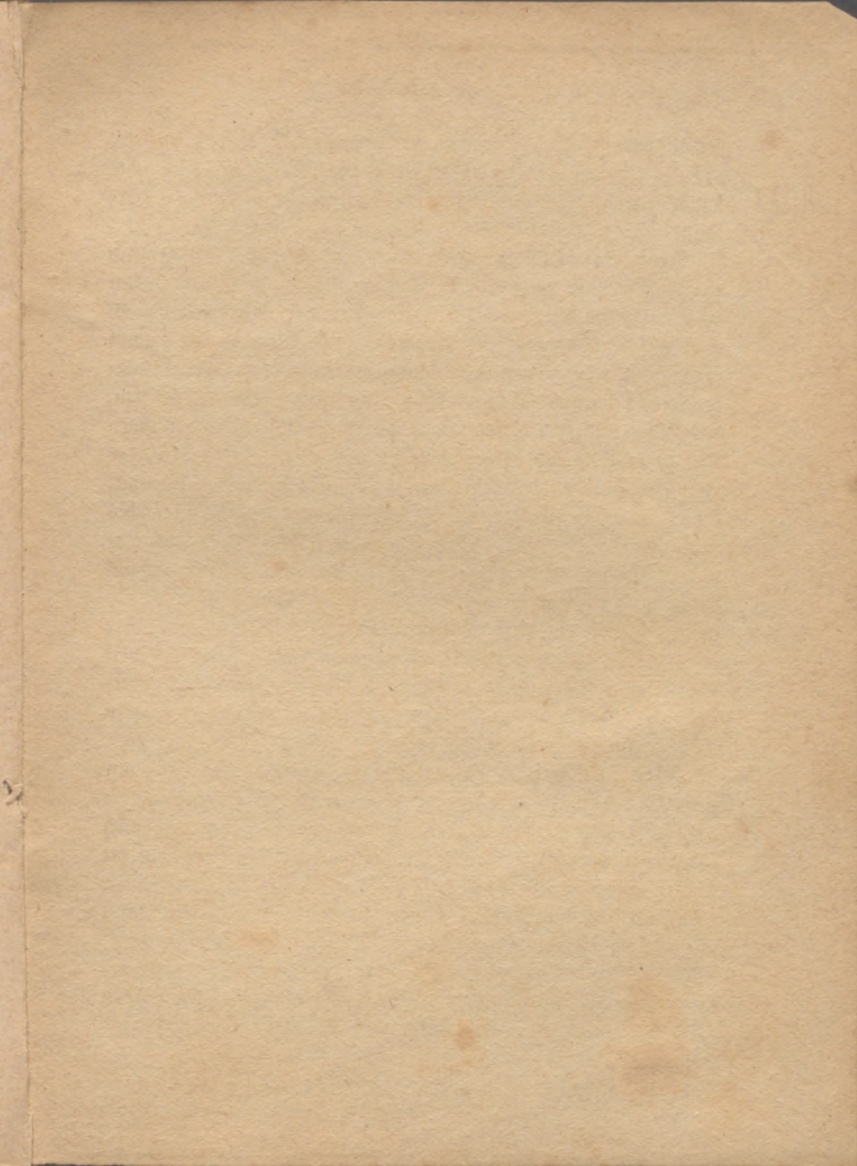
Ein Vorthheil. — Rittmeister v. L. erhielt bei Mars la Tour einen Granatsplitter in's Bein, in Folge welcher Verwundung ihm das Bein abgenommen wurde. Bei der Amputation war auch sein Reitknecht zugegen, dem voll Mitgefühl die Thränen über die Backen liefen. „Weshalb weinst Du?“ sagte der Rittmeister. „Du hast doch nur Vorthheil davon, brauchst Du doch in Zukunft nur einen Stiefel zu wischen.“

G. Sp.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein

in Stuttgart.





gemalt habe!“ Das Gemälde wurde nun eingehender geprüft und der Betrug entdeckt. Der aus dem Bilde geschnittene echte Hund wurde Ende 1878 auf einer Auktion für 900 Mark verkauft.

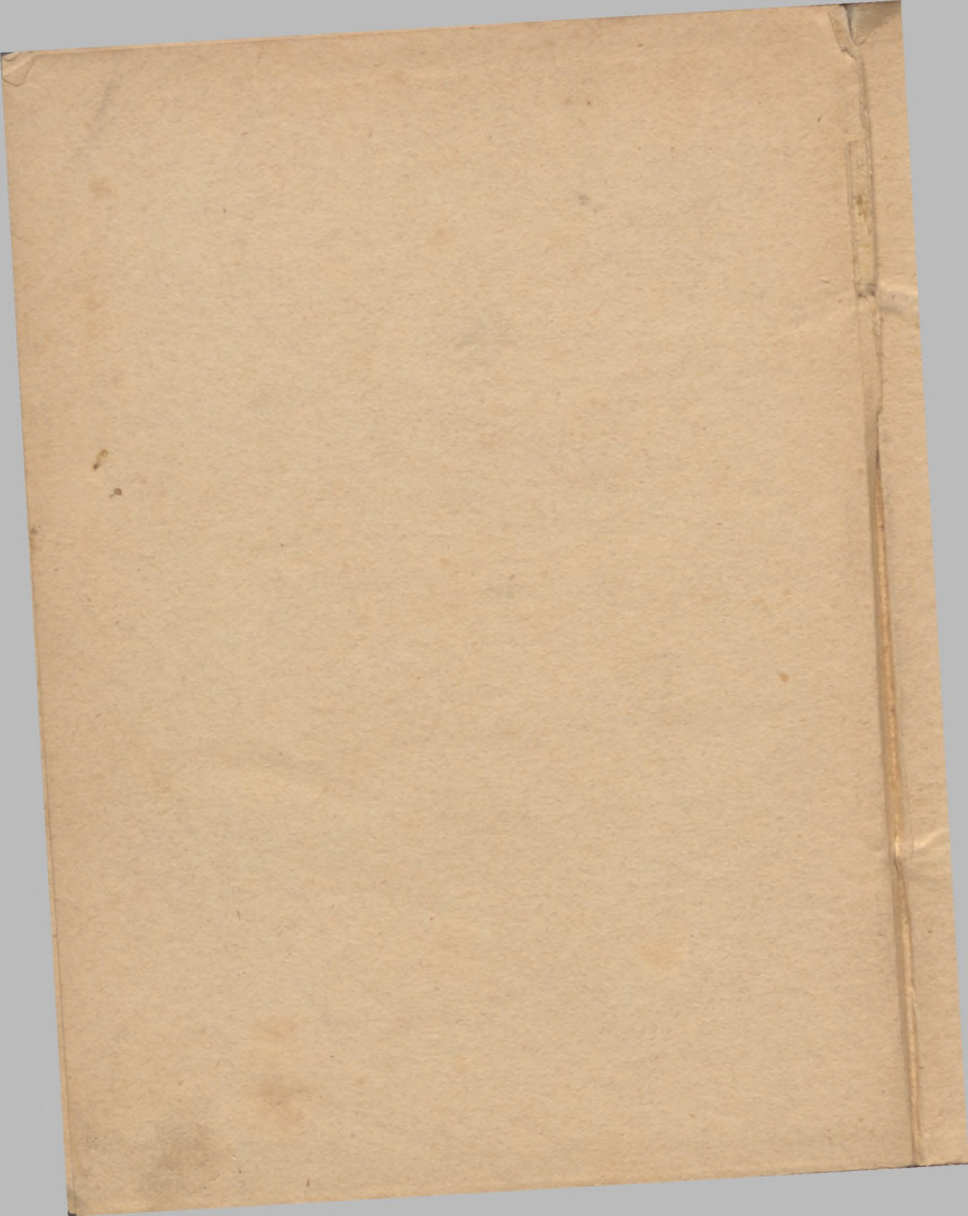
Amerikanische Industrie. — In der Kunst, anscheinend werthlose Abfälle nutzbar und gewinnbringend zu machen, gehen die Amerikaner allen übrigen Nationen voran. Altes Leder z. B. wird auf verschiedene Weise verwendet. Löst man es mit Dampf und gewissen Säuren auf, so lassen sich Druckwalzen für Rattendruckerien daraus machen. Noch einträglicher aber soll es sein, das Leder in kleine Stücke zu zerschneiden, mit einem flüssigen Kitt zu mischen und dann zu einer Masse zusammenzupressen, der man jede zu dem beabsichtigten Zwecke erforderliche Dicke geben kann. Die Schuhfabrikation von Massachusetts verbraucht solches Leder massenhaft. In diesem Staate hat man aber noch eine andere Methode, Lederabfälle nutzbar zu machen. Man zerreibt sie nämlich zu Pulver und mischt dasselbe zu gewissen Gummistoffen, so daß eine Art flüssiger Lederstoff entsteht. Dieser wird zum Trocknen gebracht und dann in Tafeln gerollt. Diese Masse soll völlig wasserdicht sein und wird in Amerika mit Vorliebe zu Fußbekleidungen, Dachbedeckungen und Wandüberzug in feuchten Gebäuden benutzt.

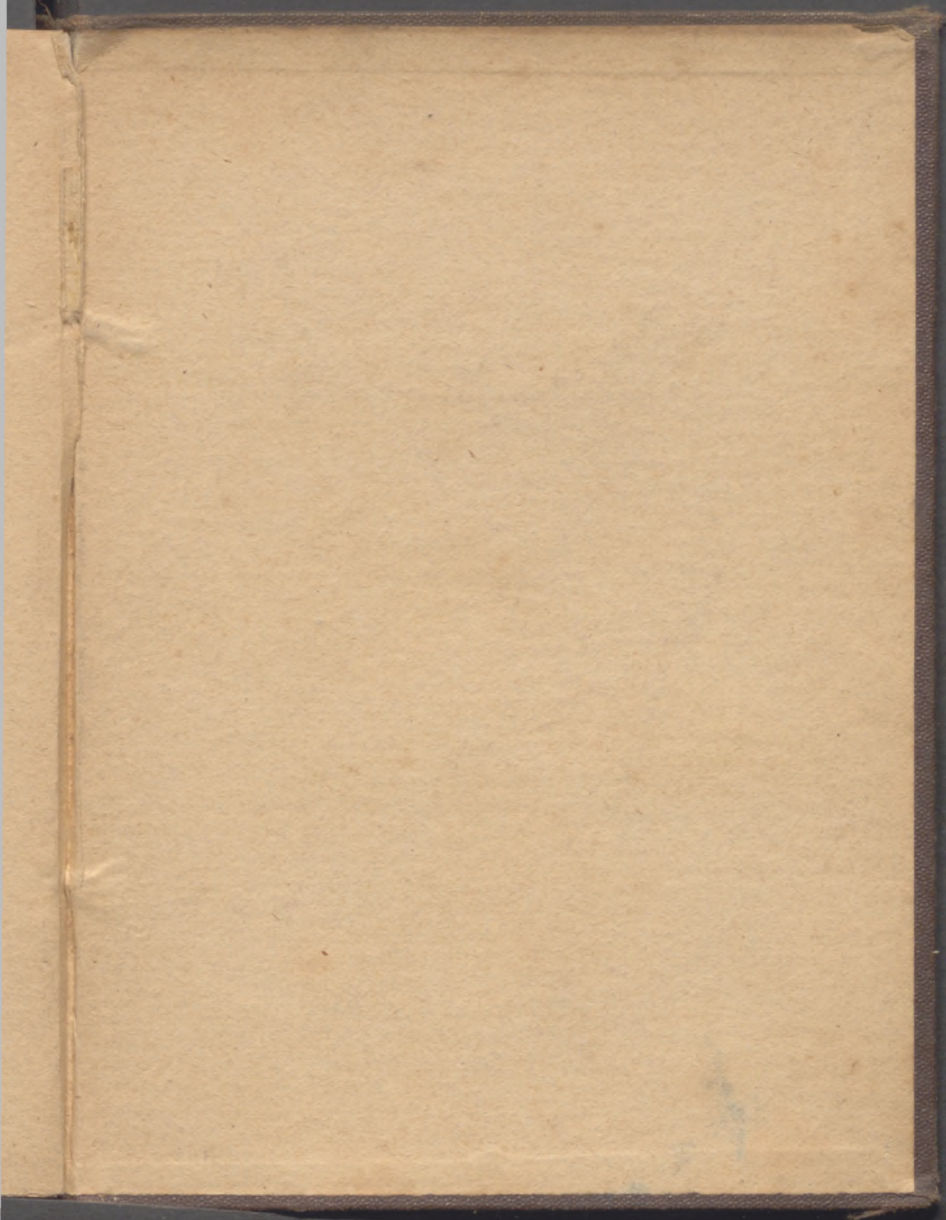
Ein Vorthheil. — Rittmeister v. L. erhielt bei Mars la Tour einen Granatsplitter in's Bein, in Folge welcher Verwundung ihm das Bein abgenommen wurde. Bei der Amputation war auch sein Reitknecht zugegen, dem voll Mitgefühl die Thränen über die Backen liefen. „Weshalb weinst Du?“ sagte der Rittmeister. „Du hast doch nur Vorthheil davon, brauchst Du doch in Zukunft nur einen Stiefel zu wischen.“

C. Sp.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein
in Stuttgart.







Biblioteka Główna UMK



300020173974